

Orla Holm

Pioniere

Ein Kolonialroman aus
Deutsch-Südwest-Afrika



Berlin, 1906, F. Fontane & Co.

S 17/1064

Alle Rechte
vor allem das Recht der Übersetzung
vorbehalten

Stadt- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

Maschinenfabrik von Oscar Brandstetter in Leipzig, 28621.

Erstes Kapitel.

Glühend heiß brannte die Sonne hernieder auf das kahle, wasserarme Sandfeld des Hererolandes. Die mächtige azurblaue Himmelstuppel wölbte sich darüber, soweit das Auge sehen konnte. Gegen Westen begrenzten zwei felsige Bergketten den Horizont und als breiter gelber Streifen schlängelte sich das trodrene Flußbett des Nojobs quer durch die gewaltige Ebene.

Bereinzelt ragten hohe Akazienbäume in die flimmernde Luft, und noch im Schatten ihrer breiten Äste standen kleine schmutzige Regenpfützen, von spärlichen Grashalmen umgeben. Graue, verwitterte Felsblöcke lagen über die Fläche verstreut, dazwischen standen, in dichten Gruppen beieinander wachsend, dornige, niedere Sträucher und Büsche.

Sonst war die Gegend eintönig, ohne bedeutendere Erhebung — scheinbar fruchtlos, denn die Pflanzenwelt war zum größten Teil dürr und kümmerlich. Trotzdem lag ein eigentümlicher Reiz über dieser öden eintönigen Wildnis. Die Sonnenstrahlen zauberten bald dunkle Schatten, bald golden glänzende Lichter auf die Fläche, und die reine Luft ließ den schmalen Streifen üppigen Buschwalds, der am Flußbett entlang zog, nähergerückt erscheinen und in saftigem Grün erschimmern.

In beschaulicher Ruhe ästen die Springböcke, Vögel flogen aus ihrem Versteck auf, ließen ihr buntes Gefieder im Sonnenlicht leuchten, und zahlreiche Perlhuhnvöcker trippelten im Verein mit den rotbeinigen Fasanen gemächlich über die Fläche, bald hier, bald dort ein Körnchen aufpickend.

Kein fremder Laut hatte die Stille der Natur unterbrochen, als plötzlich aus der Ferne Peitschengeknall und der Hufschlag eines galoppierenden Pferdes von den Bergen herüberschallten. Die Springböcke spannten, hoben lauschend die zierlich gezeichneten Köpfe, um beim Näherkommen des Geräusches in prächtigen, meterhohen Sprüngen nach stillerer Ferne zu entfliehen.

Für eine kurze Weile schien alles Geräusch verstummt, nur das schwirrende Gesumm der Mücken erfüllte die Luft.

Dann stieg ein feiner Staubwirbel auf, und daher sprengte auf flinkem, leicht gefatteltem Pferde, die Jägerbüchse vorn über den Bug gelegt, ein Reiter.

Es war ein Jüngling, halb noch Kind, von schlankem, kräftigem Wuchs und mutigem Aussehen. Seine Kleidung war einfach, den afrikanischen Verhältnissen gemäß aus Raten, durch anstrengenden Ritt über Geröll und Dornen teilweise zerissen, und selbst die hohen Lederne Reitgamaschen zeigten Spuren von im Gestrüpp geholten Dächern. Unter dem breitkrempigen Burenhut, der den Reiter vor der Sonne schützte, fielen einige dunkle lockige Haare hervor, und aus dem frischen, von der Sonne verbrannten Knabengesicht schauten zwei große blaue Augen treuherzig und munter in die Welt.

Im Schatten zwei hoher Akazienbäume, die im Gegen-

satz zu den übrigen dicht beieinander standen, hielt der Knabe an, sprang geschickt aus dem Sattel und legte die Zügel dem Tiere leicht über den Hals.

„Jochen, wir sind am Ziel,“ rief er mit hellklingender Stimme und strich dem Pferde liebevoll über die Mähne. Leuchtenden Auges sah er sich um.

„Diese große Fläche, diese wunderbaren Berge, alles, alles Tom Harbts neue Heimat!“ Jubelnd kam es über seine Lippen: „Meine neue Heimat!“

Die Sonnenstrahlen fielen jetzt fast senkrecht hernieder. Tom nahm Sattel und Zaumzeug dem Pferde ab, befestigte die Spannfesseln an den Vorderbeinen des Tieres: „So, mein alter Jochen, nun bist du frei! Ach, ist die Welt doch schön —“

„O, Welt, wie bist du so wunderschön“ sang er vor sich hin, zog seine Toppe aus, warf sie mutwillig in weitem Bogen unter den Baum und legte sich im Schatten der Äste zu wohlverdienter Ruhe nieder. Ab und zu nahm er einen Schluck aus der neben ihm liegenden Kaffeeflasche, hielt ein kleines Zwiegespräch mit Jochen, der sich an die wenigen Grashalme heranmachte, gierig den Rest aus den Wasserpfützen soff, und bei Toms Neben verständnisvoll die Müstern aufblies. Nach und nach aber stockte das Gespräch, der Knabe schloß die Augen und war im Nu eingeschlafen.

Tom wußte nicht, wie lange er geschlummert hatte, als lautes Rufen und Peitschengeknall ihn erweckte. „Wo bin ich nur?“ entfuhr es ihm schlaftrunken. — Da sah er, wie ein Ochsenwagen mit Gepolter über das steinige Felsgeröll des Flußbettes fuhr, die voranlaufenden Trei-

ber die müden Tiere durch Zurufen und lautes Knallen der langen Peitsche ermunterten, hörte, wie der Führer des Wagens mit weithin schallender Stimme „halt“ rief, bis der schwere, vollbeladene Ochsenwagen langsam zum Stillstehen kam.

„Sie kommen!“ Tom sprang auf und eilte auf einen älteren, eben vom Pferde steigenden Mann zu.

„Vater, Vater, hier ist der vom Distriktschef bezeichnete Platz!“ Der Knabe zeigte nach dem Flußbett und weiter nach den Bergen.

X Die hohe, sehnige Figur des Vaters rechte sich zu ihrer ganzen Größe auf; sie erschien neben dem kleinen, schwächlich gebauten Pferde, das er am Zügel führte, beinahe überlebensgroß. Selbst Tom reichte dem Vater kaum bis an die breiten Schultern. Er war in seiner ganzen Erscheinung der Typus eines echten, alten Germanen, ein Bild von Manneskraft und Mannesbewußtsein. Die Augen, die prüfend über die Gegend hinsahen, drückten ein eisernes Wollen aus, eine seltene Entschlossenheit; hinter der hohen faltigen Stirne wohnte ein rastlos tätiger Geist; rötlich braunes Haar umrahmte das ernste Gesicht, in dem ein Zug von Milde und Güte lag, und ein langer Bart fiel tief bis auf die Brust herunter.

„Du hast recht, Tom,“ sagte der Vater, und in seiner Stimme war ein Ton von Freude und Stolz. „Das muß der richtige Platz sein. Du kleiner Ausreißer bist wohl schon lange hier?“

„Es war zu schön, im gestreckten Galopp über die Fläche zu jagen, Jochen flog nur so dahin,“ entgegnete Tom treuherzig.

„Ja, mein Junge, reite du nur nach Herzenslust, das stärkt die Kräfte. Nun aber geh zur Mutter, hilf beim Aussteigen, mach's ihr und Maria bequem, während ich in Eile das Zelt aufbauen lasse und beim Ausspannen helfe.“

Tom lief spornstreichs zum Wagen, half den darin-sitzenden Frauen, Mutter und Tochter, heraus, grüßte und hieß willkommen.

„Ist's hier nicht schön?“ jubelte er, „nicht viel schöner als zu Hause, wo Gartenzäune und Grenzsteine uns überall beengen?“

Die Mutter, eine zarte Erscheinung, strich liebevoll über Toms Lockenkopf. Ihre feingeschnittenen Züge umspielte ein sanftes Lächeln, aber über dem blassen Frauenantlitz lag ein Hauch von Schwermut und Müdigkeit, der Widerschein schwerer Leiden, den selbst das Lächeln nicht zerstören konnte.

„Du bist angegriffen, Mutter?“ forschte die Tochter. „Die lange Fahrt im Ochsenwagen wird daran schuld sein. Komm, ruh' dich aus!“

„Ein wenig müde bin ich, nur ein wenig, Maria,“ entgegnete die Mutter.

Rasch nahm Tom zwei Stühle aus dem Wagen, stellte sie unter den Baum. „Mütterchen, ruh' dich aus,“ wiederholte er Marias Worte.

Frau Hardt ließ sich ermattet nieder. Sie sah sinnend nach den Bergen, auf deren kahlen, zackigen Felsen die Sonne wunderbare Farbenreflexe hervorrief.

Maria lehnte sich leicht an den Baumstamm an, stützte den Kopf auf die Hand und schien in Gedanken

persunken. Sie war eine große, aber überaus zierlich gebaute Erscheinung, voll Jugendfrische und Anmut. Das Köpfchen saß grazios auf einem schlanken, leicht von der Sonne gebräunten Hals, den ein kleiner Ausschnitt in der Bluse freiließe. Ihr langes kastanienbraunes Haar trug sie vorne geschheitelt und am Hinterkopf in schweren Flechten aufgesteckt; nur einige natürliche Locken fielen mutwillig über die Ohrmuscheln, bloß die rötlich schimmernden Ohrläppchen freilassend, und umrahmten in goldigem Geträusel das feine Oval des Gesichts und die regelmäßigen, aber noch weichen lieblichen Mädchenzüge. Tief-schwarze leuchtende Augen, beschattet von langen dunklen Wimpern, blickten in sonderbarem Gemisch von sprühender Lebensfreude und unbewußter Schwermut in die Welt; sie schienen in der Menschenseele lesen zu können, mochten mit mildem Scheine zu trösten verstehen und schauten bald träumerisch in die Weite, bald lächelten sie in stiller Glückseligkeit. — Es lag ein seltener Zauber über der holden Mädchengestalt — trotz aller Einfachheit ihrer Kleidung, die in losen Falten die weichen Formen umschloß, war sie solch Bild von Anmut und Lieblichkeit, wie es die Natur selten schafft; eins von jenen Wesen, die wie der zarte Duft einer eben erblühten Blume des Menschen Herz berühren.

„Geht es dir ein bißchen besser, Mutter?“ fragte Maria.

„Wieder ganz gut, Kind; die Luft ist so wohltuend nach der drückenden Hitze im Wagen.“

„Ich muß jetzt Vater helfen, Mütterchen!“ rief Tom, und eilig, als könne er kaum die Arbeit erwarten, lief er zum Vater, der gerade das Zelt aufstellen ließ.

Die schweren Eisenstangen waren endlich unter Lärm und Geschrei der Eingeborenen in den harten Boden getrieben, die graue Segelleinwand darüber gespannt, und Tom klatschte vor Vergnügen in die Hände.

„Nein, ist dies alles schön hier; weißt du, Vater, genau so, wie in den Indianergeschichten!“

Der Vater lachte. „Tom, jetzt wollen wir erst nach Wasser sehen, sonst verdursten uns die Tiere. Ephraim, Ephraim, wo steckt der nur wieder?“

Mit langsamen, würdevollen Schritten kam ein hochaufgeschossener Bursche, dessen gelblich braune Gesichtsfarbe den Bastard erkennen ließ, bei dem Ruf des Vaters heran.

„Min Herr?“ Der Bursche blieb fragend vor dem Vater stehen.

„Wo finden wir hier Wasser, Ephraim?“

„Wir nach die Revier lopen und graben,“ gab der Bursche Antwort.

Einige erklärende Worte rief der Vater seiner Frau und Maria zu, dann ging er und Tom nach dem Flußbett. Hinter ihnen folgten die schwarzen Gestalten der Treiber und Diener unter Voranmarsch von Ephraim, der voll Stolz und Selbstbewußtsein den mit langen, wehenden Straußensfedern geschmückten Hut schwenkte und im eifrigen Bemühen, möglichst hoch erhobenen Kopfes dahinzuschreiten, verschiedene Male über Steine und Baumwurzeln stolperte.

Am Flußbett angekommen, ging es flink an die Arbeit. Die Schwarzen gruben mit Hacken und Schaufeln ein etwa metertiefes Loch, sangen und schrien lustig, während

nach und nach Wasser aus der Tiefe drang. Die Tiere, Dohlen und Pferde, näherten sich mit sicherem Instinkt. Ephraim lachte übers ganze Gesicht, seine zusammengekniffenen Augen schielten nach dem Vater, und fragend meinte er: „Tabak, mein Herr?“

„Erst wird getränkt,“ entgegnete der Gefragte, „dann gibst's Tabak.“

Das Wort Tabak wirkte Wunder; die Eingeborenen, die schon mißmutig über die viele Arbeit gestöhnt hatten, füllten rasch die leinenen Futtertäde mit Wasser, tränkten die durstigen Tiere; zwischendurch schöpften sie mit Hüten und Händen, um sich selbst am erfrischenden Naß zu stärken — und verstoßen wanderte von Mund zu Mund die Tabakspfeife, aus der jeder rasch ein paar Züge paffte.

„Diese Schwarzen, jetzt rauchen sie schon wieder,“ sagte Tom, „soll ich nächher den Tabak ausgeben?“

Da klang ein fröhlicher Ruf vom Lagerplatz herüber.

„Die Kost ist klar, soll das heißen!“ rief Tom, „Maria mahnt zum Abendbrot.“

„Drüben brennt auch schon ein lustiges Feuer,“ meinte der Vater und wandte sich zum Gehen.

Bald darauf saß die Familie einträchtig zusammen, die Ereignisse des Tages besprechend, beratend, was in nächster Zeit geschehen sollte. — Mittlerweile war die Sonne tiefer und tiefer gesunken. Der Himmel glühte im letzten Abendrot, die Berge schienen von züngelnden Flammen eingehüllt, wie ein verzehrendes Feuermeer emporzuragen, überzugehen in die lodernde Wolkenschicht des

Horizonts — dann, einen Augenblick später verwandelte sich das feurige Rot in ein fahles, mildes Gelb, das wie ein feiner Nebelschleier sich über die Landschaft breitete, und — plötzlich — ohne Übergang ward es dunkel! Nur Millionen von Sternen hoben sich leuchtend vom Nachthimmel ab und glitzerten in funkelnder Pracht.

Stumm hatte die Familie dem wunderbaren Naturschauspiel zugeesehen. Wie eine Feiertagsstimmung kam es über alle; selbst Tom vergaß in Begeisterung auszubrechen, über seine jubelnde Kinderfreude legte sich ein beinahe beklemmendes Gefühl und ein ganz leises Ahnen von dem, was in Maria vorging, die dachte, daß Minuten, wie diese lehten, die Seele emportragen über menschliches Fühlen und Denken, daß man in solchen Augenblicken nicht einmal beten könne, weil das Innere durchdrungen sei von einem hohen, übermächtigen Begreifen, von jenem gewaltigen Verstehen, das wie ein Blitzstrahl ins Dunkle helles, glänzendes Licht wirft, das uns gleichsam wunschlos macht!

„Maria, du weinst?“ Tom griff nach der Schwester Hand und sah sie erschrocken an. „Wie kann man weinen, wenn die Welt so schön.“

„Eben weil die Welt so schön, kleiner Tom, weil sie viel schöner ist, als wie wir sie uns denken!“ Maria lächelte leis, und die Mutter sagte: „Man weint auch oft, wenn man sehr glücklich ist.“

Sie strich wieder mit ihren zarten, durchsichtigen Händen über Toms fragende Augen, küßte ihn zärtlich und dachte: „Wie gut, daß er noch Kind ist, ihm wird alles leicht werden, was uns unendlich schwer dünkt!“ Wie namen-

los hart war ihr der Abschied von der Heimat erschienen, von dort, wo der schönste Tag ihres Lebens, der Tag, an dem sie die Frau des einsamen Sonderling, Peter Harbts, geworden war, ihr erst Sonne und Glück gegeben — der Abschied von dem Fleckchen Erde, mit dem ihr ganzes Sein so eng verwachsen war: wo tausend Erinnerungen an frohe Stunden und an Stunden schwerer Leiden sich knüpften, wo die Kinder geboren und groß geworden, und Ruhe und Frieden nie getrübt wurden von der lärmenden Außenwelt. Sie glaubte, daß damals beim letzten Lebenswohl ein Teil ihres Selbst zurückgeblieben sei, freilich nur ein ganz kleiner Teil, aber der fehlte jetzt und würde wohl auch nie wiederkehren. Und doch, als ihr Mann sie jetzt ins Zelt begleitete, Decken und Kissen zurechtlegte, dann mit guten Worten ihr „gesunden Schlaf für die erste Nacht in der neuen Heimat“ wünschte, da dachte auch sie, daß alles Vergangene leicht vergessen werden kann, wenn man die liebsten Menschen um sich hat.

Mit ihrer weichen, leicht verschleierten Stimme sagte sie und lehnte den Kopf an seine Brust:

„Ja, Peter, es ist eine fremde Welt, in die uns das Schicksal geführt hat; sicher wird es lange dauern, bis unser Denken und Empfinden mit dem Neuen, das uns umgibt, vertraut werden wird. Aber ich meine, wenn erst die Arbeit alle Erinnerung in den Hintergrund drängt, dann wird auch diese fremde Welt uns eine liebe Heimat werden.“

„Die Erinnerung? Soll sie uns nicht eine vertraute Begleiterin sein?“ Der Mann sah forschend in die feuchtschimmernden Augen seiner Frau.

„Erst, nachdem sie nicht mehr allzu große Macht auf uns ausübt,“ entgegnete Frau Hardt. „Sie darf nicht unser Denken allein ausfüllen, sonst drängt sie die Wirklichkeit in den Schatten, läßt uns nicht die Sonnenseiten der Gegenwart sehen, weil die Vergangenheit so hell und freundlich erscheint.“

„Du magst recht haben, noch ist die Zeit nicht gekommen, da wir von der Erinnerung leben müssen — sie soll uns nicht beeinflussen, aber hin und wieder kommt sie ungewollt, ist manchmal sogar Trösterin,“ sagte Peter Hardt nachdenklich.

Da trat Maria ins Zelt, noch leicht erhitzt von der Arbeit des Aufräumens, mit sonnigem Gesichtchen und befriedigten, glänzenden Augen, und die Mutter flüsterte dem Vater zu: „Maria und Tom sind unsere glückliche Gegenwart!“

Peter Hardt suchte die Ruhestätte auf, die Tom für sich und den Vater unter den Bäumen gerichtet hatte. Wie die Abende vorher, hatte der Knabe auch heute aus Pferdebededen und Sätteln ein bequemes Nachtlager geschaffen, und damit die Härte des Bodens nicht allzu fühlbar wurde, ein wenig abgeschchnittenes Gras darunter gelegt. Von Zeit zu Zeit strich ein kühler Abendwind durch die Gipfel der Bäume und spielte leise mit den feingefiederten Blättern. Drüben, etwas abseits vom Lagerplatz der Familie, brannte das Feuer der Eingeborenen; die saßen im Halbkreis herum, rauchten vergnügt ihre Pfeife, ab und zu lustig lachend und schwätzend.

Tom erging sich vor dem Einschlafen in kühnen Plänen. Seine Phantasie verwandelte das kahle Gebiet in einen

blühenden Garten; er sah bereits ein freundliches Haus, umgeben von hohen Bananenstauden, vor sich, linkerseits sollte eine feste Kakteenhede den Hühnerhof abgrenzen und gegen das Flußbett zu würde Mais und Kaffernkorn angebaut werden und prächtig gedeihen. Sein jugendlicher Eifer riß auch den Vater mit fort; beide entwickelten eine Zeitlang Pläne für die Zukunft. Nur wenn Toms Phantasie gar zu sehr der Gegenwart vorauseilte, huschte über des Vaters Züge ein Lächeln, das halb Wehmut, halb auch wieder Stolz über seinen tapferen Jungen auszudrücken schien. Seine Gedanken schweiften ab, lehrten zur eigenen Jugend zurück. Die war ja ausgefüllt gewesen von verwagenden Plänen, von heißem Tatendrang. In Toms Alter, mit 15 Jahren, hatte er gemeint, in der Welt gäbe es nur eitel Freude und Glück; freilich nur wenige Jahre später war ihm die Erkenntnis gekommen, daß das Leben ein dauerndes Kämpfen mit dem Schicksal ist, daß die meisten Hoffnungen unerfüllt bleiben, und daß es heißt stark sein, um nicht zu unterliegen.

Tom war mittlerweile eingeschlafen, ein glücklicher, strahlender Ausdruck lag über den weichen, knabenhaften Zügen. Sonnige Zukunftsträume umspielten den jungen Geist.

Ringsum war es still und ruhig geworden, nur das Feuer knisterte leise und schlug vereinzelt Flammen hoch in die Luft. Auch die Eingeborenen schienen zu ruhen. Die schwarzen Gestalten huschten nicht mehr ums Feuer, um die erloschene Pfeife frisch zu entzünden; kein leises Lachen und Neben könnte herüber — das düstere Schweigen der Nacht ruhte auf der Natur und den Menschen.

Nur der Vater fand die ersehnte Ruhe nicht: je mehr er versuchte, die Gedanken zu bannen, desto wacher wurde es in seinem Innern. Die ganze Vergangenheit stand vor seinem Geist, entrollte farbenprächtige Bilder ferner Kindheitstage, weckte Erinnerungen an vergessen geglaubte Zeiten, Erinnerungen an Schmerz und Glück, Empfindungen, die einst ihn bewegt — und er wehrte sich nicht mehr der aufsteigenden Gedanken, die zu mächtig waren, um unterdrückt zu werden; er ließ in dieser einsamen Nacht sein ganzes Leben vorüberziehen, durchlebte gleichsam wieder den Kampf und das Glück vergangener Zeiten.

In seiner Jugend sah sich Peter Hardt früh auf eigene Kraft angewiesen. So glücklich auch die Kinderzeit war, die Jünglingsjahre führten ihn bald in den Ernst des Lebens ein. Die Eltern starben ihm, als er kaum die Universität bezogen, sein um wenige Jahre älterer Bruder übernahm das väterliche Gut, verminderte aber in kurzer Zeit das von den Vorfahren angesammelte Vermögen durch seinen Hang zum Spiel. Es half kein Zureden, kein ernstes Bitten von seiten Peters, der empört dem lieblichen Treiben seines Bruders zusehen mußte, selbst aber oft hart genug durch Stundengeben sich das Studium auf der Universität Jena ermöglichte. Der damals noch sehr junge Mann, der lebenslustig und froh in die Zukunft geblickt hatte, wurde in diesen Jahren zum verschlossenen Menschen, den heimliche Sorgen niederdrückten. Er war ein selten begabter Mensch, mit scharfem, klarem Blick und raschem Auffassungsvermögen. In den Kreisen seiner Bekanntschaft sagte man ihm eine glänzende Gelehrtenlaufbahn voraus — aber alles dies verdrängte nicht das tiefe Ge-

fühl der Bitterkeit, das ihn doppelt übermannte, wenn er von neuem Landverkauf, von neuem Geldvergeuden hörte. Nicht daß er arm war, schreckte ihn, er hätte es verstanden, aus eigener Kraft sich emporzurichten, aber die Liebe zur heimathlichen Scholle, die jahrhundertlang von Hardts bewohnt, gehütet worden war, wurzelte zu tief in ihm, als daß er je über einen leichtsinnigen Verlust derselben hinweggekommen wäre.

Alle frohen Vereinigungen, die ihn zu Lebzeiten seiner Eltern als lustigen Burschen gekannt, mied er; Heiterkeit und Frohsinn blieben ihm, der nur seinem Studium lebte, fern, und darüber verging die schönste Zeit, die, von der noch in späten Tagen manch einer in glücklicher Erinnerung träumt „als von der Zeit der alten Burschenherrlichkeit“.

So oft er abkommen konnte, reiste er nach dem väterlichen Gut, versuchte immer wieder, den Bruder eines Besseren zu belehren, aber immer wieder umsonst. Peter arbeitete dann mit verdoppelter Kraft, um sobald als möglich eine Stellung und damit Gehalt zu erringen; sollte doch dieser dazu dienen, die verkauften Landstrecken zurückzu erwerben. Kurz vor seiner letzten wissenschaftlichen Prüfung, die ihm den philosophischen Dokortitel und außerdem eine Anstellung an der Universität verhieß, rief ihn ein Telegramm nach der Heimat. Sein Bruder hatte in einem Spielklub unsinnige Summen verloren, war dann heimgefahren, um aufs neue Land zu jedem Preis loszuschlagen, und als er sah, daß selbst ein Verkauf des gesamten Gutes nicht genügen würde, die Schuld zu tilgen, hatte er seinem Leben rasch ein Ende gemacht.

Peter Hardt aber sah sich vor die große Entscheidung

gestellt! Sollte er das Gut aufgeben und dem Studium sich fortan widmen, oder sollte er versuchen, aus dem über und über mit Hypotheken belasteten Gut die Zinsen herauszuwirtschaften und es nach und nach zu altem Glanz zurückzuführen? Er entschloß sich zu letzterem; er glaubte darin seine Lebensaufgabe suchen zu müssen, und wie es in seiner tiefangelegten Natur bedingt war, richtete er sein ganzes Denken und Trachten nur nach dem Einen, das Erbteil seiner Väter wieder hochzubringen. Jahre voll Entbehrung und Entsagung folgten — ein dauerndes Auf und Ab zwischen Hoffnung und Enttäuschung; Jahre, die mit eisernem Griffel ihre Spuren auf des Mannes Antlitz zeichneten, die ihm aber nicht den Mut und die Tatkraft nehmen konnten.

Und endlich kam der Erfolg! Es gelang ihm nach und nach, einige Schulden zu tilgen und einen Notpfennig zurückzulegen — der Anfang war gemacht, nun hieß es unermüßlich weiterbauen, nicht rechts noch links sehen, stetig, emsig weiter schaffen, bis das Ziel erreicht sein würde.

In dieser Zeit, die langsam aus dem einsamen Sonderling wieder einen zukunftsfrohen, wenn auch ernstern Mann gemacht hatte, lernte er eine junge Waise kennen, die auf einem Nachbargut bei Verwandten lebte. Aus dem Kennenlernen aber entwickelte sich eine tiefe Neigung, die beiden jungen Menschenkinder, denen das Leben bisher so wenig Sonnenschein gespendet hatte, schlossen sich eng aneinander an. Ihr einziger Besitz war das reine, keusche Herz, das in grenzenloser Liebe und unendlichem Vertrauen sich dem Manne hingab, den es erwählt, und der diese Liebe hütete wie einen Schatz. Jetzt erst begann für Peter Hardt die

Jugend. All das, was die Jahre der Arbeit, der Sorgen unterdrückt hatten, reifte wie das Korn nach einem wohlthätigen Sommerregen. Freilich war es kein stürmisches, drängendes Verlangen, nur ein stilles, tiefes Glücksgefühl war in ihnen, und wie bei vielen Naturen, denen das Leben nur ab und zu Blumen auf den Pfad streut, die, wenn dann einmal der dicke Nebelschleier unentwirrbarer Sorgen sich lüftet, und der Sonne Strahlen vorbrechen, dankerfüllt den Blick heben und das leise Lächeln des Lichts als Gnade empfinden; so sah auch Peter Hardt in diesem verspäteten Liebesglück ein großes, herrliches Geschenk, das ihn mit stiller Seligkeit erfüllte. Er verzieh dem toten Bruder, vergaß den Groll, dessen er sich bis daher nicht erwehren konnte, dachte nur an seine kleine, süße Frau, und die Zeit ging dahin, wie eine einzige Frühlingsnacht voll geheimnisvollem Zauber und Poesie. Die Arbeit ging mehr und mehr voran, es schien, als sollten alle Sorgen für immer geschwunden sein!

Nicht lange dauerte es, und der Himmel schenkte dem jungen Paare ein Töchterchen „Maria“, und wenige Jahre später kam „Tom“ zur Welt. Nach Toms Geburt aber fing die junge Mutter zu kränkeln an. In seiner Angst berief Peter die berühmtesten Ärzte, sie sprachen von der Notwendigkeit eines Klimawechsels, von angegriffenen Lungen.

Frau Hardt aber wollte von einer Trennung von den Thren nichts wissen, wie hätte sie auch Mann und Kinder allein lassen können. „Laß mich hier, bei euch erhole ich mich am besten,“ sagte sie immer wieder. Und da das Einkommen doch zu gering war, um an eine gemeinschaftliche Reise nach dem Süden zu denken, so blieb sie, erholte sich

auch wirklich nach und nach, wenn auch die blühenden Farben auf immer von ihr gewichen und das schmale Gesichtchen den Leidenszug nicht mehr verlor.

Als die Kinder heranwuchsen, war es der Mutter größte Freude, sie zu unterrichten, und auch der Vater übernahm selbst die Ausbildung seines Jungen.

Maria war ein schönes Kind geworden, sie zeigte von klein auf ein seltenes Verständnis für Musik. Stundenlang übte sie mit ihren kleinen geschickten Fingern schwierige Stücke auf der Violine; das rosigte Kindergesichtchen hatte dann einen ernsten, oft sogar schwermütigen Ausdruck, und ihr Empfinden schien den Jahren weit voranzueilen. Auch später, als das Kind zur Jungfrau heranreifte und Maria schon oft an Stelle der leidenden Mutter in Haus und Stall die Oberaufsicht führte, war sie ernster und in sich gefehrter, als andere junge Mädchen ihres Alters. Ihr liebster Freund in freien Stunden blieb die Violine, ihr vertraute sie Schmerz und Freud an, die jubelte und weinte unter der Berührung der Saiten, jede Seelenregung in Tönen wiederpiegelnd. Und die Mutter sagte oft zum Vater: „Maria ist wie du, ernst und verschlossen, und doch geht von ihr ein tiefes Glücksgefühl auf andere über, doch ist sie sonnig und fröhlich — ganz wie du!“

Anders als Maria war Tom; er war ein fröhlicher kleiner Geselle geworden: die reiche Kinderphantasie ruhte weder bei Tag noch bei Nacht, sie gaukelte dem jungen Geist glänzende Zukunftsbilder vor, weckte seine Unternehmungslust und seine Tapferkeit, war sein Gefährte auf den Ritten durch Feld und Wald und verließ ihn nicht, wenn er eifrig lernend über seinen Büchern saß. Tom freute sich an allem,

sein munteres Kinderlachen tönte aus dem Garten, während von Marias Stübchen leise Geigentöne erklangen, die den Eltern erzählten, daß in die Seele des jungen Mädchens schon das erste Ahnen von Leid und Kummer gekommen war, unbewußt noch, wie es bei ihrer Jugend nicht anders möglich, aber trotzdem aufgenommen von dem feinen Empfinden und Nachfühlen, so daß es manchmal schien, als finge das Herz zu begreifen an, daß das Leben einen schweren Kampf bedeute.

Frau Sorge, die lange Zeit den Frieden der Familie nicht gestört hatte, nistete sich wieder in diesen letzten Jahren in das traute Hauswesen ein. Die Ernten verhegelten, dann wieder verhinderte übergroße Trockenheit das Gedeihen der Feldfrüchte; so ging es nun schon etliche Jahre hintereinander, und in Peter Hardts Zügen sprach deutlich die Angst um die Zukunft. Der Haushalt wurde noch mehr eingeschränkt, trotzdem war an Zahlung der Hypothekenzinsen aus dem Ertrag der Landwirtschaft nicht im entferntesten zu denken: sie mußten aus dem vom Vater in den guten Jahren zurückgelegten Kapital gedeckt werden, und ebenso sah Peter Hardt keine andere Möglichkeit, als die in der nächsten Zeit abzutragende große Hypothek, die gekündigt worden war, auch vom Kapital auszuführen. Dann freilich gehörte ihm wieder ein Stück von seinem Lande ganz, aber der Notpfennig war somit verbraucht, und was tun, wenn weitere Hypotheken gekündigt würden oder wenn er nicht imstande war, die Zinsen aufzubringen? Mitten in diese Sorgen brach das Unglück mit vernichtender Macht herein. Der Leipziger Bankrott, der so viele aus ihrem vermeintlichen Reichtum

in Armut gestürzt hatte, beraubte Peter Hardt seines mühsam erworbenen Vermögens! Das Gut kam unter den Hammer, und Hardts waren in wenigen Tagen besitzlos, heimatlos. Der Erlös war unter diesen verhängnisvollen Umständen ein äußerst geringer, der kleine Rest, der für die Familie blieb, hätte nicht genügt, um ihnen ein auch noch so bescheidenes Leben zu gestatten. Peter Hardt sah sich kurz entschlossen nach einer Beschäftigung um; er frug hier und dort, ohne etwas zu finden.

„Legen Sie den Rest Ihres Geldes in einer südwestafrikanischen Farm an,“ riet ein alter Freund aus Jena dem Schwerbedrängten. Der Aufschluß über Bodenverhältnisse und Klima lautete äußerst günstig. „Außerdem schreibe ich an den Sohn eines Freundes, der dort als Beamter tätig, und der Ihnen mit Rat und Tat zur Seite stehen wird. Glauben Sie mir, an den kranken Lungen Ihrer Frau wird das Klima Wunder tun,“ fuhr der Freund, der selbst lange Zeit als Beamter in der Kolonie gewirkt hatte, fort. Auch die befragten Ärzte waren der Ansicht, daß das gemäßigtere hohe Klima Frau Hardts Gesundheitszustand heilbringend sein würde, während das rauhe Deutschland ihrem Leiden nur Vorschub leistete.

Da war Peter Hardts Entschluß rasch zur Tat geworden. Der Abschied von der Heimat wurde ihm und den Seinen unendlich schwer.

Er wußte, daß neue Schwierigkeiten sich ihm in den Weg stellen würden, hieß es doch von vorne anfangen und vor allem seiner Frau und seinen Kindern ein Heim im fernen Land schaffen, ihnen den Abschied erleichtern! Der Kampf um die Existenz würde aufs neue beginnen, X

aber er scheute ihn nicht, war er ihm doch beinahe ein ständiger Begleiter, fast ein Freund geworden. Sein ganzes Leben war ja ein ununterbrochener Kampf, ein mühsames Durcbringen gewesen! Jede Illusion lag ihm fern, er sah der Zukunft mit dem nüchternen Blicke des Mannes entgegen, der gewöhnt ist, mit harter Hand die Steine, die sich ihm in den Weg legen, zu entfernen; nur sein felsenfestes Gottvertrauen richtete er mit erneuter Kraft gegen die Macht des Schicksals auf und meinte es schützend, allen Gefahren zum Troh, hochhalten zu müssen.

Tom hatte damals gejubelt, als er hörte, es ginge hinaus in die weite Welt. „Und wenn wir nach Jahren wiederkommen,“ hatte er gerufen, „dann kaufen wir unser Gut zurück, dann bin ich erwachsen und bewirtschafte das Land an Stelle von Vater.“

Da ging sogar über die traurig blickenden Augen der Mutter ein Leuchten, der Vater aber wollte seinem Jungen nicht die frohe Zuversicht nehmen, die sollte ihm bleiben, ihm helfen, auch in späteren Zeiten.

Und Maria? Sie hatte so still ihres Amtes gewaltet, hatte gepackt, gesorgt für alles, jedem helfend zur Seite gestanden — war tapfer geblieben, als die letzten Thürmen des Herrenhauses hinter den hohen Eichbäumen verschwanden, als der Wagen im raschen Tempo sie nach der Bahnstation führte und dann leer wieder von dannen fuhr.

Sie hatte die zuckende Hand der Mutter gefaßt, hielt sie liebevoll fest, flüsterte ihr tröstende Worte zu und hatte es verstanden, dem Vater den harten Schicksalsschlag zu erleichtern. — — —

Peter Hardt sah auf, nur eine kurze Weile, da zog

der Mond über den sternbesäten Himmel, warf silberne Strahlen auf die ruhende Natur, daß sie erschimmerte wie eine schneeige Winterlandschaft, in die kein Hauch des Lebens dringt; und da kam nach langem Denken und Sinnen auch über ihn der Schlaf, und ein Traum verband die zarten Fäden der Wirklichkeit und des Wünschens.

Zweites Kapitel.

In dem Hofe der Stationsfestung standen die Grohleute der Hereros versammelt und erwarteten die Ururteilung des Mörders. Finster blickten ihre Gesichter unter den breiten Krempen der Hüte hervor, und ein ungewisses Murmeln ging durch die erregte Gruppe. Ein Mann aus ihrem Volke sollte vor dem deutschen Gericht seine Schuld bekennen und verurteilt werden.

In früheren Jahren hatten sie selbst Streitigkeiten unter sich abgemacht und Verbrechen oft in grausamster Weise geahndet. Auch jetzt noch stand ihnen das Recht zu, bei Verbrechen, die innerhalb des Stammes vorlamen, allein zu richten. Sie hatten aber beschlossen, diesmal die Angelegenheit ihrem Distrikthef vorzutragen und ihn gebeten, das Richteramt zu übernehmen.

Distrikthef Wehsen, der schon längere Zeit im Lande weilte, besaß im hohen Maße das Vertrauen der Hereros. Er verstand es, ohne daß unnütze Reden fielen, seinen Willen durchzusetzen, und die Eingeborenen merkten bald,

trotz des anfänglichen Mißtrauens, das sie gegen jeden Weißen hatten, daß Wehßen ihr Wohl stets berückichtigte.

„Es wäre mir lieber, die Hereros urteilten selbst in dieser Sache,“ hatte Wehßen kurz vor der Verhandlung zu seinem Schreiber gesagt. Er wußte, daß der Bitte um Aburteilung des Mörders ein tieferer Sinn zugrunde lag, daß nicht allein Vertrauen die Eingeborenen leitete, sondern daß es hieß, ihre Zweifel an der Gerechtigkeit der deutschen Gerichte zu zerstreuen, sie im Glauben erhalten, daß es in bezug auf Rechtsprechung keinen Unterschied gebe zwischen Schwarzen und Weißen. Daher galt es in erster Linie, diplomatisch handeln, von vornherein späteren Konsequenzen die Spitze abbrechen.

Der Mörder, ein Heide, aus dem Osten des Sandfelds, hatte vor zwei Jahren seine Frau erdrosselt. Er gehörte zu der armen, besitzlosen Klasse der Feldhereros, die sich den Luxus, mehrere Frauen zu halten, wie es ihre reicheren Stammesbrüder zu tun pflegten, nicht erlauben konnten. Eines Nachmittags, als er vom Schlaf erwacht war, bemerkte er, daß seine Frau ihm den mühsam aufgesparten Becher Milch ausgetrunken hatte. Im ersten Zorn beging er die grausige Tat. Bevor aber die Leute seiner Werst ihn fassen konnten, flüchtete er in die unwegsamsten Gegenden des Landes, in jene abgelegenen Schlupfwinkel, in die nur selten ein Mensch sich verirrt, die selbst von den Tieren gemieden werden, weil sie nicht genügend Nahrung, nicht einmal genügend Wasser bieten. Zwei Jahre lang war der Herero so herumgeirrt, wie ein gehehtes Wild, den Verfolger fürchtend, sich nur im Schutze der Nacht an die Wersten heranwagend, um ab

und zu etwas Milch und Fleisch zu stehlen; denn nur Feldkürbisse und Wurzeln bildeten seine Nahrung. Vor einer Woche war er wieder von Hunger und Durst gequält an seine Werst gekommen; der Zufall wollte es, daß ein Viehwächter ihn entdeckte; er wurde festgenommen, und triumphierend brachten ihn die Leute zum obersten Häuptling.

Mühsam hatte der Distriktchef diese Einzelheiten erfahren. Der Schreiber saß über der Tatbestandsaufnahme und schrieb eifrig nach, was sein Vorgesetzter ihm diktierte, während die Blicke des Oberkapitäns der Hereros und der beiden schwarzen Dolmetscher lauern auf Wehßen ruhten.

Im Amtszimmer herrschte eine drückende Schwüle; das grelle Sonnenlicht fiel erbarmungslos durch die bestaubten, trüben Fensterscheiben, beleuchtete in scharfen Umrissen die zum Skelett abgemagerte, nur mit einem Lendenschurz bekleidete Figur des Mörders, der mit schlotternden Knien da stand und kaum imstande war, die an ihn gerichteten Fragen zu beantworten. Sein Gesicht hatte jene ins gelbgrünlich spielende Farbe, die bei Schwarzen ein Zeichen von Krankheit, von höchster Angst ist, die Augen lagen so tief in den Höhlen, daß man ihrer kaum gewahr wurde; nur wenn eine Frage des Distriktchefs den Verbrecher auffahren ließ, wenn dann die eisernen Ringe, mit denen die Hereros ihn an Händen und Beinen gefesselt hatten, dumpf klirrend aneinander schlugen, fiel aus seinen glanzlosen Augen ein Blick voll stumpfer Gleichgültigkeit und flackernden Wahnsinns.

Endlich, nach stundenlangem Hin und Her, war die

Verhandlung beendet. Der Distriktschef hatte Gefängnisstrafe zuerkannt; ein schwarzer Polizist führte den Sträfling ab, der Schreiber folgte den beiden, um das gegenüberliegende Gefängnistor auf- und wieder abzuschließen.

Des langen Wartens müde, von Neugierde geplagt, drängten die auf dem Hof versammelten Hereros der Türe des Amtszimmers zu. Schon trat auch der Oberhäuptling heraus, strahlenden Gesichts dem Distriktschef dankend, sich mehrere Male verbeugend, und erzählte sodann den laut durcheinander Fragenden den Inhalt des Urteils. Schmunzelnd hörten die Lauschenden der Auseinandersetzung zu, begleiteten sie mit Ausrufen des Beifalls, mit befriedigtem Kopfnicken, und zogen in langer Kolonne vergnügt ab, um nach glücklicher Lösung fröhlich zu feiern.

Distriktschef Behsen blieb allein im Amtszimmer zurück. Verlassen sah er den abziehenden Hereros nach; noch beschäftigt mit dem Fall, den er soeben entschieden, ging er eine Weile im Zimmer auf und ab. Dann wandte er sich den Akten zu, überlas, was der Schreiber niedergeschrieben hatte, korrigierte an einigen Stellen Fehler und Versehen und ließ seine Feder eilig über den weißen Bogen fliegen, um das Urteil zu vervollständigen. Zum Schluß setzte er mit großen, energischen Zügen seinem Namen unter das Schriftstück.

„So, endlich erledigt.“ Behsen sah auf, als gerade die Türe sich wieder öffnete und der Schreiber mit einer großen Mappe unter dem Arm eintrat.

„Bringen Sie etwa schon wieder neue Akten, Märkle?“

„Ja, Herr Distriktschef,“ entgegnete der Schreiber, ein Soldat in Schutztropenuniform, indem er die Mappe

auf den Tisch legte. „'s is nimmer zum Fertigwerde, 'sch sind halt wieder scho viel aus Windhut komme.“

„So, so,“ meinte der Distriktschef ärgerlich, „ich dünkte, heute haben wir schon genügend gearbeitet. Die Sache mit dem Mörder hat mir wirklich Kopferbrechen gekostet. Wäre nicht vor kurzer Zeit der Fall mit dem deutschen Händler passiert, der in seiner Trunkenheit den Herero erschossen hat, würde ich heute anders, strenger geurteilt haben. So aber, wo der Weiße nur zwei Jahre Gefängnis bekommen hat, blieb mir nichts anderes übrig, als auch in diesem Fall milder zu sprechen.“ Bei den letzten Worten war Behsen aufgestanden und sah den Schreiber, der sich angelegentlich am Aktschrank zu tun machte, fragend an.

„Mir schien's, als wären die Hereros mit dieser Lösung sehr zufrieden! Im übrigen hat der Mörder seine Strafe ohnehin schon genügend gefühlt, unser Gefängnis ist für den ein Paradies.“ Über Märkles derbes aber treuherziges Bauerngesicht ging ein verschmitztes Lächeln, ein paarmal schien er den Distriktschef unterbrechen zu wollen, besann sich, daß dies nicht angängig, rückte vorlegen an seinem Uniformkragen herum und sagte nur: „Jawohl, Herr Distriktschef!“

„Zum Donnerwetter, Märkle, ist Ihnen denn keine Laterne aufgegangen, warum die Hereros mit der Sache zu uns gekommen sind?“ fragte Behsen ungeduldig.

„Freilich, freilich, Herr Distriktschef,“ polterte der Soldat, in seinen heimischen Dialekt verfallend, los. „'sch hab' die Sach' schon g'merkt, prüfe wollten's unsch bloß. Die Hererosch sind die rei' Hallunke; awwer die Alfär' hat der

Herr Distriktschef halt fein g'fingert. Seit früh, da hoben die Fraue vor der Feschung g'sesse und alleweil g'sogt: „Wenn ein weißer Mann einen Herero tot macht, wird er nur eing'sperrt, tut's ein schwarzer Mann, wird er selber tot gemacht“. Und dazu hob'n's G'sichter g'schnitten, daß ein' hätt' Ungsicht und Bang' werden könne. Die schwarze Weibsleut sind so schon wie die leibhaft'ge Teufel,“ philo-
tophierte Märkle weiter. „Awwer jetscht hobn's alle g'lacht, wie ihne der Kapitän den Aufsgang erzählt hat, schinge und schreie tun's, daß es nur so schallt.“

Behsen lachte; die Art, wie Märkle erzählte, amüsierte ihn. Halb afrikanisch, halb schwäbisch, halb deutsch sprach der Soldat, und je mehr er sich Mühe gab, richtig zu reden, um so weniger gelang es ihm; zum Schluß kam immer ein wüstes Durcheinander verschiedener Dialekte zusammen, aus dem es schwer ward, klug zu werden. Aber Märkle war eine treue, anhängliche Seele, daher kam es auch, daß er den Distriktschef auf allen Dienstreisen begleiten mußte, und seiner guten Handschrift wegen war er Schreiber geworden.

„Freut mich zu hören, was Sie eben erzählten, Märkle. Sagen Sie nur dem Proviantaufseher, daß der Mörder kräftige Kost bekommt, der arme Kerl sieht ja wie der Tod aus,“ entgegnete der Distriktschef und entließ den Schreiber mit freundlichem Kopfnicken.

Als Märkle hinausgegangen war, zündete sich Behsen eine Zigarette an, sah die neuen Akten durch und musterte die eben angekommenen Briefe.

„Ein Brief von Hardt? Was der wohl schreibt? Am Ende ist er schon dieses Landes müde!“ Hastig riß

Behsen den Umschlag auf, überslog die drei eng geschriebenen Blätter.

„So, so, einen Landmesser?“ murmelte der Distriktschef vor sich hin, „einen Landmesser also! Erst einen haben,“ entfuhr es ihm ärgerlich, während er den Brief sorgfältig in seine Briefftasche steckte. „Das Notwendige fehlt hier überall, versuchen kann ich es ja, einen Landmesser zu bekommen. Die Antwort aus Windhut weiß ich vorher: „Sobald als möglich“ wird sie lauten, und dabei wird's dann bleiben; denn „sobald als möglich“ ist ein dehnbarer Begriff. Schließlich reite ich selbst hin und vermesse, so gut ich's kann.“

Mit einem Seufzer ließ er sich in den Stuhl fallen, lehnte sich zurück und blickte träumend vor sich hin. Unmählich stahl sich ein Lächeln in sein Gesicht, aber bald erstarb es wieder, und eine tiefe Falte zwischen den Augenbrauen zeigte, daß ihn innerlich etwas quälte. Ärgerlich warf er den Rest der Zigarette fort, wandte sich wieder den Akten zu und schrieb einige Zeit ohne Pause.

„Diese Hitze heute ist unerträglich,“ stieß er plötzlich hervor, klappte das ganze Bündel Papiere zu und sah auf die Uhr. „Schon zwölf Uhr!“ Er trat ins Freie, überschritt den Hof und eilte vorwärts, den Stallgebäuden zu. Mitten im Gehen hielt er inne. „Es hat ja doch keinen Zweck!“ Unschlüssig sah er vor sich hin. „Ich muß ihnen helfen,“ murmelte er wieder. Er dachte nach, ging abermals weiter, ganz versunken in Sinnen. Hardts, das waren endlich mal Ansiedler nach seinem Herzen, Leute, die wie geschaffen waren, in diesem Lande zu wirken. Der alte Peter Hardt mit seinen prächtigen

klaren Ansichten hatte ihm gleich gefallen. Auch Tom, bei dem stürmischer Jugendidealismus und reiche Kinderphantasie Hand in Hand gingen, würde einmal, wenn er zum Manne gereift, seinen Weg sicher gehen. Frau Hardt freilich? Behsen blieb stehen, und in seinen Zügen malte sich ein leiser Zweifel. Sie mochte nicht so ganz in den Rahmen des afrikanischen Farmlebens passen, über dem mit harten Zügen die Worte „Arbeit und Entbehrung“ geschrieben standen. Viel eher konnte man sich die zarte, beinahe ätherische Erscheinung der Mutter in der intimen Umgebung eines Kokoschloßchens vorstellen, wo Diener, dem Wink der Augen gehorchend, alles, was es an Gutem und Schönerm gab, herbeibrachten. Und doch, so dachte er, würde in der Harmonie des Hardtschen Familienlebens etwas fehlen, wenn an Stelle der schonungsbedürftigen Mutter eine muntere kräftige Frau waltete. Gerade die liebevolle Sorgfalt, mit der Mann und Kinder die Mutter umgaben, dieses leise Erraten ihrer Wünsche verlieh dem friedlichen Familienbild einen eigenen Zauber, und der ging über auf die Umgebung. Vielleicht war der dauernde Streit und Zank, der hier im Lande an der Tagesordnung war, daran schuld, daß man förmlich aufatmete, wenn einmal ein warm und freundlich abgestimmtes Bild einem vor Augen trat.

Behsen hatte schon oft darüber nachgedacht, warum gerade hier das Zusammenleben der wenigen Weißen so unerquicklich war; einmal hatte er Maria sein Leid geklagt über den ständigen Unfrieden in der Kolonie. „Man braucht doch Zank und Streit nicht an sich herankommen zu lassen, es ist immer noch besser, ganz einsam in Frieden

zu leben, als mit vielen zusammen in Unfrieden,“ hatte sie damals geantwortet. Jetzt erinnerte er sich ihrer Worte, zugleich aber tauchte das Bild des jungen liebreizenden Geschöpfchens vor seinem Geiste auf; er meinte, deutlich ihre helle, klare Stimme zu hören, und über seine von der Arbeit angespannten Züge huschte ein froher Schein, während seine Gedanken immer weiter schweiften.

Nach einer Weile fing er an zu lachen, aber nicht lustig, wie es sonst seine Art war, gezwungen lachte er laut vor sich hin, und als wolle er sich selbst verspotten, sagte er:

„So ein Unsinn! Ich alter Kerl werd' mich doch nicht unglücklich verlieben. Ich sollte unglücklich werden wegen zwei dunkler Mädchenaugen? Sie liebt mich ja doch nicht.“ Die Falte zwischen seinen Augenbrauen vertiefte sich wieder, ein paarmal strich er nervös mit der Hand über seine heiße Stirne, drückte den leichten Panamahut tiefer hinein, setzte seinen Weg fort und fing aufs neue an zu grübeln.

Als Behsen vor nun nahezu zwei Jahren ins Land gekommen war, glaubte er sich gegen alle Frauen gefeit. Er hatte während seiner Berliner Studienzeit und später als Assessor am Auswärtigen Amt das Großstadtleben in vollen Zügen genossen und galt als einer der größten und feinsten Frauenverehrer. Von früh auf verwöhnten ihn seine Eltern, deren einziger Sohn er war, die stolz auf den Erben ihres großen Vermögens und auf den letzten Träger ihres guten, alten Namens blickten. Zum Manne herangereift, ebneten Freunde seines Vaters Behsen den Weg, der zu Ansehen und hoher Stellung führt. In Berlin

fand er Eingang in die ersten Gesellschaftskreise, konnte sich schmeicheln, überall mit offenen Armen empfangen zu werden, überall Liebling zu sein.

Er war freilich auch eine elegante flotte Erscheinung, vielleicht ein wenig zu klein, wie er sich selbst manchmal ärgerlich gestand, aber dafür war seine Figur schlank und sehnig. Sein dunkelblondes, ziemlich kurz geschnittenes Haar trug er sorgfältig gescheitelt. Die Augen bliäen kühl, gleichgültig mit einer gewissen ruhigen Sicherheit und Schärfe; unter dem hübschen, gutgepflegten Schnurrbart sah man die beinahe klassisch geschwungene Linie des Mundes, und das scharf geschnittene Kinn verlieh seinem Gesicht ein trotziges, aber zugleich energisches Aussehen. Über die linke Seite seines Kopfes bis herunter zur schmalen, feingeformten Nase liefen zwei tiefe Narben, Denkmittel an tolle Studentenzeiten, die er mit einem gewissen Stolz öfters im Spiegel betrachtete.

Man war in Berlin allgemein erstaunt, als Behsen auf seinen eigenen Wunsch hin nach Südwestafrika ging. „Junge, Junge, bist du denn reinweg toll geworden?“ hatte sein Vater entrüstet ausgerufen, „ein Mensch wie du geht doch nicht in eine Kolonie. Geh' auf Reisen, dir steht die Welt offen, aber ein solcher Blödsinn wird nicht gemacht!“

Aber Behsen blieb trotz aller Vorstellungen auf seinem Vorhaben bestehen, zwar ohne triftigen Grund, nur von dem Gedanken geleitet, einige Jahre auf eigene Kraft gestellt zu sein. Der Wunsch, das Leben frei von gesellschaftlichem Zwange, von bürokratischer Simpelei kennen zu lernen, hatte ihn dazu verführt. Die Berliner

Gesellschaft verlor von Jahr zu Jahr an Reiz für ihn, das ewige Einerlei der Bälle, auf denen verschiedene Versuche vorförglicher Tanten, ihn zu verloben, an seinem Starrkopf gescheitert waren, verstimmte den jungen Mann, der, mitten im Leben stehend, ein gewisses Gefühl der Leere, des Unbefriedigtseins, nicht los wurde, den manchmal eine Stimmung überkam, in der er nach einem festen sicheren Ziel suchte, das seinem Dasein gleichsam erst Berechtigung geben sollte. Und dieses Ziel glaubte er gefunden zu haben, als das eingehende Studium kolonialpolitischer Schriften ihm neue Gesichtspunkte eröffnete; er meinte praktisch auf diesem Gebiete etwas leisten zu können und in dieser Arbeit Befriedigung zu finden.

Seinem sicheren, zielbewußten Auftreten gelang es bald, Zutrauen zu erwerben, seine Stellung in der Kolonie zu behaupten. Er lebte sich auch überraschend schnell in seinen neuen Wirkungskreis ein, obgleich hin und wieder sich ihm Schwierigkeiten in den Weg stellten, die er nicht vorausgesehen, die manchmal sogar ein leises Bedauern in ihm wach riefen, daß er Afrika als Feld seiner Tätigkeit gewählt.

Seine Stellung war keine leichte; es hieß, den verschiedensten Ansprüchen gerecht zu werden, sich aus dem Chaos von Befehlen, die sich gar oft in den absurdesten Widersprüchen ergingen, herausfinden, und schließlich war man hier ebensowenig ein freier Mann, wie in der Heimat. Außerlich vielleicht, im geheimen aber waren einem alle Hände gebunden, jedes selbständige Handeln untersagt. Die Fessel des Gebundenseins, die sich jedem reblichen Willen und scharfburchdachten Plan hindernd entgegenstellte, em-

pörte Behsen. Sein leicht aufbrausendes Temperament, das nur allzuoft dem kühleren Äußerer Hohn sprach, riß ihn gar manchmal zu heftigen Ausbrüchen fort. — Sein offenes, ehrliches Reden, sein völlig uneigennütziges, nur in den Dienst der Kolonie gestelltes Handeln, zog ihm viele Feinde zu, die zwar äußerlich seine Freunde waren, hinter seinem Rücken aber gegen ihn arbeiteten.

So blieb die wirkliche, innere Befriedigung bei ihm aus, der Gedanke an Heimkehr tauchte auf, und er erwog des öfteren, ob er nicht besser täte, seine koloniale Schwärmerie in der Heimat fortzusetzen, statt hier zwecklos seine Kraft zu vergeuden. In letzter Zeit aber war diese Idee in den Hintergrund getreten. Das Land hatte mit einem Male neue Anziehungskraft für ihn, seitdem Hardts seine Gäste in der einsamen Stationsfestung gewesen waren. Peter Hardt hatte sich, dem Rat seines Jenenser Freundes folgend, an Behsen gewandt und ihn um Aufschluß betreff Landverkauf gebeten. Behsen gab nicht allein Auskunft, er bat die Familie, bis zur definitiven Wahl einer Farm bei ihm zu wohnen, und sein Anerbieten wurde dankbar angenommen.

So lernte er Maria Hardt, die auf den ersten Blick ein tieferes Gefühl in ihm wach gerufen hatte, näher kennen. Anfangs, als er merkte, wie seine Liebe zu Maria ihn täglich mehr beherrschte, versuchte er sich klar zu machen, daß dies allein der Fehler des Landes sei, indem nur selten junge Mädchen ihren Einzug hielten, aber dieses Bemühen blieb vergeblich. Das stille, gleichmäßige Wesen Marias, das so gar nichts gemein hatte mit dem Benehmen der anderen Frauen, die er bisher kennen gelernt, deren Herzen

ihm zugeflogen waren; die innere Abgeklärtheit, die aus Marias Worten und Handeln sprach, flößten ihm täglich neue Bewunderung ein. Für ihn war sie eine völlig fremde Erscheinung, eine Frau, mit der sich sein Denken beschäftigte, die nicht allein äußerer Schönheit wegen ihn fesselte, nicht nur seine Sinne in stürmischen Aufruhr brachte — ein Wesen, von dessen Ruhe und Milde etwas gleichsam auf ihn überging und in seinem Herzen tiefe, bisher ungelannte Sehnsucht erweckte.

In der Liebe zu Maria lag Ruhe, dachte er auch jetzt wieder, vielleicht war sie die Erfüllung dessen, was seit Jahren unbewußt sein Inneres erträumt. So war es auch; Maria war wie ein Traum, den man immer wieder träumen möchte, nachdem man sich seht während des Tages Arbeit, der den Geist anregt und zugleich erholt. Aber sie? Sie fühlte nur Freundschaft für ihn, nie war ein Wort, das mehr verraten hätte, ihr entfallen, und sie mußte ja gemerkt haben, wie er fühlte. Damals, als sie fortgingen, als er fragend ihr in die Augen gesehen, ihre Hand heiß gedrückt hatte, da war ihre Antwort: „Auf gute Kameradschaft, Herr Behsen“, und die Worte klangen so bestimmt, so klar, herzlich, aber doch entschieden ohne Aussicht.

Seither hatte er immer wieder über die Bedeutung „auf gute Kameradschaft“ nachgedacht. „Vielleicht hat Maria mich nicht verstanden, sie hat mich nicht verstanden!“ Und obgleich der gute Frauenkenner in ihm nur zu genau wußte, daß Maria sein Werben verstanden hatte, gerade deshalb die Worte gebraucht, die ihn nicht verletzen konnten, und die ihm doch genau sagen mußten, daß sie ihn

nicht liebe, trotz allem klammerte er sich an die Hoffnung, ihre Liebe zu gewinnen. Er wollte nicht mehr grübeln, wollte aufs neue versuchen.

Ganz erfüllt von Hoffnung und Zuversicht war er weiter und weiter geeilt und merkte jetzt erst, wie fern er der Festung war, da ging er in Eilschritten zurück, traf im Stallgebäude Märkle und rief ihm zu:

„Märkle, übermorgen reiten wir nach Farm Hardt. Sorgen Sie, daß alles bereit!“

„Jawohl, Herr Distriktschef,“ sagte Märkle, während Behsen eilig seiner Wohnung zuschritt. Das glückliche Lächeln auf Behsens Antlitz war Märkle nicht entgangen, er hatte schon gemerkt, daß da in letzter Zeit der Distriktschef ein anderer geworden war, seit — seit — die Hardts dagewesen waren.

„Am Ende gehen wir auf Brautschau!“ kalkuliert er.

Drittes, Kapitel.

Dort, wo der schwarze und der weiße Kosob sich vereinigen und schier endlose Grasflächen, unterbrochen von morastigen Teichen, sich erstrecken, wo am Nevier entlang üppiger Baumbestand Schatten spendet, und aus der Ferne zerklüftete gigantische Felsgruppen grüßend herüberschauen, lag auf einer niedrigen Anhöhe, fast verborgen von dichtem Buschwald, ein einsames Haus.

Auf einem Fundament grob behauener Felssteine ruhte der leichte Ziegelbau, und das Wellblechdach war zum

Schutze gegen den hier häufig aufkommenden Sturm mit schweren Steinen belastet. Rings um das Haus herum lief eine einfache Holzveranda, auf die man von jedem Zimmer aus gelangen konnte und um deren Geländer und Pfeiler blühende Säulinggewächse üppig wucherten.

Ein steiler, aber breiter Pfad führte die Anhöhe zum Haus hinan; an beiden Seiten umsäumten kleine, mit weißem Kalk übertünchte Steine den Weg, während hohe Rizinusbäume schattenspendend ihre dichten Blätteräste über ihn hinneigten.

Es hatte harter, schwerer Arbeit bedurft, ehe hier, so fern aller Kultur, dies anmutige Idyll entstanden war. Der Besitzer des Häuschens, Hanns von Dürren, war vom frühen Morgen bis zum späten Abend unermüdblich tätig gewesen, hatte sich nicht Ruhe gegönnt, ehe es ihm gelungen war, seinen Plan, hier auf der Anhöhe sein Heim zu gründen, in Wirklichkeit umzusetzen.

Nur selten führte der Weg einen Fremden nach diesem verlassenen Erdenfled. Hanns von Dürren freute sich darüber, er hat sich gerade diese menschenleere Stelle ausgesucht, um allein ohne Verkehr leben zu können. Die Wenigen aber, die der Zufall dennoch hier vorbeiführte, waren erstaunt über den überraschenden Anblick, der sich ihnen bot, bestürmten den Besitzer mit unzähligen Fragen und kehrten meist mit der Ansicht zurück, daß Hanns von Dürren zwar ein tüchtiger, fleißiger Farmer sei, aber ein Sonderling, mit dem man sich schlecht unterhalten könne.

Und ein Sonderling war auch Hanns von Dürren; daß er es erst geworden, daß ein harter Schlag ihn zum verbitterten, menschen scheuen Einsiedler gemacht, darüber

daßte niemand nach, am wenigsten die kühne Reiterin, die eben im raschen Tempo den steilen Pfad hinaufgaloppierte.

Nur einige Meter vom Haus entfernt parierte sie ihr Pferd durch, übersah die Ebene zu ihren Füßen, und während ein feines Lächeln über ihre Züge huschte, sprach sie leicht hin: „Was er wohl sagen wird, wenn er mich sieht? Dürren ein Sonderling? Ich bin wirklich gespannt.“

Langsamer als vorher ritt sie ans Haus heran, hier schwang sie sich leicht aus dem Sattel; sie wollte eben die Zügel an einem der Verandapfeiler festbinden, als die Türe des Hauses sich öffnete und ein jugendlicher, blonder Hüne mit markanten Gesichtszügen heraustrat.

„Dürren, da sind Sie ja!“ Die Reiterin reichte ihm kameradschaftlich die Hand, trat einen Schritt zurück und sah ihn prüfend an.

„Sie sind ganz der Alte geblieben, freilich, die Uniform stand Ihnen besser, als dieser braune Bodenrod. Wohl Ihr Arbeitsanzug? Sagen Sie mal, finden Sie es nicht nett von uns, daß wir Sie auf Ihrem Einsiedlerschloß besuchen? Karl kommt gleich hinterher, er stöhnt über den steilen Weg und die Sonnenglut.“

Hanns von Dürren sah eine Weile stumm auf die Sprecherin. Er sah ihre Augen fest auf sich gerichtet, meinte aus ihren Mienen die Frage zu lesen, ob er unglücklich ihretwegen, und ein leichtes Grauen überlief ihn.

Ohne sie anzusehen, sagte er: „Gnädige Frau, es ist mir eine Ehre, Sie und Ihren Herrn Gemahl bei mir zu sehen — ich . . .“

„Na, alter Freund, wie geht's?“ rief eine Stimme von hinten, ehe noch Dürren den Satz beenden konnte.

Darauf kam der Sprecher herangeritten und klopfte vom Pferd herunter Hanns kräftig auf die Schulter.

„Willkommen, Woltek; steigen Sie ab vom Schlachtross und treten Sie ein in die niedrige Hütte eines armen Ansiedlers.“

Woltek ließ sich schwer vom Pferd fallen — „wie ein Mehl sack“, spottete seine Frau, zu Dürren gewandt. Behäbig und dick war er auch. Dürren fiel es auf, als Woltek vor ihm ins Haus trat.

„Sie lassen wohl die Pferde tränken und füttern?“ Frau von Woltek sah sich nach Dürren um, der schon mit einem schwarzen Jungen in gestreiftem Arbeitsanzug verhandelte, und zu ihr sich wendend und auf den Diener weisend sagte: „Jonathan besorgt Ihre Pferde!“

„Donnerwetter, ist's bei Ihnen nobel,“ entfuhr es Frau von Woltek, als sie ins Zimmer trat, „das nennen Sie eine einfache Ansiedlerhütte? Da möchte ich bloß wissen, welchen Ausdruck Sie für unsere Bude fänden!“ Sie lachte laut auf, sah nach ihrem Mann, der überrascht in der Mitte des Zimmers stehen geblieben war, und tippte ihm auf den Rücken: „Du bist wohl stumm vor Staunen, Karl?“

„So wohnen also notleidende südwestafrikanische Farmer,“ stieß Woltek hervor, „einfach großartig!“

„Karl ist platt,“ höhnte seine Frau, „ich übrigens auch.“ Sie sah sich wieder stauend um.

Es war ein hohes, luftiges Zimmer, in dem die Sonnenstrahlen gedämpft durch das grüne Blättergerant der Veranda nur matten Schein verbreiteten. An den rotgestrichenen Wänden entlang hingen Antilopengeweihe

und Waffen aller Art. In einer Ecke bildeten zwei prächtige Pantherfelle mit ausgestopften Köpfen ein Zeltdach, unter dem ein Ruhebett mit einer langen Schafalbede belegt, zur gemüthlichen Siesta aufforderte. Nahe der Verandathüre stand ein einfacher grünlackierter Tisch, worauf Schreibutensilien und Bücher durcheinanderlagen.

„Rationelle Milchwirtschaft, lukrative Hühnerzucht, ach Gott, ist das Ihre neueste Lektüre?“ Frau von Wolkef war an den Schreibtisch getreten und sah mit ihren musternen Augen spottend auf Dürren. Dieser aber entzog sich ihrem Blick, folgte Wolkef in das danebenliegende Zimmer, wo dunkle, weiche Holzschränke die Wände deckten und ein Tisch, um den einige Stühle herumstanden, bereits mit einer weißen Decke und einigen Tellern versehen war. Von diesem Raum, der Hanns von Dürren als Eckzimmer diente, führte eine kleine, nur mit einem Teppich verhangene Maueröffnung nach dem Schlafzimmer. Hier fiel das Sonnenlicht ungehindert durch die weitgeöffneten Fenster, und die langen Moskitovorhänge, die über das eiserne Bettgestell gespannt waren und bis zur Erde herunterfielen, bewegten sich leise bei jedem Luftzug.

„Hier ist mein Reich zu Ende, Küche und Vorratskammer liegen etwas abseits vom Haus, die interessieren Sie wohl nicht,“ wandte sich Dürren an Frau von Wolkef, die wieder leise herzutreten war.

„Nein, Wirtschaftssachen interessieren mich nie!“

„Leider,“ seufzte Wolkef. Er blieb im Eckzimmer an dem großen Mittelspind stehen. „Wo ist der her, Dürren?“

„Die Schränke? Aus alten Kisten zusammengenagelt und angestrichen.“

„Ich dachte, sie kämen direkt aus Danzig,“ lachte Wolkef.

„Jetzt haben wir aber wirklich genügend bewundert; haben Sie nichts zu trinken, Dürren?“ fragte Frau von Wolkef.

„Über bloß keine Milch oder dergleichen antialkoholische Getränke,“ warf ihr Mann ein.

Dürren, der bereits zur Türe geeilt war, um eine Erfrischung für seine Gäste zu holen, drehte sich betroffen um. „Tut mir leid, Wolkef, ich habe weder Bier noch Wein im Hause, höchstens Kognak, wenn Sie wollen.“

„Ger damit, nur nicht geniert, alter Junge,“ gab Wolkef zur Antwort.

Als Dürren kurz darauf zurückkam, gefolgt von Jonathan, der ein Tablett mit Gläsern und einer Kognakflasche brachte, lag Frau von Wolkef behaglich ausgestreckt auf dem Ruhebett und blies den feinen Rauch einer Zigarette durch die Nase. Karl von Wolkef hatte seinen Uniformrock aufgeknöpft, von seinem Gesicht perlten die Schweißtropfen, die er mit dem Taschentuch zu trocknen versuchte.

Dürren betrachtete das Ehepaar schweigend. Eine lange Weile fiel kein Wort, da nahm Frau von Wolkef, nervös geworden, das Gespräch von neuem auf: „Erzählen Sie, Dürren, wie ist es Ihnen gegangen? Was haben Sie erlebt? Wollen Sie hier bleiben? Ich will alles genau wissen!“

„Daß uns doch erst mal zu Atem kommen, ich bin noch ganz erschauftert,“ rief ihr Mann ärgerlich dazwischen, „am liebsten legte ich mich hin und schliefte erst mal bis zum Mittagessen.“

„Du deinen Gefühlen nur keinen Zwang an, wir unterhalten uns auch allein.“ Frau von Woltef sah bei diesen Worten Dürren an. „Jetzt muß er antworten,“ dachte sie. Aber Dürren fragte bloß, ob sie sich nicht auch hinlegen wollte, und als sie wiederum schlagfertig antwortete: „Sie sehen, ich liege schon, verlange aber von Ihrer Gastfreundschaft, daß Sie sich jetzt mir widmen,“ blieb er auch, obgleich es ihm sichtlich unangenehm war, während Woltef hastig ein drittes Glas Cognat hintergoß, stöhnend aufstand, und zu Dürren sagte: „Meine Frau brennt ja vor Neugierde, alles von Ihnen zu erfahren, ich bin aber wirklich zu müde jetzt,“ damit ging er dem Schlafzimmer zu.

Die beiden Zurückgebliebenen redeten eine Zeitlang kein Wort.

Hanns sah in Gedanken versunken, Frau von Woltef horchte gespannt nach der Türe, und erst, als kräftige Atemzüge und leises Schnarchen herüberdrang, sprang sie wie elektrifiziert vom Sofa auf, trat an Dürren heran und faßte mit heftigem Griff seine Hand. Ihre stahlgrauen Augen richtete sie fragend auf ihn; den Kopf hatte sie leicht zurückgebogen, so daß er ihr voll ins Antlitz sehen konnte.

„Hätte ich gewußt, wie wenig Freude Ihnen unser Besuch macht, wäre ich nicht gekommen. Ihr Benehmen grenzt an Unhöflichkeit!“

Dürren entgegnete nichts. Er entzog ihr nur leise seine Hand und sah sie erstaunt von der Seite an. In der Erinnerung war sie ihm als lebensprühendes Geschöpfchen geblieben, dessen gaminartige Figur zu dem dunklen Lockenkopf, dem arroganten Stulpnäschen und den unruhig flimmernden grauen Augen vortrefflich paßte. Jetzt fand er

sie verändert: ihre grazile Figur hatte sich entwickelt, sie war voller, üppiger geworden, vielleicht schöner, aber ihm fremd, und so suchte er vergeblich nach all dem, was ihn früher berauscht hatte, sah sie an, wie man ein Wesen ansieht, das einst dem Herzen nahe gestanden, bei dem man den alten Zauber vernißt und mit einemmal nicht mehr begreifen kann, daß einst das eigene Lebensglück von eben diesem fremden Wesen abhängig war. Früher war sie ihm wie ein munterer Schmetterling erschienen, der vergnüglich von Blume zu Blume fliegt, sich an dem Duft ergötzt, wie ein tändelndes Kind, dessen leichtfertiges Spiel mit dem Ernst des Lebens in kindlicher Harmlosigkeit begründet lag. Sein höchster Wunsch war es gewesen, den Schmetterling an sich heranzuziehen, ihn sicher über die Gefahren des Lebens hinüber zu geleiten, und aus diesem Wunsch heraus hatte sich bei ihm die große Liebe entwickelt. Jahrelang lebte er von der Hoffnung, einmal die kleine Aga von Warten sein zu nennen. Bis endlich eines Tages Aga sich mit Woltef verlobte. Jetzt mußte er denken, wie blind doch die Liebe mache, die ihn damals verzweifelt vor die Tatsache gestellt hatte, die jedes Denken verhindert, ihn ruhelos umhergetrieben, bis er mit sich und der Welt zerfallen hierher geflüchtet war, um sie, die er mit der ganzen Kraft seiner Seele geliebt, nie wieder zu sehen. Plötzlich stand sie wie durch Schicksalsfügung vor ihm, und die Minute, vor der er früher gezittert, von der er geglaubt, daß sie die mühsam vernarbte Wunde seines Herzens aufs neue aufreißen würde, brachte ihm nichts, als eine große Erleichterung, in der er sich selbst gestand, daß es gut sei, wenn die heißesten Wünsche manchmal unerfüllt bleiben.

Die Frau aber merkte von all den Seelenregungen des Mannes nichts. Sie glaubte ihn immer noch in ihrem Bann und deutete sein Schweigen als die Anzeichen wachsender Erregung, konnte sich in dem Gedanken, daß er sie nicht vergessen, ihretwegen unglücklich sei. Sie nahm sich vor, ihn zu trösten durch Freundschaft, meinte, daß die Öde und Langeweile des afrikanischen Lebens eine angenehme Abwechslung erfahren würde, wenn Dürren mit seinen Erzählungen sie unterhielte. Und ohne sich weiter mit den Gefühlen Dürrens zu beschäftigen, meinte sie leichtsin:

„Ach, Dürren, nun reden Sie mal; ich bin Ihnen nicht mehr böse. Sie sind sicher in dieser gräßlichen Einsamkeit hier menschenförmig geworden, das soll jetzt anders werden. Sie müssen mich oft besuchen, und dann wollen wir wieder recht nett zueinander sein.“ Da er immer noch nicht antwortete, nur zuweilen gedankenvoll vor sich hinsah, sagte sie, ärgerlich werdend: „Was soll denn dies dauernde Schweigen bedeuten? Warum sehen Sie nur immerzu vor sich hin, ohne jeden Sinn? Es ist nachgerade beleidigend!“

„Ich dachte an vergangene Zeiten, verglich das Einst mit dem Jetzt,“ entgegnete er endlich mit ruhiger Stimme.

„Und zu welchem Schluß sind Sie gekommen?“ warf Frau von Wolke ein, während ihre Augen ihn durchdringend ansahen.

Hanns zögerte mit der Antwort, ein inneres Gefühl sagte ihm, daß es zwecklos sein würde, ihr einen Einblick in seine Gedanken zu geben. „Sie wird dich doch nicht verstehen“ schoß es ihm durch den Kopf. Aber er besann sich, daß es besser wäre, Klarheit in sein Verhältnis zu ihr zu

bringen, und nun, wo jeder Faden, der sein Denken mit ihr verband, durchschnitten war, würde eine offene Aussprache erleichternd wirken.

„Mir scheint's,“ sagte er nach einer Weile, „als ob das Schicksal manchmal hellsehend wäre. Zuerst wehren wir uns dagegen, lehnen uns mit der ganzen Kraft, die wir zur Verfügung haben, auf, und endlich kommt doch eine Stunde, in der wir langsam zu verstehen anfangen, warum es so gekommen. Dann danken wir sogar manchmal der gütigen Vorsehung, die wir vorher verdammt, bedauern nur, daß wir schwach genug waren, einen Kampf zu beginnen, ohne vorher den Grund des Kampfes genau zu durchdenken. Sehen Sie, gnädige Frau, wer wirklich einen schweren Kampf kämpft, der wird stark, geläutert, den trägt das Bewußtsein seines ehrlichen Willens über die erniedrigende Mutlosigkeit hinweg, meistens aber finden uns die Kleinlichkeiten des Lebens schwach, ihnen verfallen wir, sie erheben wir zu Größen, die uns unübersteigbar sind, um erst, nachdem wir jahrelang verzweifelt einen Übergang gesucht, plötzlich einen breiten Weg zu finden, der um die Höhe, die näher besehen ein ungefährlicher Hügel ist, dessen äußerer Schein uns nur täuschte, herumführt.“

Die letzten Worte hatte Dürren mehr zu sich selbst gesprochen. Nun sah er hinaus, draußen auf der Veranda zwitscherten die Vögel, unter den Fenstern tief unten in der Ebene reifte der Mais, der nun bald geerntet werden mußte, und weiter in der Ferne, nahe dem Revier, graseten seine Viehherden. Ab und zu drang der leise Klang der abgestimmten Kuhglocken zitternd durch die Luft, und Hanns überkam es wie Befriedigung, als er sein Eigen-

tum überfah und wieder denken mußte, daß alles scheinbar aus nichts hervorgegangen sei, daß allein emsige Arbeit den Boden zum fruchtbaren Ackerland umgeschaffen hatte. Als er sich wieder nach einer langen stummen Pause zu Frau von Woltek wandte, hatte die sich auf einen Stuhl niedergelassen, riß nervös mit ihren schlanken, weißen Fingern an dem feinen Batisttaschentuche, und in ihren Zügen lag Empörung und Haß.

„Sie wollen sagen, daß — daß Sie froh sind, mich nicht geheiratet zu haben — daß Sie —“ fassungslos stand sie auf, lief erregt im Zimmer umher, dann blieb sie wieder vor Dürren stehen, und, einer plötzlichen Eingebung folgend, sprudelte sie hervor: „Sie sind verbittert. Seit dem Tage, da ich mich verlobt, haben wir uns nicht mehr gesprochen. Ich hätte Ihnen auch nichts anderes zu sagen gewußt, als was ich Ihnen jetzt sagen kann. Sie lernte ich kennen, bevor ich wußte, daß das Leben ohne Luxus, ohne jede äußerliche Befriedigung eine Qual ist. Wir hätten jahrelang mit der Hochzeit warten müssen, und dann, dann hätte erst ein Leben begonnen, in dem dauerndes Verzicht die Hauptrolle gespielt hätte. Ich könnte das nicht ertragen! Nein, Sie glauben gar nicht, wie elend ich mich hier fühle, ohne jede Anregung. Aber hier ist das nur Intermezzo, nach drei Jahren gehen wir wieder fort, zurück in die Heimat, wo jeder Tag neues bringt, wo eine Sensation die andere ablöst.“

Frau von Woltek machte eine Pause, in der nur ihre Augen sprachen, die in ungeduldigem Fragen auf Dürren bläkten, versuchten, aus seinen Zügen die Wirkung ihrer Worte zu ergünden.

Sein Gesicht blieb ruhig. Nicht die geringste Bewegung ließ sich erkennen, hörte er doch nur die Bestätigung dessen, was er seit heute wußte. Es erstaunte ihn nicht einmal, daß sie ruhig davon sprach; wie erbärmlich nichtig sie sich dadurch in seinen Augen machte, begriff sie wohl nicht. Ihr ganzes Denken war rein äußerlich. Den Begriff Gefühl, inneres Empfinden, kannte sie nicht, der hatte ihr wohl stets gefehlt. Er mußte unwillkürlich über sich selbst lächeln, ein so schlechter Frauentenner war er gewesen, so weit mußte es kommen, bis er überzeugt war, daß die Frau vor ihm überhaupt keiner großen Liebe fähig. Und um das zu erkennen, hatte er Beruf und Heimat aufgegeben, war sinnlos, wie ein Verblendeter, herumgeirrt, hatte sich in der Arbeit betäuben wollen, alles, um bloß nicht an sie denken zu müssen. Er lachte plötzlich laut auf. „Das Leben ist die richtige Komödie, eine Komödie der Irrungen,“ dachte er.

„Sprechen Sie, Dürren, sagen Sie, daß Sie verstehen, daß ich so handeln mußte, wie ich getan,“ drängte Frau von Woltek.

„Es war das richtigste,“ sagte er gelassen. „Zwei so verschiedene Menschen, wie wir, hätten nimmer zusammen gepaßt. Ich verstehe jetzt, daß Sie an meiner Seite unglücklich geworden wären; Luxus und das, was Sie am Leben lieben, hätte ich Ihnen nie bieten können, und für ein Leben, ausgefüllt mit Liebe und gegenseitigem Verstehen, zugleich ein Leben mit Sorgen und Armut, sind Sie nicht geschaffen. Es ist ein Glück, daß wir uns wieder gesehen haben, denn der Groll, der immer noch gegen den harten Schicksalsschlag, der Sie mir entriß, in mir wohnte,

ist gewichen. Von nun an wird mein Leben frei sein von bitteren Erinnerungen, frei von Qual.“

Frau von Woltek war einige Schritte zurückgewichen. „Das heißt, Sie streichen jede Erinnerung an mich aus Ihrem Leben?“

„Das mußte ich doch schon am Tag Ihrer Hochzeit tun,“ entgegnete er langsam, „damals war ich aber nicht imstande, völlig Herr meiner Gedanken zu sein, die Zeit erst hat nach und nach die Erinnerung verblässen lassen, und jetzt bin ich fähig, Ihnen Glück für Ihren weiteren Lebensweg zu wünschen.“ Dürren versuchte, ihr die Hand zu geben, er hatte herzlich und warm gesprochen und glaubte durch die letzten Worte jede Kränkung entfernt, die vorherige harte Auseinandersetzung gemildert zu haben.

„Ihre Glückwünsche sparen Sie besser für andere Menschen auf, Herr von Dürren,“ gab sie im spöttischen Tone zurück, „Sie wollen keinen Trost, keine Freundschaft von mir, ich brauche kein Mitgefühl!“

Aufgeregt zündete sie sich eine neue Zigarette an, hörte kaum auf Dürren, der ihr erklärte, daß er von Mitgefühl überhaupt nicht gesprochen, trommelte mit ihren weißen Fäusten auf den Fensterscheiben, als wären die an allem schuld, und wandte sich erst wieder um, als ihr Mann in der Türe erschien.

„Du schläfst auch endlos; wir wollen doch fort, laß die Pferde satteln,“ rief sie ihm wütend zu.

„Was ist denn hier los? Schlaf ich eigentlich noch?“ Woltek schaute verblüfft von seiner Frau zu Dürren und schüttelte den Kopf: „Ihr haltet mich wohl zum Narren? Mit Todesverachtung reite ich bei sengender Sonnenglut

hierher, und kaum habe ich mich von den Anstrengungen ein wenig erholt, soll ich mit leerem Magen wieder weg. Das tu' ich einfach nicht!“

„Herrn von Dürren wird wenig daran liegen, wenn wir ihm länger zur Last fallen!“ Frau von Woltek sah Dürren wütend an, dieser lächelte nur leicht, ihre schlechte Stimmung einfach übergehend, sagte er, mehr zu Woltek gewandt: „Jonathan klappert schon energisch mit den Tellern, das heißt: Die Kost ist klar.“

„Diese Frauenlaunen, was ist denn nur los?“ murmelte Woltek. Er war verstimmt zu Tisch gegangen, aber kaum stand die dampfende Schüssel frischen Gemüses und der duftende Braten vor ihm, als seine Stimmung sich besserte: „Und all diese Lederbissen hätte ich mir entgehen lassen sollen,“ meinte er, eifrig zuliegend, und mit einem Anflug von unverwüßlichem Humor setzte er hinzu: „Sie müssen nämlich wissen, Dürren, daß ich seit einer Woche nichts als Wiener Würstchen mit Sauerkraut bekomme; immer in verschiedenen Variationen, das heißt einmal gut, das nächste Mal angebrannt, je nachdem der Barometer meiner Frau steigt oder fällt!“

Dürren mußte wieder lächeln. Woltek war wirklich ein gutmütiger Mensch, gerade kein Geisteskind, er hatte eher etwas Unbeholfenes, so daß man sich schwer mit ihm unterhalten konnte, manchmal etwas Dickfelliges, und heute kam das besonders zum Durchbruch. Da Uga nicht redete, ritt er immer wieder auf ihren Launen herum, ohne zu bemerken, wie peinlich Dürren diese unangenehme Situation berühren mußte.

Zum Schluß der einsilbigen Mahlzeit brachte Jona-

tham einen Teller mit Kuchen herein, und auf Dürrens verwunderten Blick erzählte er strahlend, er wäre zu Hardts geritten und hätte um Kuchen für seinen Herrn gebeten.

„Das ist ja eine Perle von einem Jungen!“ rief Wolkef schmunzelnd aus.

„Ein tüchtiger Kerl ist mein Jonathan. Du sorgst schon für mich, was?“ Dürren nickte dem Schwarzen freundlich zu. „Für dich bleibt auch ein Stück übrig,“ meinte er dann rasch.

„Übrigens Hardts . . . sag' mal, Aga, kennen wir die nicht auch?“ Wolkef mußte seine Frage zweimal wiederholen, ehe er Antwort erhielt.

„Ich weiß es nicht, solche Leute interessieren mich nicht!“

„Schwups, hast du wieder einen weg!“ rief Wolkef tragisch aus, ohne sich aus seiner Ruhe bringen zu lassen. Er verspeiste mit sichtlichem Appetit zwei Stück Kuchen und fing dann abermals zu sprechen an: „Jetzt fällt mir's ein, Behsen erzählte von der Familie Hardt. Die wohnen wohl in Ihrer Nähe, Dürren?“

„Ungefähr dreiviertel Stunden von meiner Farm,“ gab Dürren zur Antwort.

„Und Sie sind wohl eng befreundet mit diesen Leuten?“ fragte Frau von Wolkef in schnippischem Ton.

„Ich bin öfters dort, Hardts sind liebe, prächtige Menschen, die das Herz auf dem richtigen Fleck haben und —“

„Ach, lassen Sie doch, Sie wollen uns wahrscheinlich ein Loblied auf diese Leute vorsingen; mir klingen noch die Ohren von Behsens Erzählungen. Der konnte sich

überhaupt nicht beruhigen, als er auf dieses Thema zu sprechen kam. Sprach von Fortschritt für das Land, von hochstehenden Charakteren. Die Männer sind alle gleich, die glauben jedes Wort, was so ein bankrotter Gutsbesitzer ihnen aufbindet.“ Frau von Wolkef lachte höhnisch vor sich hin und sah Dürren blinzeln an.

„Gnädige Frau, ich glaube, es entzieht sich Ihrer Beurteilung, was für Menschen Hardts sind! Ich kann nur Behsen beipflichten, wenn er diese Familie hochstellt. Seitdem sie meine Nachbarn geworden, hat für mich ein anderes Leben begonnen. Von Naturen, wie Hardts, kann man bloß lernen!“

„So, na, da lernen Sie ruhig weiter, ich für meinen Teil verspüre kein Bedürfnis, von Ansiedlern zu lernen.“ Frau von Wolkefs Stimme klang gereizt, sie überließ sich ganz ihren Launen und gefiel sich darin, Dürren, wie sie meinte, zu ärgern. Innerlich nahm sie sich vor, auf dem Rückritt Farm Hardt zu berühren und die Familie zu mustern. Ihr fiel ein, daß Behsen von einem jungen Mädchen, der Tochter, erzählt hatte, und sofort kombinierte sie, Hanns ist verliebt!

Dürren kostete es Anstrengung, auf Frau von Wolkefs Worte zu schweigen. Eine Unmutsfalte legte sich über seine Stirne, aber er dachte, daß es keinen Sinn habe, auf derartige Ansichten zu antworten, dadurch würde das unerquidliche Gespräch nur in die Länge gezogen.

Da nahm aber schon Wolkef den Faden der Rede wieder auf: „Einsam muß es doch für Sie sein, Dürren,“ sagte er. „Selbst wenn Ihre neuen Nachbarn ganz nette Menschen sind. So verkehren, wie mit seinesgleichen, kann

man denn doch nicht. Für uns Adlige gibt es eben eine bestimmte Grenze, über die wir nicht hinwegkommen — hier muß man ja vorlieb nehmen, und weiß Gott, hier und da gibt's auch unter den Menschen zweiter Klasse einen oder den anderen, mit dem man reden kann. Aber immerhin ist das ein Nothbehelf! Herr Gott, ich halt's manchmal gar nicht aus; das ist eben in Deutschland doch 'was anderes, da haben wir im Kasino unsern geschlossenen Kreis, von jedem weiß man genau, wieviel Ahnen er hat, und da kann man eben ganz anders verkehren als hier.“

Dürren kannte zu genau Wolteks engen geistigen Horizont, als daß ihn seine Worte verwundert hätten. Früher im Kasino waren sie oft aneinander geraten, gerade über solch engherzige, törichte Ansichten seiner Kameraden, daß der Mensch erst für voll gelte, wenn das kleine Wort „von“ seinen Namen zierte, konnte sich Dürren von jeher ärgern. Es empörte ihn, wenn im Kasino jeder Nichtadlige als Mensch zweiter Klasse angesehen wurde; ändern freilich konnte er solche Ansichten nicht, das wußte er, und so begnügte er sich auch jetzt wieder, ganz gleichmütig zu sagen: „Die Ansichten sind eben verschieden, Woltek. Wir haben ja in früheren Zeiten öfters darüber gesprochen, und jetzt gehöre ich selbst zu den Menschen zweiter Klasse, zu den Arbeitstieren, die ihr kärgliches Brot durch eigener Hände Arbeit verdienen. Und ich muß Ihnen sagen,“ setzte er ohne Bitterkeit hinzu, „ich fühle mich als Mensch zweiter Klasse, wie Sie sich ausdrücken, äußerst wohl.“

Woltek schüttelte seinen Kopf; er war weit entfernt, Dürren tranken zu wollen, nur gingen eben ihre Ansichten

so weit auseinander, daß sie auf keinem Punkt sich treffen konnten, und der Gedanke, reißlich Äußerungen anderer zu überlegen, war ihm bisher in seinem ganzen Leben nicht gekommen. Am besten war's, man sprach gar nicht weiter darüber. Heiß und schwül lastete die Luft ohnehin schon auf ihm, warum sollte man sich da noch unnötig mit Gedanken anstrengen, dazu war Woltek viel zu bequem.

Das Gespräch schleppte sich noch einige Zeit mühsam fort, jeder Versuch Dürrens, einen harmlosen Ton anzuschlagen, scheiterte an der Mißstimmung Frau von Woltek und an Woltek selbst, der außer Kasinoflatsch und Hofgeschichten sich für nichts interessierte. Endlich, nachdem der Kaffee getrunken war, erklärte Frau von Woltek kategorisch, aufbrechen zu wollen. Ohne weitere Antwort abzuwarten, ging sie hinaus, half selbst beim Satteln ihres Pferdes, während Woltek nochmals einen Kognak trank und Dürren mit den Worten festhielt: „Nehmen Sie's nicht übel, Dürren, gegen Frauenlaunen kommen wir Männer nicht an.“

Und wieder einige Minuten später, im Abreiten, nachdem Frau von Woltek Dürren nur kühl die Hand gereicht und ihm gedankt für seine Gastfreundschaft, flüsterte Woltek vom Pferde herab Dürren zu: „Heute bekomme ich sicher angebranntes Abendbrot, heiraten ist gut, nicht heiraten ist besser!“

Dürren aber ging in sein Zimmer zurück, erleichtert aufatmend, und wiederholte Wolteks Worte: „Heiraten ist gut, nicht heiraten ist besser!“



Viertes Kapitel.

In Berlin lag hoher Schnee! Längst hatten die matten Strahlen der Winter Sonne aufgehört, ihre wechselnden Lichter auf die spiegelnde Eisfläche des großen Sees im Tiergarten zu werfen; dieser lag verlassen im dämmerigen Halbdunkel, das die elektrischen Bogenlampen, die auf den belebteren Straßen brannten, bis hierher verbreiteten, und von dem lauten Getriebe der Großstadt drang nur dumpfes Geräusch herüber.

Eine Droschke erster Klasse fuhr langsam, damit das Pferd nicht ausgleiten konnte, den Weg an der Eisbahn vorbei, und der darin sitzende Herr saß zurückgelehnt, in einen warmen Pelz gehüllt, und ließ die Augen leicht über die Schneelandschaft streifen. An der Ecke der Charlottenburger Chaussee überholte der Wagen einen Offizier, der, ohne aufzusehen, eilig des Weges dahinschritt.

„Platen! Zum Donnerwetter, Kutscher, halten Sie doch den Gaul an.“

Der Offizier, dem der Ruf gegolten, war überrascht stehen geblieben. „Enken, sind Sie's oder ist's Ihr Geist?“

„Nee, ich bin's, in höchst eigener Person. Gestern in Hamburg angekommen, heute Berlin, und jetzt abends gleich eine Fahrt nach dem verschneiten Tiergarten gemacht, Schwärme für Gegenlähe! Vor einer Woche schwelgte ich in Madeiras sonnigen Gefilden — ein Feenreich, sag' ich Ihnen — heut' wollt' ich mich an Schneelandschaft ergöhen.“

„Und zur Abwechslung ein bißchen ausfrieren?“ lachte der Offizier. „Saben Sie heute abend schon was vor?“

Sonst kommen Sie mit mir ins Bristol, dort ist's ganz mollig.“

„Abgemacht, ich muß Ihnen ohnehin so viele Grüße aus Südwest bestellen, fahren wir bis zum Brandenburger Thor!“

Platen stieg ein, sah Enken vergnügt von der Seite an: „Na, zu Ihren Ungunsten haben Sie sich nicht verändert; wie war's denn im Lande der Gottentotten? Sind die Weiber hübsch?“

„Alles andere als das: ein widerliches Volk, schmutzig, lieberlich, brrr!“

„Da müssen Sie hier Versäumtes nachholen. Sehen Sie mal die kleine Kröte da drüben, zum Anbeissen niedlich, was?“

Die Droschke hielt am Brandenburger Thor. Die beiden Herren bummelten langsam den Linden zu, Platen an das Gewoge der Großstadt gewöhnt, gleichgültig, nur hin und wieder eine Vertreterin des schönen Geschlechts schmunzelnd musternd, Enken wie in einem Taumel auf das weihnachtliche Treiben Berlins sehend, ganz benommen von der Pracht der Schaufenster, von Glanz und Licht, das durch die hohen elektrischen Bogenlampen taghell die breite Straße erleuchtete.

„Ach, wie das wohlthut,“ Enken atmete tief auf, „wieder mal Großstadtluft atmen, von dem ganzen verflixten Schwindel nichts hören; da draußen ist's manchmal zum Haarausraufen! Und jetzt mit einemmal so mitten drin, überall Leben, wohin man sieht, wie ein Traum beinahe! Donnerwetter, da weiß man ja erst, was man alles aufgegeben hat!“

Platen hörte lächelnd den begeisterten Reden Entens zu: „Sehen Sie, Enten, Sie wissen wenigstens den Wert des Berliner Lebens zu schätzen. Ihnen macht's jetzt Spaß! Unserems, der nie die Nase aus der Großstadt herausgesteckt hat, berührt das Leben hier gar nicht mehr, es ist doch immer der gleiche Kummel! Man stumpft ab mit der Zeit! Freilich, wenn ich dächte, daß ich plötzlich fort von hier sollte, in irgendeine obskure Kleinstadt, ich tät's nicht. Der Mensch ist eben ein Gewohnheitstier, und unsere Nerven, die brauchen den fortwährenden Lärm und Radau, vor allen ab und zu ein liebendes Frauenherz.“

„Sehen Sie bloß mal diese Fülle von Juwelen.“ Enten sah wie hypnotisiert in ein hohes Schaufenster, in dem das Feuer der funkelnden, in allen Regenbogenfarben schimmernden Brillanten mit dem Licht der elektrischen Birnen wetteiferte.

„Wunderbar!“ rief Platen in komischem Pathos. „Übrigens, Diamanten, die liegen doch bei Ihnen in Südwest auf der Straße herum, so hab' ich gelesen. Eigentlich hätten Sie einige Solitäre für Ihre Freunde als Boutons mitbringen können!“

„Die hätte ich wohl extra von Werner bestellen müssen und dann so aus Zufall verlieren, vielleicht, daß sie dann ein Glücklicher auf der Straße gefunden!“ Enten schaute ärgerlich zu Platen hin. „Denken Sie denn, wenn's dort wirklich Diamanten gäbe, daß Südwest deutsch wäre?“

„Ach, was Sie erzählen! Also in dem Land ist nichts zu holen?“

„Gott, wie man's nimmt,“ entgegnete Enten, mit seinem Spazierstock aufklopfend. „Südwest ist eben eine

Kolonie, die durch vernünftige Besiedelung und durch konsequente, planmäßige Bewirtschaftung erst zu dem gemacht werden muß, was wir brauchen. Ausichtslos und ohne Nutzen ist sie durchaus nicht. Wir haben z. B. an verschiedenen Stellen Kupfer in Unmengen; es kommt bloß darauf an, daß sich deutsches Kapital findet, damit man mit dem Abbau beginnen kann.“

„Und das findet sich nicht?“ warf Platen ein.

„Scheinbar nicht. Es wird ja auch nichts dazu getan. Englische Kompagnien erwerben das beste Land, man gibt es ihnen skrupellos. Sie haben eine der aussichtsreichsten Kupferminen oben im Norden, aber statt sie in Betrieb zu nehmen, halten sie damit zurück, vielleicht, um die Kupferpreise nicht unnötig zum Sinken zu bringen; kurzum, es geschieht nichts, rein gar nichts, was dem Land zum Vorteil gereichen könnte!“

Enten war bei seinen Worten stehen geblieben und fuhr jetzt, eifrig auf Platen einredend, fort: „Wissen Sie, am besten wär's, wir würfen unsere ganzen Kolonialideen über'n Haufen, wir verstehen's nicht! Verstehen nicht, die Schwarzen zu behandeln und verstehen ebenso wenig, Leute ins Land zu ziehen, die tüchtige Farmer abgeben! Die ganze Politik, die wir da draußen treiben, ist blödsinnig, einfach blödsinnig! Die schwarzen Häuptlinge werden wie die rohen Eier angefaßt, es fehlt bloß, daß sie für ihre kolossalen Verdienste noch einen Orden bekommen, und von den Ansiedlern verlangt man ein Kapital von 10—15 000 Mark. Herrgott, der eine oder der andere wird ja wohl so viel mitbringen, vielleicht sogar noch mehr, aber die große Masse, der ein-

fache deutsche Bauer, der hinausgeht, um draußen sein Stück Ackerland und sein Vieh zu haben, wo soll denn der so viel Geld herzuschaffen? Und daß wir gerade solche Elemente, die selbst tätig sind, gebrauchen, viel mehr als Menschen, die nur den großen Herrn spielen wollen, das will niemand einsehen! Kapital muß ins Land kommen, heißt's überall, ich bin auch nicht dagegen, sie sollen nur deutsches Kapital für die Minen aufbringen, dadurch schaffen wir Absatzgebiete für die Farmer. Aber allein mit dem Kapital ist's auch nicht getan, schließlich kommt's doch bloß in die unrechten Hände! Na, man könnte Bände füllen, wie es sein sollte in Südwest, und wie es ist!"

„Halten Sie doch einen Vortrag. Viele wird es interessieren, über die Kolonie einiges zu erfahren,“ wandte Platen ein.

„Nee, ich werd' mir nicht den Mund verbrennen, vorherhand will ich mal sechs Monate lang von Südwest ausruhen.“

„Heute abend aber erzählen Sie noch weiter. So, jetzt sind wir schon seit einer Ewigkeit vorm Bristol angelangt. Wollen Ihre Ankunft feiern — allons!“ Damit schob Platen seinen Bekannten in die Tür des Hotels.

In der hellerleuchteten Halle flutete bereits das abendliche Leben. Herren in Uniform schritten säbelkirrend den Restaurationsräumen zu, fröhliche Gruppen von Damen, in duftigen, kostbaren Toiletten, wahren Gebächten der Schneiderkunst, standen scherzend und plaudernd umher, ihre blendend weißen, wie Marmor schimmernden Schultern hoben sich wirkungsvoll von den schwarzen Frackanzügen der Herren ab, auf denen nur diskret, an den matten,

seidenen Westen funkelnde Boutons leuchteten, während in dem anmutig frisiertem Frauenhaar große, in allen Tönen glitzernde Juwelen erglänzten. In allen Sprachen unterhielten sich die Gäste, alles schien hier Leben zu atmen, alles nur von dem Gedanken geleitet zu sein, daß die Welt ein großes Vergnügungsort sei, in dem man sich nach Möglichkeit amüsieren müsse.

„Famos ist's hier, einfach großartig!“ sagte Enten, nachdem sie im Wintergarten an einem kleinen Tisch Platz genommen hatten, von wo aus der Blick auf den mit Lannengrün geschmückten Hof fiel.

„Ja, Bristol ist wirklich ganz erträglich. Trinken Sie Mumm oder die Kleine Witwe, Enten?“

„Mumm ist mir lieber!“

„So, dann also Austern, Kaviar, ein kleines Diner, aber Tipp Topp und Mumm!“

Der Manager entfernte sich, und nach einigen Minuten stand eine große Schüssel frischer englischer Austern auf dem Tisch, und der Sekt perlte in den Gläsern.

„Prost, Enten,“ der Offizier hob leicht das Glas gegen seinen Gast, „so, nun erzählen Sie mal weiter. Erstens, wer läßt mich grüßen?“

„Ja, warten Sie mal, ach, richtig! Vor einigen Monaten war ich zufällig in Windhof, siehe abends in unserm sogenannten ersten Hotel, da mir das Kasino zu langweilig war, und lerne da einen jungen Farmer kennen, wenn ich bloß wüßte, wie er hieß! Sehr groß, auffallend groß —“

„Dürren etwa?“ fragte Platen dazwischen.

„Stimmt, von Dürren hieß er. Also, der erzählte mir, ich weiß gar nicht mehr, wie wir auf Sie kamen, er hätte in einem Regiment mit Ihnen gestanden. Er läßt Sie grüßen, dann —“

„Halt, nur nicht so schnell! Sie haben Dürren gesehen? Wie geht's ihm denn? Der gute, alte Dürren, war so ein famoser Mensch!“ Platen sah einen Augenblick gedankenvoll vor sich hin. „So ein famoser Mensch war's!“ murmelte er.

„Scheinbar geht's ihm gut; er hat oben im Sandfeld eine Farm und war wohl bloß in Windhuk, um sich Frächten zu holen. Ich weiß nichts Näheres. Er ist ziemlich schweigsam; als ich im Kasino fragte, ob er dort verkehre, wurde mir gesagt, daß Dürren ein Sonderling sei, ein ganz eigenartiger Mensch, und meistens allein auf seiner Farm säße. War er bei Ihnen Reserveoffizier?“ Enten leerte sein Glas und sah fragend zu Platen hin.

„Nein, er war bis vor zwei Jahren aktiv. Er ist einer meiner besten Freunde gewesen.“

„Wohl Schulden gehabt?“

„Keine Ahnung, er hat sich in eine ganz verrückte Idee verrannt, und als die schiefe ging, hat er seinen Abschied genommen.“

„Also wohl 'ne Weibergeschichte? Gott, das kennt man ja!“ Enten lächelte leicht. „Er sieht mir nur gar nicht danach aus!“ meinte er nach einer Pause.

„Das, was Sie glauben, stimmt auch nicht, die Weibergeschichte ist keine Weibergeschichte, obwohl sie ganz unbegreiflich war und bleibt.“ Platen wollte fortfahren, aber der Kellner trat heran, servierte ein auserlesenes, kleines

Diner und verhinderte durch seine Gegenwart, daß Platen weiter erzählte.

„Wolteks lassen Sie übrigens auch grüßen, besonders Frau von Woltek hat mir auf die Seele gebunden, Sie besonders herzlich zu grüßen. Sie gehörten wohl zu ihren Verehrern?“ fuhr Enten, nachdem abserviert war und der Kellner eine zweite Flasche Mumm in den Kühler gestellt hatte, fort. „Eine sonderbare Frau ist die Woltek, ein Gemisch von — ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll!“

„Nehmen die Herren Kaffee?“ Der Manager war wieder lautlos an den Tisch herangetreten.

„Ja, Kaffee, Kognak, Zigaretten, Zigarren, verschiedene Sorten, und Kognak Dubouché.“

„Danke.“

Der Kellner breitete ein frisches, weißes Tuch über den Tisch, schenkte aus der braunen, französischen Kaffeekanne den duftenden Mokka in die Tassen und goß in zwei prächtig geschliffene, hohe Gläser den aromatischen Kognak, nachdem dieselben mit feinen Eislüftchen ausgeschwenkt, leicht von dem eisigen Raß angelauten waren.

„Aga Woltek haben Sie also auch kennen gelernt?“ nahm Platen das Gespräch wieder auf. „Waren Wolteks schon in Windhuk, als Sie Dürren dort sahen?“

Enten blickte erstaunt bei Platens Frage auf. „Nein, das war lange vorher. Sechs oder sieben Monate vor meiner Abreise traf ich Dürren, und Wolteks sind überhaupt erst seit vier Monaten im Land.“

„Ja richtig, sie gingen erst im Juli von hier fort. Wenn die Geschichte nur kein schlechtes Ende nimmt,“

meinte Platen, mehr zu sich selbst sprechend. „Daß die auch ausgerechnet nach Südwest mußten!“

„Wie hängen denn Wolteks mit Dürren zusammen?“ Enten zog eifrig an seiner Zigarre und sah gespannt sein Gegenüber an.

„Am besten ist's,“ meinte Platen, immer noch versonnen, „ich erzähl' Ihnen die Geschichte, dann können Sie mir auch darüber schreiben, falls sich dieses oder jenes ereignen sollte, denn Dürren schweigt sich doch in allen Tonarten aus. Und ich hab' nun einmal eine wirkliche Freundschaft für ihn, interessiere mich für sein Wohlergehen. Er ist ein selten vornehmer, anständiger Kerl gewesen.“

Enten hatte aufmerksam zugehört. „Na, legen Sie los, Platen,“ sagte er, als dieser wieder ein Pause machte und unschlüssig vor sich hinräumte, „bei mir sind Geheimnisse gut aufgehoben, das wissen Sie wohl von früher.“

Platen nickte nur zustimmend. „Die ganze Geschichte klingt ja eigentlich kindisch, wenn sie nicht doch wieder so traurig wäre,“ meinte er dann. „Die jetzige Frau von Woltek ist die Tochter des Obersten von Warten. Der Vater, ein großartiger Mensch, hat die kleine Aga, die seiner Frau das Leben gekostet hat, nach allen Regeln der Kunst verzogen, und wir jungen Offiziere hatten das unstrige dazu getan, die Tochter unseres Oberst recht zu verwöhnen — na, kurz und gut, die Anlage mag sie wohl schon in sich gehabt haben, sie wurde ein kokettes, anspruchsvolles Persönchen. Viel zu anspruchsvoll für den nur auf seinen Gehalt angewiesenen Vater. Dürren, der sie als kaum flügge gewordenen junges Mädchen kennen lernte, verliebte sich in sie, und zwar gleich so gründlich, daß er gar nicht zum Nach-

denken kam, wie wenig das oberflächliche, rein auf Außerlichkeiten gerichtete Wesen Aga zu seinem wirklich tief angelegten, ernstern Naturell stimmte.“

Platen atmete tief auf. „Aga von Warten schäkerte mit uns allen lustig umher; mir gefiel ihr burschikoses, oft an die Grenze des Erlaubten gehendes, Benehmen nie, ich habe auch Dürren oft zugeredet, aber da predigte man ja tauben Ohren. Sie ließ sich Dürrens Huldbigung nicht allein gefallen, sie zeichnete ihn vor uns allen aus, und endlich war's so weit, daß jedermann die beiden verlobt sagte. Dürren hat von Haus aus kein Vermögen oder wenigstens nur so viel, daß er vielleicht die Hauptmannskantion hätte aufbringen können, Aga war, wie ich Ihnen schon sagte, arm. Sie kannte seine und ihre Verhältnisse ganz genau, trotzdem ließ sie es soweit kommen, daß Dürren sich ihr erklärt, nimmt seine Bitte um ihre Hand auch lächelnd an, freilich, und das mag vielleicht ihre einzige Entschuldigung sein, mit dem Vorbehalt, gegen jedermann zu schweigen, selbst gegen den Vater, und erst mit der Verlobung herauszutreten, wenn die Möglichkeit der Heirat nähergerückt ist. Dürren arbeitete daraufhin wie ein Wilder, lebte überhaupt nur in dem Gedanken an Aga, und —“

„und —“ drängte Enten.

„— und, ja was, und —“ fuhr Platen fort, „ein paar Monate darauf verlobte sich Aga mit Woltek.“

„Wußte denn Woltek nichts von Dürrens Neigung zu Aga?“ fragte Enten dazwischen.

„Nein, das konnte er auch nicht, Woltek war über ein Jahr à la suite, in der Schweiz, da er sich eines Armbruchs wegen auskurieren sollte. Als er wieder kam, nach

Deutschland, war Uga mit einer entfernten Tante im Seebad, und der Zufall will's, daß er, ohne vorher ins Regiment zu kommen, auch den letzten Monat seines Urlaubs dort verbringt."

„Und dort haben sie sich gleich verlobt?“

„Ja, eines Tages kam einfach die Nachricht.“

„Konnte niemand Woltek was sagen?“

„Wie sollten wir denn! Daß Dürren sich Uga erklärt hatte, wußte niemand, das hat er mir erst am letzten Abend, bevor er nach Südwest ging, gesagt.“

„Und Dürren, was tat denn der?“ Enken sah wieder gespannt auf Platen, der sein Glas Sekt auf einen Zug leerte.

„Dürren? Der tat eigentlich gar nichts, träumte vor sich hin, ging nicht ins Kasino, war für keinen Menschen zu sehen, und reichte eines Tages seinen Abschied ein. Oberst von Warten hatte kurz zuvor seinen Abschied genommen, zog in eine kleine Stadt am Harz, Wolteks heirateten und gingen auf Hochzeitsreise, und als sie wiederkamen, war Dürren schon fort.

„Hätte denn Dürren kein Kommando bekommen oder in ein anderes Regiment versetzt werden können?“

„Er hätte schon, aber er wollte nicht.“ Platen sah eine Weile, in Gedanken verloren, auf den Hof hinaus, dann sagte er, ganz erfüllt von Dürrens Schicksal: „Den letzten Abend, als er auf meine Bude kam, sah er aus wie ein Mensch, in dem jede Hoffnung vernichtet. Die hohe, stattliche Figur war zusammengesunken, das prächtige, scharf geschnittene Gesicht schlaff, und in den Augen so ein unruhig flackernder Blick, mir ist's damals wie ein Grauen auf-

gekommen. Geredet hab' ich, alles umsonst, aber trotz allem habe ich die Überzeugung gehabt, daß er fort mußte. In ganz fremden Verhältnissen, unter ganz fremden Menschen vergift man leichter. Hätte er hier seinen Vater noch gehabt, so wäre vielleicht vieles anders gekommen. Der alte Dürren aber war gestorben, und an der Mutter hatte Hanns keinen Anhalt, ebensowenig an seinen Schwestern.“

„Traurige Familienverhältnisse?“ meinte Enken und schlürfte sein Glas Cognak.

„Frau von Dürren ist eine geborene Gräfin Hohenfels. Soviel ich weiß, war die Ehe nie glücklich. Sie ist herrschsüchtig, adelsstolz, ebenso ihre zwei Töchter. Hanns war wie der Vater, vielleicht paßte er nicht mal zum Offizier. Seine Veranlagung zum Individuellen, sein Hang zur Freiheit bestimmten ihn eher für einen Beruf, der Selbstständigkeit zuläßt. Zudem fehlte es ihm am nötigen Geld, um eine Reise zu machen, oder sich sonst zu zerstreuen, wie das schließlich andere Menschen in seiner Lage getan hätten. Ich glaube, sein Erbe betrug 10000 Mark, und mit diesen wollte er eine Farm kaufen und sie bewirtschaften. Seine Mutter und Schwestern sind durch eine Familienstiftung versorgt.“

Platen zog mechanisch seine Uhr aus der Tasche. „Donnerwetter ist das spät geworden! Kellner, die Rechnung! Sie verzeihen, Enken; mein Zug geht um halb eins, es ist der letzte.“

„Zum Teufel, ich muß sehen, daß ich nach Hause komme, morgen um acht Meldung beim Oberkommando der Schutztruppe,“ entgegnete Enken.

Schon im Hinausgehen fragte er aber, nochmal stehen

bleibend: „Sagen Sie mal, Platen, wie kommt's, daß Wolteks nach Südwest gingen? Er ist doch vermögend, sogar reich!“

„Ja, Woltek ist reich, d. h. sein Vater, und der hat einfach, nachdem seine Schwiegertochter das Geld mit vollen Händen hinausgeworfen hat, die Kasse gesperrt, und seinem Sohn gesagt: Jetzt ist Schluß, entweder geht ihr zur Schutztruppe und lebt einige Jahre bescheiden, oder du nimmst deinen Abschied!“

„Sind Wolteks eigentlich glücklich verheiratet? Ich sah sie zu wenig beisammen, um das zu beurteilen,“ forschte Enten.

„Ach, Gott, was die glücklich nennen! Ich glaube au fond sind sie sich total gleichgültig. Interessengemeinschaft, eben all das, was Dürren von seiner Ehe erhofft hätte, gibt's bei Wolteks nicht. Er ist ein dickfelliger Mensch, quält sie ihn, geht er ins Kasino und vertrinkt seinen Ärger, und sie, sie verlangt auch nichts, als einen Mann, der ihren Hang zum Luxus befriedigt, ihre Launen erduldet, und ihr erlaubt, eine Schar von Verehrern um sich zu haben, mit denen sie nach Herzenslust herumkullern kann. Wenn sie nur bloß nicht auf den Gedanken kommt, Dürren aufs neue in ihren Bann zu locken!“

„Dürren wird sich wohl mittlerweile die Sache überlegt haben. Auf seiner Farm hat er ja genügend Zeit gehabt, über seine Liebe zu Aga nachzudenken, und schließlich, wenn die Erinnerung noch nicht verblaßt, so wird ein Wiedersehen ihn belehren, daß Aga doch nicht die richtige Frau für ihn gewesen wäre. So ein Wiedersehen nach Jahren tut manchmal Wunder.“ Enten lächelte leis

vor sich hin, als ob er selbst diese Erfahrung gemacht hätte.

„Woll'n es hoffen, Sie müssen auf alle Fälle darüber schreiben, Enten,“ erwiderte Platen, „wir sehen uns doch wohl bald wieder? Wann kommen Sie denn mal zu mir?“

„Bijelleicht schon in dieser Woche! Also auf Wiedersehen!“

„Adio,“ rief Platen dem davoneilenden Enten zu und schlug den Weg nach dem Friedrichstraßenbahnhof ein.

„Das sind aber noble Herren,“ schmunzelte der Garde-robotenwärter im Bristol und sah auf einen blanken Taler, den Enten ihm gegeben.

„Und so hübsch und elegant,“ seufzte die niedliche Gehilfin in ihrem schwarzen Kleid und dem graziosen weißen Häubchen im Haar, die Platen so bezaubert hatte, daß er „süße, kleine Person“ ihr zugeflüstert und ein blitzendes Fünfmarkstück in die winzigen Händchen gedrückt hatte.

„So hübsch und so freundlich,“ wiederholte sie und beeilte sich, fortzukommen, um ihre kleidsame Hoteluniform mit einem noch schickeren Kleidchen zu vertauschen und ein wenig Lust zu schnappen, draußen „Unter den Linden“, wo leichte Schneeflocken lustig vom Himmel herabwehten.

Fünftes Kapitel.

„Herr von Dürren! Herr von Dürren!“ Laut rief es Tom Hardt und lief suchend ums Haus.

„Sind Sie's, Tom?“ kam es aus dem Viehtraal, der hinter dem Wohnhaus lag, zurück.

„Ja, ich!“

Da kam Dürren auch schon zum Vorschein und streckte Tom beide Hände entgegen. „Das ist nett, daß Sie Wort halten und mich auffuchen! Waren Sie schon auf Jagd so früh?“ Dürren sah überrascht auf Toms Pferd, über dessen Sattel ein Springbock hing.

„Ich hatte mehr Glück als Verstand! Kaum war ich auf der Höhe, die unsere Farmen trennt, angekommen, sah' ich unweit vom Pfad eine ganze Springbockherde; sie ästen vergnüglich, ich schleiche mich langsam heran, ziele, und einer fällt auf den ersten Schuß, die andern sprangen in wüstem Durcheinander davon!“

„Das macht Spaß, nicht?“ Dürren lächelte Tom zu. „Haben Sie schon Kaffee getrunken, Tom?“

„Nein, ich bin so früh weggeritten, Maria war noch nicht auf. Ich wollte eigentlich zu ihrer Überraschung ein paar Perlhühner fürs Mittagsgbrot schießen; Maria ist nämlich immer ganz unglücklich, wenn eins von unseren Bodies oder gar eins von ihren Hühnern geschlachtet werden soll!“

„Kommen Sie, Tom, wir wollen zusammen Kaffee trinken, ich hab' auch noch keinen Schluck Warmes im Magen,“ meinte Dürren, und dabei dachte er, wie schön es doch sein müßte, wenn in seinem Häuschen sich auch

jemand über einen erlegten Springbock freuen würde. Das konnte man in seinem Hauswesen nun freilich von niemand verlangen, da gab's keine geheimen Wünsche zu befriedigen, alles ging seinen gewohnten Gang, tagaus, tagein, und so war's ja auch gut. So mußte es eben bleiben, bis — ja, bis endlich einmal der Tod dem gleichmäßig schlagenden Uhrwerk seines Lebens ein Ende machte.

„Bei Ihnen ist's zu gemütlich,“ unterbrach Tom Dürrens Gedankengang. Beide saßen sich auf der Veranda, auf der Jonathan den Frühstückstisch mit Kaffee, Schwarzbrot und Milch versehen hatte, gegenüber. „Die prachtvolle Butter, die Sie haben! Wir bringen's noch nicht so ganz richtig, aber 's wird schon werden. Unsere Hühnerzucht geht flink voran.“

Dürren freute sich an Toms Art, zu reden; sie war so echt kindlich, ohne Übergang sprang er von einem Gedanken zum andern, aus seinen Augen leuchtete immer noch die Freude über sein Jagdglück, und dem Frühstück sprach er mit ungeniertem Appetit zu. Es war eigentlich doch ein Glückszufall, daß gerade Hardts seine Nachbarn geworden. Zuerst konnte er sich in den Gedanken, daß seine stille Ruhe durch neue Ansiedler gestört würde, nicht schiden. Er brauchte keinen Verlehr, so nach und nach aber änderte sich seine Ansicht. Hardts und er hatten sich gefunden, ganz selbstverständlich war es gekommen, und jetzt war's ihm schon oft ein Bedürfnis, seine Ansichten mit denen der Familie auszutauschen. Man wurde auch zu einseitig durch das ewige Alleinsein.

„Ich hab' beinahe die ganze Butter aufgeessen,“ rief Tom kleinlaut aus, „aber ich hab' so fürchtbaren

Hunger gehabt, und ich freue mich so, daß ich einmal allein zu Ihnen kommen konnte.“

„Ich freue mich auch, Tom! Wie wär's, wenn ich Sie zurückbegleitete und dann bis zum Abend bei Ihnen bliebe?“

„Ja, das müssen Sie tun,“ jubelte Tom, „ganz bestimmt,“ er streckte seine Hand über den Tisch Dürren zu, der kräftig einschlug. „Warum sind Sie eigentlich so lange nicht bei uns gewesen?“ fuhr Tom nach einer Weile fort. „Maria dachte schon, Sie wären krank, aber das war es doch nicht!“

„Nein!“ Dürren schüttelte den Kopf. „Ich hatte Besuch von Freunden, von früheren Freunden,“ verbesserte er und ärgerte sich, daß er überhaupt von Freunden gesprochen hatte. Wolteks waren keine Freunde von ihm, überlegte er, und plötzlich fiel ihm ein, daß er Harbts nicht einmal für den Kuchen gedankt hatte, daß er tatsächlich über zwei Wochen nichts von sich hatte hören lassen — und warum eigentlich? Er wußte es selbst nicht.

„Ach, das war sicherlich die Dame im Herrenreitkleid und der Offizier,“ sagte Tom. „Ihr Ochsenwagen hielt unweit von unserer Farm. Abends schickten sie zu uns und ließen um Bier bitten, wir haben aber kein Bier; nachdem die Kühe vom Feld kamen, brachte ich ihnen frische Milch. Denken Sie nur, sie wollten bezahlen! Komisch, nicht? Wie heißen die Fremden?“

„Es war ein Leutnant von Woltek mit seiner Frau.“ Dürren schenkte Tom noch eine Tasse Kaffee ein. „Kamen Sie auf Ihre Farm?“ fragte er Tom weiter.

„Sie kamen spät abends vorgeritten. Maria ging

ihnen entgegen und wollte sie bitten, unser Abendbrot zu teilen, aber —“

„Nun?“

„Ach, es müssen eben komische Menschen sein,“ entgegnete Tom, und fuhr bei dem ungeduldig fragenden Blick Dürrens fort: „Sie fragten Maria, ob sie zur Nacht ein Zimmer mieten könnten. Gut, wie Maria ist, überhörte sie ‚mieten‘ und bot ihnen unser Fremdenzimmer freundlich an. Die Dame musterte Maria vom Kopf bis zu den Füßen. ‚Wieviel berechnen Sie für die Nacht?‘ fragte sie. Als ihr Maria sagte, daß von Bezahlen gar nicht die Rede sein könne, wandte die Dame ihr Pferd, meinte so von oben herunter: ‚Dann nicht, ich dachte, Sie vermieten!‘ Der Offizier schien unschlüssig, aber seine Frau küsterte ihm einige Worte zu, er grüßte, und sie ritten beide wieder fort. Sagen Sie selbst, Herr von Dürren, so was ist doch sonderbar! Maria meinte zwar, ich dürfe Ihnen nichts davon erzählen. Sie selbst hat auch den Eltern gegenüber geschwiegen. Aber ich stand auf der Veranda und hörte das Gespräch. Aber Sie sind mir jetzt wohl böse?“ Tom sah ganz verschüchtert auf Dürren und biß sich auf die Lippen.

Über Dürrens eben noch so heitere Züge hatte sich ein Schatten gebreitet, so und nicht anders konnte Frau von Woltek handeln. Das war ihre Rache, Rache für ihre verschmähte Freundschaft, daß sie versuchte, seine Nachbarn zu beleidigen. Daß Frau von Woltek viel weiter dachte, ihn in Marias Banden wühlte und ihren ganzen Erol und Haß an dem jungen Mädchen auszulassen versucht hatte, kam Dürren nicht in den Sinn. Dieser Ge-

danke lag ihm viel zu fern. Aber allein schon, daß sie so niedrig handelte, ließ einen Zug tiefster Verachtung über sein Antlitz gleiten. Die Frau hatte er geliebt; ebenso greifbar, wie ihm früher seine Liebe zu Uga dünkte, ebenso unbegreiflich erschien sie ihm jetzt aufs neue. Er war einfach blind gewesen.

Plötzlich kam ihm der Gedanke, ob Maria Frau von Woltefs Benehmen übel genommen habe. Er fühlte Loms Blicke ängstlich auf sich gerichtet, wollte ihn fragen, dann sagte er aber halblaut vor sich hin: „Nein, dazu ist sie viel zu vernünftig.“

„Warum hab' ich's nur erzählt?“ stammelte Tom, „sind Sie mir sehr böse, Herr von Dürren?“

Dürren fuhr aus seinen Träumen auf: „Wie sollte ich böse sein, Tom, ich dachte nur eben, Ihre Schwester wäre über Frau von Woltefs Benehmen verstimmt. Es sind keine Freunde von mir, früher, vor Jahren, ja, aber jetzt nicht mehr!“

„Da bin ich so froh!“ Tom atmete wie erlöst auf. „Ich hasse die Dame, ja, ich hasse sie,“ stieß er dann erregt hervor. „Als sie wegritten, hörte ich, wie sie zu ihrem Manne sagte: ‚Ein hübscher Verkehr für Dürren, wirklich standesgemäß!‘ Maria war schon ins Zimmer gegangen.“

„Sie hat's nicht gehört?“ fragte Dürren hastig.

„Ich glaube nicht, aber wenn sie's auch gehört hätte, was schädete es!“ Loms Kinder Gesicht nahm einen altklugen Ausdruck an. „Sie haben Maria noch nicht so genau kennen gelernt, sie ist eine Natur, die denkt und fühlt, so sagte Vater erst unlängst zur Mutter, und sie

hätte sicherlich gefühlt, daß die Dame nur neidisch auf unseren Verkehr mit Ihnen ist. ‚Neid und Hochmut sind häßliche, unwürdige Eigenschaften, sie dürfen uns nicht berühren,‘ so drückt sich Vater aus.“

In Loms Munde klangen Peter Hardts Worte wie ein Evangelium, wie etwas, das über alle Zweifel erhaben, an dem es nichts hinzuzufügen gibt. Er dachte wohl auch selbst nicht weiter darüber nach, überlegte sich nicht, daß er kurz zuvor zu Hanns gesagt, er hasse Frau von Woltef, und daß dieser Haß doch ihren Worten entsprungen sein mußte.

Hanns von Dürren lächelte ganz leicht über den kleinen Mann vor ihm, der so durchdrungen war von der Wichtigkeit der Worte seines Vaters, und der doch in unbewußter Kindlichkeit seinen eingelernten Grundsätzen zuwiderhandelte, der vielleicht viel menschlicher verständlich fühlte, als der Vater, weil seinem Fühlen und Handeln keine reifliche Überlegung vorausging, weil er von dem Vorrecht der Jugend Gebrauch machte, die in harmlosen Worten ihren Gefühlen Luft macht. Und da mußte Hanns von Dürren wieder an Maria denken, ganz unwillkürlich trat ihm der Vergleich zwischen Loms und Marias Wesen vor den Geist. Auch Maria hatte er ja so oft schon sagen gehört: ‚Vater meinte es, nur Klang's in ihrem Munde anders. Es fiel ihm plötzlich ein, daß er und Maria einmal über ein Buch gesprochen hatten. Maria erzählte ihm ihres Vaters Ansicht und fügte hinzu: ‚Gerade diese Meinung meines Vaters kann ich nicht teilen, die abgeklärte Ruhe mag wohl maßgebend sein für Vaters Denken, bei mir spricht mehr das plötzliche Empfinden; es läßt sich oft

beim besten Willen nicht durch Nachdenken übertönen.“ Maria war trotz ihrer Jugend eine fertige Natur, vielleicht eine von den wenigen Frauen, die, obwohl sie nur von ihrem Empfinden geleitet werden, stets das richtige treffen. Hanns dachte ganz ruhig an Maria, mit einer Art brüderlicher Verehrung, ohne Leidenschaft, vielleicht aus dem Gefühl heraus, bei ihr Verstehen für seine Individualität zu finden, vielleicht, um ein Wesen zu kennen, an dem er unbewußt seinen Glauben an die Frau, an das Hohe und Tiefe im weiblichen Charakter aufrichten konnte. Der Wunsch, Maria sein zu nennen, ihre Liebe zu gewinnen, war ihm nie gekommen. Nicht einmal der Gedanke, daß sie ihn lieben könne. Er freute sich an ihrem warmen, herzlichen Wesen, freute sich, wie ein Mensch, der lange im Dunkeln gewandelt, sich an den ersten goldenen Frührotstrahlen der Sonne freut, der dankbar nach der kalten Nacht sich in den erst matten, ihm aber schon so warm dünkenden Scheine sonnt und gar nicht das Sehnen nach mehr empfindet, nicht denkt, daß ein Naturgesetz der Sonne Strahl mit dem zunehmenden Tage immer heißer, belebender werden läßt.

In ihm war nur die unbewußte Sehnsucht nach Licht, da er so lange im Schatten gewandelt, und dieses Licht, an das er kaum mehr geglaubt, fand er im Hardtschen Familienkreis. Wie er meinte, ein mildes, abgedämpftes Licht, in dem vergangene Zeiten vergessen werden, das mählich, wie ein feiner Schleier, sich über ihn breitete, den Geist in traumhaftem Halbdunkel ausruhen ließ, und langsam, ganz langsam zu neuem Hoffen vorbereitete.

„Die Pferde sind da, mein Herr!“ rief Jonathan.

Dürren fuhr auf. „Kommen Sie, Tom,“ sagte er fröhlich, „einen langen Galopp bis zum Dürrenberg, Schritt auf der Höhe, und wieder Galopp über die Ebene bis — zu Ihrem Haus!“

„Zu Befehl!“ Tom lächelte ausgelassen, und dann ging's auch schon in Windeseile davon.

Sechstes Kapitel.

Maria stand im Hühnerhof und streute den laut piependen Tierchen ihr Futter zu. Das war von all ihren großen und kleinen Pflichten ihre Lieblingsbeschäftigung. Sie sah mit Freude, wie die Hühner zutraulich an sie herankamen, merkte auf den ersten Blick, wenn eines nicht so eifrig die Haferkörnchen aufspickte, wie gewöhnlich, forschte schnell nach dem Grund und verstand zu helfen, wenn Hilfe geboten.

Das war hier ihr eigenes, kleines Reich, da konnte sie walten, wie es ihr gutdünkte, brauchte sich keinen Rat zu holen, die Hühner gebieter, und die kleinen, die im Anfang kaum unter ihrer Henne schützenden Flügel sich hervorgewagt hatten, sie waren jetzt schon groß geworden, so groß, daß Maria bereits an Schlachten und an Verkauf denken mußte. Die armen Kleinen, sie waren so munter, umkreisten sie und haschten förmlich nach den wenigen grünen Salatblättern, die Maria unter das Futter gemischt hatte, eine kurze Zeit sollten sie sich noch ihres Lebens freuen, dachte Maria, man muß eben eine Ziege schlachten.

Sie sah hinüber nach dem Viehstall, da sprangen die Bodies lustig herum, die Kühe und Dachsen blöckten ungeduldig, sie sollten ja auch bald aufs Feld; dann ging's immer im lustigen Durcheinander davon, und die schwarzen Treiber und Wächter trollten in ihren abgerissenen Anzügen nebenher, so gleichmütig vor sich hindösend, ganz zufrieden mit ihrem Dasein, besonders zufrieden, wenn die Tabakspfeife brannte, oder wenigstens ein Restchen Tabak noch gut verwahrt im Ledergurt saß.

Wie schnell man doch mit der neuen Heimat vertraut geworden war! Maria hielt in ihrer Beschäftigung inne und sann nach.

Saum ein halbes Jahr waren sie jetzt hier, und wie hatte sich doch in dem kurzen Zeitraum alles verändert. Toms Kinderphantasie war nicht zu weit gegangen, das Häuschen, von dem er geträumt, jetzt stand es fertiggestellt hinter den hohen Akazienbäumen, der Hühnerhof und der Viehkraal waren von gesunden, kräftigen Tieren belebt, im Garten reifte das Korn, der Mais war bereits zum erstenmal geerntet, junges, frisches Gemüse gedieh in Überfluß, und die gemeinsame Arbeit, die Freude an dem dauernden Fortschreiten, sie hatte sogar das Heimweh unterdrückt. Der Vater fand in seinem neuen Wirkungskreis Befriedigung, man merkte es seinem ruhigen Wesen an, daß die Arbeit nicht nur Vergessen ihm brachte, daß sie ihn mit stiller Freude erfüllte, ihn fortriß zu immer neuem Schaffen. Auch die Mutter gewann das Land lieb, in dem sich so ruhig und friedlich leben ließ, dem ein feines Frauengemüt so manches Naturgeheimnis abzulauschen konnte, das Land, von dem erzählt wird, daß die

Vögel nicht singen und die Blumen keinen Duft haben, und in dem dennoch für ein aufnahmefähiges Gemüt tausend verborgene Reize leben, tausend ungeahnte Schönheiten das Herz erfüllen, und die Vögel mit ganz leisen Stimmen trällern, mit fremden, ungekannten Tönen zu den Menschen sprechen und nur zu warten scheinen, daß ein sinnend Ohr ihre Botschaft versteht, und die Blumen mit ihrem feinen Duft die Atmosphäre schwängern, daß sie berauschend auf die Menschen wirkt. So war es gekommen, daß auch die Mutter keine heimlichen Tränen mehr weinte, und Maria war glücklich in dem Bewußtsein, die Thren glücklich zu wissen.

Ganz glücklich, und doch von einem geheimen Sehnen erfüllt, nach etwas Unbegreiflichem, erfüllt von einem Wunsch, dessen Inhalt ihr selbst unverständlich, der sich nicht bestimmen ließ, der nur in dem Bereiche des unbewußten Gefühls lag und dieses nicht zur Klarheit kommen läßt, weil eben das leise Ahnen, das halb Unerklärliche, halb Wissende die Seele in einem wachen Traumzustand erhält, in dem sie erst langsam für das große Übermächtige heranreift.

Maria machte eine Bewegung, wie um ihre Gedanken zu verschleichen.

In letzter Zeit war sie oft so versunken gewesen, die Thren neckten sie, und sie selbst ärgerte sich über diese nutzlose Zeitvergeudung. Auch heute war es spät geworden, viel zu spät, um immer noch im Hühnerhof zu träumen, gab es doch noch so viel zu tun, dazu war Tom noch nicht nach Hause gekommen. Wo er wohl bleiben mochte? Vielleicht ist er zu Dürren geritten, dachte sie, sicher muß er hingeritten sein, wußte Tom doch, daß sie ihn, Dürren,

krank glaubte. Ob er wirklich krank war, am Ende schwer krank, ohne Hilfe und Pflege darniederlag?

Eine namenlose Angst überfiel Maria.

Wenn Dürren nun krank war, ganz allein, ganz verlassen würde er sein, niemand würde ihm die heiße Fieberstirn kühlen, niemand ihm ein freundliches Wort sagen, wenn nach dumpfem Halbschlaf er die Augen aufschlug.

Wenn Tom nur käme, vielleicht würde er ihr Gewißheit bringen, dann, ja, wenn er wirklich krank war, mußte sie hin, er sollte nicht glauben, daß er keine Freunde habe, die sich um ihn sorgten. Aber er wird nicht krank sein, vielleicht hat er Besuch!

Die Dame, die unlängst hier war, vielleicht war sie und ihr Mann bei Dürren? Ob das wohl Freunde von ihm waren?

Sie schüttelte leicht den Kopf bei diesem Gedanken, aber trotzdem mußte sie daran denken, daß Dürren, wie er erzählt, in Deutschland Offizier gewesen war, und so schien es nicht unmöglich, daß die Fremden ihn von früher her kannten. Nun hatten sie ihn aufgesucht, und er war wohl versunken in glückliche Erinnerungen, der Gegenwart entrückt. Dieser Gegenwart, die ihn wohl kaum zu befriedigen vermochte, vielleicht manömal, wenn die Phantasie ruhte und nicht ihre lodendsten Bilder vor ihm entrollte, dann schien's, als ob er aufatmen würde, mit dem kleinen Glück, das hier im Lande sein Eigen war, sich zufrieden gäbe, manömal aber sehnte er sich wohl nach Größerem, dann bekam sein Gesicht einen traurigen Ausdruck, ihr schien's, als wollte er oft etwas sagen, befänne sich aber wieder, sprach dann lange Zeit nichts und träumte

nur vor sich hin. In seinen Augen lag etwas, was von Leiden und innerer Erfahrung sprach, und seine Art, zu reden, die hatte oft etwas Trübes, so, als wenn eine Erinnerung ihre schmerzlichen Rätsel über ihn ausbreitete, und doch wieder fanden seine Worte in ihrem Innern Widerhall, ließen eine Saite ihres Wesens erklingen, die bisher unberührt, die aber einen vollen, harmonischen Klang hatte.

Warum beschäftigten sich ihre Gedanken mit Dürren, gerade mit ihm, der doch nur der Vergangenheit lebte, für den das gegenwärtige Leben vielleicht nur eine kleine Episode ist, die später in sein reiches Dasein nicht einmal matte Schatten mehr wirft! Reich an Glück mußte sein Leben ja werden, dazu schien er geschaffen, und dieses Glück, das die Zukunft ihm bringen sollte, das lag vielleicht schon nahe, kam bald.

Maria lächelte halb, während es in ihren Augen feucht glänzte. Sie glaubte ja selbst nicht, was sie eben gedacht, wollte überhaupt nicht mehr denken, im Denken verlor man sich selbst, im Denken wurde soviel Empfinden unterdrückt, ging so viel unter, was doch manömal erst ein Leben reich gestaltet.

Und so überließ sie sich wieder ihrem Empfinden, und dieses erzählte ihr auch von Dürren, aber ganz anders als ihr Denken, erzählte nichts von der Vergangenheit, plauderte mit heißen Worten von einer rosigen Zukunft, und ließ in Marias Seele ein Gefühl zurück, das sie nicht benennen konnte, nicht einmal begreifen wollte, und das die Menschen „Liebe“ nennen. *in Dürren*

„Maria träumt,“ rief Tom scherzend, sprang vom

Pferd und hielt mit beiden Händen den erlegten Springbock hoch über das Gitter des Hühnerhofes. „Freust du dich nicht, daß wir keinen deiner Lieblinge zu opfern brauchen?“

Sie leerte rasch den Korb mit Futter und ging auf Tom zu. „Wo warst du, Tom? Bei Herrn von Dürren? Ist er krank?“ kam es gepreßt über ihre Lippen.

„Hier ist Herr von Dürren!“ Tom zeigte strahlend auf Hanns, der nun auch auf Maria zukam und sie begrüßte.

Maria sah einen Augenblick lang ganz verwirrt auf Dürren, aber gleich kehrte ihre Fassung zurück; sie legte ihre kühle Hand in die seine und sagte: „Guten Morgen, Herr von Dürren! Jetzt werde ich schnell die Eltern rufen, Vater wird sich sehr freuen über Ihr Kommen!“

Damit lief sie flugs ins Haus, um die eben vergossenen Tränen aus den Augen zu waschen.

Dürren hatte nicht gemerkt, wie feucht es in Marias Augen schimmerte, und Tom war es in seiner Freude über den erlegten Springbock gar nicht aufgefallen, daß Maria kein Wort des Beifalls für ihn gehabt hatte. Sie wunderten sich nur beide, daß Maria so schnell davongeeilt war, aber ehe noch Dürren oder Tom darüber nachdenken konnten, kam schon der Vater und hieß den Freund herzlich willkommen.

„Es trifft sich gut, daß Sie gerade heute kommen,“ meinte Peter Hardt, „soeben brachte ein Bote mir Nachricht vom Distriktschef Behsen, der seine Ankunft für heute in Aussicht stellt. Ich möchte meine Grenzen festgelegt

wissen, außerdem auch einiges betreffs der Eingeborenen mit ihm besprechen. Es herrscht ein dauernder Unfriede zwischen den Hereros und den Händlern. Dieses Ausbeutungssystem der letzteren wird von Tag zu Tag schlimmer, und im gleichen Maße steigt die Unzufriedenheit unter den Schwarzen. Wohin aber soll das führen, wenn nicht endlich einmal Ordnung geschaffen wird?“

Peter Hardt hatte kurz vor Dürrens Kommen eine Unterredung mit dem Hererokapitän, der seine Werft nahe der Hardtschen Farm hatte, gehabt, und die Klagen, die wie heute, schon öfters an sein Ohr gedrungen waren, beschäftigten ihn völlig.

„Soviel ich weiß, hat Behsen diese Mißstände selbst zur Genüge erkannt,“ entgegnete Dürren, „aber ihm sind alle Hände gebunden, er kann wenig oder gar nichts in dieser Hinsicht tun.“

„Das glaube ich auch; an ihm liegt es nicht, wenn die Eingeborenen ausgefaugt werden, wenn man ihnen ihr Hab und Gut entreißt. Ein einzelner ist machtlos gegen die Masse derer, die unser Oberhaupt beraten. Vielleicht wäre es das beste, sich mit solchen Dingen überhaupt nicht zu beschäftigen, aber sie sind zu naheliegend, greifen zu tief in unsere Verhältnisse ein, als daß man sie übergehen könnte. Die Erziehung der Eingeborenen ist es in erster Linie, die von Grund aus verkehrt ist. Sie werden zum Nichtstun förmlich getrieben, das Land liegt brach, ihr Viehbestand aber schwindet durch dauernde Schulden mehr und mehr zusammen. Arbeit ist dem Durchschnittsherero ein Greuel. Sie arbeiten ja nur gezwungen, und doch müssen wir daran denken, daß auf Erschließung des Landes,

auf Hebung der oft ungünstigen Bodenverhältnisse nur mit Hilfe der Eingeborenen zu rechnen ist.“

Peter Hardt war während dieses Gesprächs mit seinem Gast langsam dem Garten zugeschritten. Dürren, der Peter Hardt in seinen Ansichten nur beipflichten konnte, dem selbst schon oft derlei Gedanken gekommen waren, blieb hier stehen und besah die neuen Anlagen.

Der Boden war in längliche Streifen geteilt, die, voneinander durch kleine Rinnen getrennt, dem Wasser Zulauf erlaubten zur Befeuchtung der angepflanzten Beete. Der Erdboden schien hier außerordentlich ergiebig. Ein Versuch mit Tabakanbau versprach eine vorzügliche Ernte, und Peter Hardt erging sich in dem frohen Plan, fortan den Tabak für seine Schwarzen selbst zu fabrizieren. Weniger günstig war der Boden und wohl auch das Klima für den Safer; dieser schoß zwar hoch in die Halme, aber die Früchte wollten nicht ansehn.

„Safer ist hier nicht lohnend,“ sagte Dürren, voll Interesse über die Anlagen schauend. „Ich selbst habe des öfteren den Anbau versucht, aber stets ohne wirklichen Erfolg. Sonst scheinen Sie großes Glück mit dem Uderbau zu haben. Die Lage ist freilich äußerst günstig, Wasser reichlich, wie es scheint.“ Dürren zeigte mechanisch auf eine Bagiespumpe, die, von einem Esel bedient, gerade in vollem Betrieb war.“

„Ich habe mir die Wasserverhältnisse bedeutend schwieriger vorgestellt, als sie in Wirklichkeit sind,“ warf Peter Hardt ein. „Natürlich bedarf es tüchtiger Arbeit, ehe ein Brunnen gebohrt und gemauert ist.“

„Und dieser Arbeit unterziehen sich wenige.“ Dürrens Blick traf den Peter Hardts, dann fuhr er fort: „Die meisten graben bald hier, bald dort ein Loch, vergeuden damit Zeit und Geld und wundern sich, wenn nichts dabei herauskommt. Es liegt sogar teilweise an den Ansiedlern, wenn die Eingeborenen arbeitscheu und unwillig sind. Wer hier mit dem richtigen Verständnis für die Fehler und Schwächen der Hereros auftritt, wer sie durch gleichmäßige, ruhige Behandlung erzieht, wird bald sein Ziel erreichen. Strenge, wo sie am Platz, und im gleichen Maße Güte zur richtigen Zeit angewandt, imponiert dem Schwarzen und macht ihn zum lenkbaren Charakter. An dieser Einsicht aber gebricht es vielen Weißen, bald wird der Eingeborene hart, rücksichtslos behandelt ohne jeden Grund, bald dient er als Belustigungsmittel für einsame Stunden.“

„Sie haben ganz recht,“ erwiderte Hardt nachdenklich, „die Weißen lassen sich viel zu sehr gehen; selbst in völlig betrunkenem Zustande sieht der eingeborene Diener seinen Herrn. Wo soll da der Respekt vor der weißen Rasse herkommen?“

Peter Hardts Stirne legte sich in ernste Falten. „Ich glaube aber auch, daß die Mission viele Fehler der Eingeborenen großzieht,“ fuhr er fort. „Vielfach sind es die Missionare, die das ohnehin große Selbstbewußtsein der Hereros unterstützen und seiner Arbeitsunlust Vorschub leisten. Ich habe verschiedene Male mit unserem Missionar über diese Mißstände gesprochen, auch daß die Eingeborenen nicht zum Deuttschreden erzogen werden, gehört zu den Fehlern, aber da predigt man tauben Ohren.“

Die beiden Männer wanderten wieder langsam dem Hause zu. Peter Hardt schritt stumm dahin; noch erfüllt von dem, was er eben mit Dürren besprochen, versuchte er, diese Beobachtungen, die er gemacht, und die ihm nun von einem schon länger im Lande weilenden Farmer als richtig bestätigt wurden, zu verarbeiten, überlegte ernstlich, ob man diesen Mißständen nicht doch auf irgendeine Art abhelfen könnte.

Selbst beim gemeinsamen Mittagsmahl blieb der Vater schweigsamer als sonst und lächelte nur manchmal zerstreut zu Toms drolligen Erzählungen oder nickte seiner Frau herzlich zu, wenn sie ihm in vorsorgender Weise die Speisen auf den Teller legte.

Dürren war, unwillkürlich von Tom fortgerissen, auch vergnügt und fröhlich. Er erzählte von Jonathan, und wie besorgt dieser um ihn sei, erzählte von seinen übrigen Schwarzen, die unter Jonathans Befehl äußerst tüchtig arbeiteten.

„Ich habe Ihnen auch noch gar nicht für den schönen Kuchen gedankt, Fräulein Maria,“ sagte Dürren, sich plötzlich an sein Versehen erinnernd, „er hat so vorzüglich geschmeckt.“

„Das ist ja die Hauptsache,“ scherzte Maria, ein wenig befangen.

„Er hat wirklich trefflich geschmeckt, Woltek konnte gar nicht genug bekommen.“

„Da muß ich eben recht bald wieder einen baden und Sie recht bald Ihre Gäste wieder einladen.“

„Ich glaube, die kommen trotz des schönen Kuchens nicht wieder.“ Eine kleine Falte erschien bei diesen Worten

auf Dürrens Gesicht. Es fiel ihm ein, was Tom an diesem Morgen erzählt. Es war mehr denn ungeschickt, in Marias Gegenwart den Namen Woltek zu nennen. Nun, da er aber einmal angefangen und Marias Augen fragend auf sich gerichtet glaubte, fuhr er doch fort: „Ich war früher sehr oft mit Wolteks zusammen, er ist ein alter Kamerad vom Regiment. Frau von Woltek ist die Tochter unseres Obersten. Sie haben mich nun hier besucht, in der Meinung, den Dürren von früher wiederzufinden. Ich bin aber ein anderer geworden, ein ganz anderer, vielleicht ein Sonderling.“

„Das glauben Sie wohl selbst nicht!“ lächelte Frau Hardt.

„Ich fühle mich wenigstens nicht als solcher,“ erwiderte Dürren, „aber ein anderer bin ich geworden, so verschieden von dem, der ich früher war, daß mir oft mein einstiges Handeln unverständlich erscheint.“

„Das geht wohl vielen so,“ gab Frau Hardt zurück. „Manches, was uns in der Gegenwart selbstverständlich dünkt, erscheint uns in der Vergangenheit unbegreiflich. Wir Menschen sind alle mehr oder weniger Stimmungen und Einflüssen unterworfen, aus denen heraus wir handeln und denken!“

Dürren sah betroffen auf die Mutter. Wie fein sie doch empfindet, dachte er, es schien ihm, als ob es vor dieser so rein abgestimmten Frau kein Geheimnis gäbe, als ob sie die innersten Gedanken der Menschen erraten könne. Wieder sann er einen Augenblick vor sich hin, dann meinte er, Frau Hardt ansehend: „Wäre es nicht besser, wenn jeder Handlung eine reifliche Überlegung vorherginge, wenn

wir von Jugend an dazu erzogen würden, den Gefühlen und Stimmungen nicht zu folgen?"

„Nein, gerade das Gefühl ist eine unserer besten Gaben, selbst wenn es uns in der Jugend auch auf mancherlei Abwege führt. Was schadet es! Jeder begangene Fehler bedeutet eine Erfahrung, und Erfahrungen, die wir in der Jugend sammeln, sind uns für spätere Zeiten eine gute Lehre. Das Richtige abwägen zwischen Fühlen und Denken kommt erst mit den Jahren, bei dem einen früher, bei dem anderen später. Unbewußt liegt in den meisten Menschen ein Gefühl für Recht und Unrecht; das erstere muß man hüten, sich bewahren, und das gelingt manchen Naturen nur dann, wenn sie eine gewisse trübe Erfahrung recht tapfer durchkämpfen, und in diesem Kampf das große, nicht an Außerlichkeiten hängende Gefühl im Menschen befestigen, stärken!“

Dürren hatte bei der Mutter Worte diese unverwandt angeblickt; wer eine solche Mutter hat, dachte er, der muß ein guter Mensch werden. Und ihm war's, als ob unter ihrem milden, gütigen Blick sein ganzes Innere freier, größer würde, und von einem plötzlichen Impuls getrieben, beugte er sich über ihre zarte durchsichtige Hand und küßte sie dankbar.

Der Nachmittag stellte wieder an jedes Glied der Familie Hardt seine Ansprüche.

Dürren gesellte sich zu Tom, der bald hier, bald dort herumliefe, um nach dem Vieh zu sehen, das Ausnehmen des Springbocks zu beaufsichtigen, dann wieder zum Badofen eilte und nach dem Brot sah. Maria schien in der Küche beschäftigt. „Sie macht Kürbisse ein,“ erklärte Tom auf

Dürrens Frage. Der Vater war im Garten, beaufsichtigte das Ausäen des Gemüsesamens, und die Mutter saß in einer schattigen Ecke der Veranda, über eine Flickarbeit gebeugt.

So, im gleichmäßigen Einerlei der verschiedenen Arbeiten, verlief bei Hardts der Tag; so war es schon in Deutschland gewesen, und so ging es auch hier, ohne Abwechslung, ernüchternd für den Zuschauer, der nicht in die Tiefe dieses gleichmäßigen Lebens blicken konnte. Denn gerade während emsigen Schaffens die Familie trennte, jeden seinem eigenen Wirken überließ, fanden sich die Gedanken zusammen, trafen sich in dem Wunsch, die einzelne Arbeit möchte ein großes Ganzes schaffen. Und dieser Wunsch fand berechneten Ausdruck in dem freundlichen Zunicke, wenn eins den andern sah, fand dankbares Anerkennen in warmen Worten.

Hanns von Dürren fühlte sich immer fröhlicher werden. Er widmete sich Tom, ohne durch dessen kindliche Reden auf die Länge der Zeit zu ermüden, und erst, als die dämmernden Abend Schatten immer mehr, immer weiter über die Landschaft strichen, und die müde, schwere Luft des Tages dem erfrischenden Nachtwind wich, dachte er an Heimkehr.

Doch davon wollte man bei Hardts nichts hören. „Sie haben unsere Arbeit geteilt, nun müssen Sie auch das abendliche Beisammensein mit uns teilen,“ sagte Frau Hardt, und der Vater fügte der Bitte seiner Frau noch die Bemerkung hinzu, daß der Distriktschef sicher kommen würde, wenn nicht noch heute abend, so doch bestimmt am nächsten Morgen.

„Ach, und dann bleiben Sie zur Nacht und weihen

unser kleines Fremdenzimmer ein!“ rief Tom wieder voll Jubel.

Dürren blieb! Der Gedanke, seine Farm für eine Nacht oder auch noch länger Jonathans Fürsorge zu überlassen, hatte für ihn nichts Beunruhigendes.

Hier war's auch so heimlich, beinahe verträumt saß er inmitten dieser ihm lieb gewordenen Menschen, glücklich in dem Gefühl, sich an dem traulichen Kreis der Familie zu erquicken, sich gleichsam zu ihnen gehörig denkend, wieder ohne auf den Wunsch nach mehr kommend, nach noch innigerem Zusammenhang. Eigentlich wunschlos, ganz ausgefüllt von dem, was das Leben ihm jetzt, wie er meinte, unverdient, geschenkt. Er erstaunte oft selbst über diese große innerliche Befriedigung, über seine völlige Ruhe und Gleichmäßigkeit, der jede dumpfe Resignation fernlag, staunte ob des Einflusses dieser Menschen auf sein Wesen, ohne den Willen, sich demselben zu entziehen, da er mehr und mehr fühlte, wie eben dieser Einfluß läuternd und befreiend auf ihn wirkte.

Maria war, nachdem Dürren, auf Toms Bitte, zur Nacht zu bleiben, angenommen hatte, aus dem Zimmer geeilt, um die Fremdenstube für den Gast zu richten. Nun trat sie wieder herein, räumte den Abendtisch ab und zündete die Lampe an.

„Du könntest uns heute abend ein wenig vorspielen, Maria,“ bat der Vater nach einer Weile, während Dürren seine Blicke in dem behaglichen Wohnzimmer, das beim gedämpften Schein der Lampe doppelt anheimelnd war, umherschweifen ließ.

„Sie treiben Musik?“ fragte er Maria ganz verwundert,

„davon hatte ich keine Ahnung, sonst hätte ich Sie schon längst gebeten, mir einmal die Freude, Musik zu genießen, zu gönnen.“

„Spielen Sie auch, Herr von Dürren?“ fragte Frau Hardt.

„Nein, leider nicht,“ entgegnete er betrübt, „aber ich höre Musik so gerne, war in Deutschland oft in Konzerten, nachdem ich im Elternhaus ihr nicht mehr lauschen konnte, nachdem mein Vater gestorben war.“

„So war Ihr Vater wohl ein großer Musikfreund?“ Frau Hardt hatte aus den letzten Worten Dürrens tiefe Trauer zu hören vermeint. Ihr warmes Mitgefühl drängte sie, ihm einige tröstende Worte zu sagen. Auch sie, in ihrer großen Güte, empfand Dürren wie einen zur Familie gehörigen Teil, wie einen Menschen, für dessen Wohlergehen man sorgen mußte, und manchmal sogar, wie ein Kind, für das man betet in treuer Mutterliebe. Sie hatte mit ihrem feinen Empfinden längst herausgemerkt, daß Dürrens bisheriges Leben der Sonne entbehrt hatte, dieser Sonne, die soviel Schatten verdrängt, die der Jugend Begleiter sein sollte, und die manchmal auch trübe Erfahrungen, traurige Erinnerungen leichter verwinden läßt.

„Es ist etwas Schönes um die Erinnerung an den Vater, besonders, wenn wir alt genug waren zu seinen Lebzeiten, um Einblick in das Seelenleben zu erhalten, um später einen Teil seines Wesens sich selbst zu eigen zu machen,“ fuhr sie mit ihrer leichtverschleierten Stimme fort, mit jener Stimme, von der Dürren dachte, daß sie das größte menschliche Leid berühren könnte, ohne zu

Schmerzen, die immer den leisen Ton des Verstehens in sich barg.

„Die Erinnerung an meinen Vater ist das einzige, was ich aus meinem vergangenen Leben mit ins neue herübergenommen habe,“ antwortete er, „und diese Erinnerung gerade hat mir schon viele einsame Stunden belebt, wenn auch schmerzlich, zumal die Erinnerung an seine Musik. Wenn ich noch so tolle Erlebnisse hinter mir hatte, manchmal Dinge, die, nachdem sie vorbei, nur einen bitteren Nachgeschmack, beinahe Ekel, über das eigene Ich zurückließen, dann hörte ich dem Spiele meines Vaters zu, fand mich darin wieder, hatte das Gefühl, ein Stück Welt mein zu nennen, in dem die graue Alltäglichkeit mit all ihrem Verdruß und Lärm keinen Zugang fand. Es war wie ein Stück Heimat, in die man sich flüchtet, von langem Wandern müde, eine Heimat der Seele. Aber sie ging verloren, starb gerade, als ich sie am nötigsten brauchte.“

Dürren starrte vor sich hin, all das langverhaltene Weh' über des Vaters Tod war hervorgebrochen; nach einer Weile tiefen Schweigens, das niemand störte, in dem nur die Herzen sprachen, weil die Lippen keine Worte fanden, die besser trösteten konnten, als stilles Mitfühlen, bat Dürren mit leichtbedeckter Stimme, daß Maria spielen möchte.

Frauhardt nickte ihrer Tochter zu. „Spiel' uns etwas, Maria,“ sagte sie, und dabei dachte sie, daß es Dürren leichter werden würde, wenn er den tröstenden Klängen der Musik lauschen konnte, und meinte, daß schmerzliche Erinnerungen die Bitterkeit verlieren, wenn man sie nicht tief in sich vergräbt, sondern ihrer oft gedenkt, sie als etwas

Hohes betrachtet, wenn auch die Erinnerung uns eine Heimat der Seele ist.

Und während sie noch ganz in Sinnen verloren war, hatte Maria mit wenigen Griffen die Violine gestimmt, den Kopf leicht geneigt, sanft das Instrument an ihre Schulter gedrückt, während der Bogen über die erst leiser, dann voller klingenden Saiten glitt.

Im Zimmer war es ganz still geworden.

Hanns von Dürren schien es, als hörte sein Herz auf zu schlagen, als schwebte die Seele hinauf, immer weiter, immer ferner, als könne sie nie wieder zurückkehren in die nüchterne Alltagswelt mit ihren kleinen Sorgen, als gebe es in diesem Leben nichts, was dem Herzen Frieden, vollen Frieden verschaffe, als jene schwermütigen, leisen Melodien, die scheinbar aus dem Überirdischen kamen, die bald klagend in überwältigendem Schmerz die Menschenseele zerrissen, bald jubelnd in schwellenden Tönen von einem Glück erzählten, es lockend, die Sinne umschmeichelnd, dem Geiste vorgaukelten, ihn mit Sehnsucht, mit ungeahnter Sehnsucht erfüllten, und endlich in ein Reich hinüberführten, in das glänzende, blendende Reich der Phantasie, in dieses versteckte Reich unseres Geistes, in dem den Gedanken und Wünschen keine Grenzen gesetzt sind, in dem jede Unmöglichkeit möglich ist, in dem es keine Ziele, kein Ende gibt, nur ein Erwachen.

Maria spielte meisterhaft. Jeder Ton kam aus ihrem Herzen, jeder schien getragen von innerer Überzeugung. Es war die höchste Vollendung, die sich zu erkennen gab. Aber es war vielleicht noch mehr! Die Töne, die die Herzen der Hörer in stummer Andacht hinrissen, die er-

zählten dem feinen Ohr der Mutter, daß Maria nicht mehr das unbewußt mit dem Schmerz spielende Kind sei, daß die heiße Sehnsucht, das leuschte Verlangen kein nachempfundenes Gefühl mehr bedeute, die Klänge sprachen von inneren wirklichen Erlebnissen, von einem Ahnen, dem das Begreifen nahe ist, von einem Kampf, der erwachender Liebe vorausgeht.

X Hanns von Dürren war wie in einem Taumel. Er hatte nicht gemerkt, was der Mutter aufgefallen, was selbst dem Vater wie eine plötzliche Erklärung für Marias in letzter Zeit verträumtes Wesen vorkam, und was Tom in die begeistertsten Worte ausbrechen ließ: „So schön hast du noch nie gespielt, Maria!“ Er wußte nur das eine, daß von nun an ein leises Band von ihm zu Maria hinübergehen würde, ein neues Band ihn mit der Familiehardt verknüpfen würde, daß die Musik sein Wünschen wieder wachgerufen hatte, ohne daß diese Sehnsucht, dieses Wünschen eine bestimmte Form annahm.

* * *

Draußen auf der Veranda aber stand Behsen, stand schon lange da, war bald, nachdem die ersten Töne der Geige wie leiser Glodenklang schmelzend über die Gegend hinschwollen, gekommen, und hatte atemlos dem Spiel zugehört, hatte, wie gefolttert, sich an den lodenden Klängen berauscht, an diesen Tönen, die Marias Seele offenbarten, die ihn hinrissen in plötzlich erwachender Leidenschaft, in wilhem Begehren, und die ihm, gerade ihm erzählten, daß Maria liebte, vielleicht noch unbewußt, aber doch schon mit der ganzen Kraft ihres Herzens. Aber nicht ihn, dem

sie „auf gute Kameradschaft“ zugerufen, nicht ihn, sondern Dürren.

Diese Erkenntnis war so plötzlich über ihn gekommen, daß er sekundenlang wie betäubt da stand, wie betäubt von dem Wissen, daß Maria ihn nicht liebte, wie benommen von einer Tatsache, die er früher nur instinktiv vorausgeahnt.

Er glaubte Dürrens Blicke begehrend auf Maria gerichtet zu sehen, glaubte in blinder Eifersucht bereits ein stilles Einverständnis zwischen den beiden jungen Menschen zu bemerken, und ein Haß gegen Dürren stieg in ihm auf, ein glühender verzweifelter Haß! Das Blut kreiste wild in seinen Adern, er hätte hinstürzen mögen, herausschreien, daß er Maria schon viel länger liebe, ältere Rechte besitze, und dann kamen ihm die Tränen in die Augen, zuerst aus Zorn, aus innerer Verzweiflung.

Langsam aber lösten sich seine leidenschaftlichen Gefühle in stiller Trauer auf. Als der letzte Geigenton in leisen Schwingungen zu ihm herüberzitterte, da war er wieder ruhig geworden, konnte wieder nüchtern denken und sehen! Sah, daß Dürren von den Vorgängen in Marias Seele nichts bemerkt, fühlte aber wiederum, daß einmal der Tag kommen würde, an dem auch Dürren Maria liebte. Er wußte, daß sein Traum zu Ende sei, und hatte nur die dumpfe Empfindung, fort zu wollen, nie mehr Maria zu sehen, fort, ganz fort, am besten überhaupt fort aus dem Land, das für ihn keine Interessen mehr hatte.

Aber da erwachte sein Stolz, und das Bewußtsein, daß bisher die Herzen der Frauen ihm zugeflogen waren, daß noch keine den reichen, eleganten Mann verschmäht

hatte, kam ihn an, und aus diesem Bewußtsein heraus sagte er sich, ohne selbst daran zu glauben, daß er Maria auch nicht geliebt habe. Er gab wieder alle Schuld dem Land, diesem Land, wo so selten hübsche Frauen zu finden, wappnete sein Herz mit Troß, und versuchte die erste große Enttäuschung seines Lebens als eine nichtige Kleinlichkeit zu empfinden.

Rasch entschlossen, noch ehe er die Täuschung, die er sich vorgespiegelt, als solche empfand, klinkte er die Türe und trat ins Zimmer.

„Herr Behsen!“

Peter Hardt trat auf den Distriktschef zu und begrüßte ihn: „Wir glaubten Sie kaum mehr erwarten zu können.“

„Ich komme spät, verzeihen Sie, gnädigste Frau,“ wandte er sich an Frau Hardt, „verschiedene Pflichten hielten mich ab, und so war es meine Absicht, erst morgen früh vorzusprechen, doch lockten mich schmeichelnde Geigenklänge aus der Einsamkeit meines Lagers herüber, und nachdem ich von der Veranda aus einen Blick auf Ihr trauliches Zusammensein geworfen, war der Wunsch, daran teilzunehmen, zu lebhaft geworden, als daß ich ihn hätte zurückdrängen können.“

„Es freut uns herzlich, daß Sie sich nicht haben abhalten lassen und gekommen sind,“ entgegnete Frau Hardt, während Maria für den späten Gast einige Erfrischungen herbeibrachte.

„Wir armen Junggesellen in Afrika verlieren doch nicht ganz das Gefühl für traute Häuslichkeit am eigenen

Herd, man sehnt sich oft danach,“ sagte Behsen halb lachend, halb tragisch.

„Das alles können Sie doch leicht haben, Herr Behsen,“ fiel Dürren ein, „oder sollten Sie keine Frau finden, die Ihre Vorliebe für die Kolonien teilt?“

„Darüber hab' ich noch nie nachgedacht,“ kam es überstürzt von Behsen zurück; dann fuhr er, als wollte er sich selbst überzeugen, eindringlich fort: „Das Junggesellenleben hat auch seine Reize. Man gibt es nicht leicht auf, man ist frei, ungebunden!“

Dürren sah betroffen auf Behsen. Es fiel ihm auf, daß etwas Hastiges, Gezwungenes in seinen Reden war.

Auch Hardts erschien er anders als sonst. Wahrscheinlich hatte er Verdruß auf seiner Reise, dachten sie, und Maria sagte ganz scherzend: „Sie müssen heute recht einfach vorlieb nehmen. Wir erwarteten Sie kaum mehr, sonst hätte ich schon für ein warmes Abendbrot nach Ihrem anstrengenden Ritt gesorgt.“

„Es ist sehr gütig, daß Sie an mich gedacht, aber ich habe nicht den geringsten Appetit,“ gab Behsen zurück, und der verstimmte Tonfall in seiner Antwort veranlaßte Maria, ihm nicht weiter zuzureden.

Trotzdem begann Behsen mit einer nervösen Hast die vorgesehten Erfrischungen zu nehmen; dabei erzählte er von seiner Reise, lachte über kleine Vorkommnisse, die ihm passiert, und redete sich immer mehr in einen lustigen Ton hinein, ohne zu merken, daß die Familie sich Gedanken machte über seine Aufgeregtheit, die seiner sonst so kühlen Gelassenheit durchaus nicht entsprach.

Maria, die für Behsen so wie ihre Eltern eine dank-

bare Freundschaft empfand, ihn als vornehm denkenden Menschen, mit dem sich vergnügt plaudern ließ, gern hatte, ohne seinen Worten irgendeine Bedeutung beigelegt zu haben, konnte sich in seiner sonderbar nervösen Beredsamkeit, die er heute an den Tag legte, gar nicht zurechtfinden. Sie versuchte einigemal, den harmlos fröhlichen Ton zu finden, in dem sie früher mit ihm gesprochen, aber jeder Versuch scheiterte an Wehsen selbst.

Sie atmete auf, als die Herren endlich auf die Vermessung der Farm zu sprechen kamen, und Wehsen nach und nach seine Gelassenheit wiederfand. Das unnatürlich lustige Sprechen hatte sie gestört; ohne den Grund erforschen zu können, empfand sie es als etwas, das zu Wehsen nicht paßte, was das freundliche Bild, das sie von ihm gewonnen, trübte.

Auch die Mutter dachte ähnlich wie Maria. Vielleicht war es das erstemal, daß sie sich über das Wesen eines Menschen nicht klar werden konnte. Sie hatte zwar bemerkt, daß Wehsen für Maria eine Vorliebe zeigte, daß diese aber tieferen Gefühlen entsprungen, hatte sie nie angenommen. Wehsen war in ihren Augen ein äußerst lieber, sympathischer Mensch, der stets hilfsbereit, stets rücksichtsvoll war, aber eine Natur, die kühl und nüchtern denkend, Gefühlen und vor allem Phantastereien wenig Raum ließ. Und als eine Phantasterei hätte Frau Hardt Wehsens Liebe zu Maria betrachtet. Er, der reiche, ungebundene Mann, konnte ihrer Ansicht nach gar nicht ernstlich auf den Gedanken kommen, ein armes Farmerstöchterchen zu lieben, geschweige zu heiraten. Um so einen Mann wie Wehsen zu fesseln, gehörte doch wohl ein anderes

Wesen dazu, als Maria, die in ihrer schlichten Einfachheit lieblich und anmutig war, aber doch gar nichts Verführerisches, nichts, was die Leidenschaft eines Weltmannes reizen könnte, ihr eigen nannte. Sie kam abermals zu dem Schluß, daß dienstliche Uergernisse ihn verstimmt haben mußten. Und als er jetzt im Laufe des Gesprächs die Bemerkung fallen ließ, „daß die Eingeborenenbehandlung im Lande mit der jämmerlichen Kunst eines Sonntagsreiters zu vergleichen sei, der seine Hilfen stets am falschen Plage anwende, den Gebrauch der Zügel nicht verstehe, bis das Pferd endlich, scheu geworden, directionslos mit dem Reiter abgehe“, glaubte Frau Hardt ihre Annahme bestätigt.

„Sie bleiben doch morgen den Tag über hier?“ fragte Peter Hardt den Distriktschef.

„Weider wird mir dies nicht möglich sein. Ich will hier noch in der Umgegend einige Werften abgrasen und mich über die Stimmung der Eingeborenen orientieren.“

„Da tun Sie sehr recht daran, Herr Wehsen,“ entgegnete Peter Hardt, „wie ich Ihnen schon sagte, ist die Erregung über die Händler bei den Hereros groß.“

„Ich will ein klares Bild von den Zuständen im Land gewinnen,“ fuhr Wehsen fort, „ehe ich meinen Urlaub antrete, denn zurückkehren werde ich nicht!“

„Vor der Hand aber ist doch wohl die Zeit Ihres Urlaubs noch nicht herangekommen,“ äußerte Dirren.

„Weider nein,“ versetzte Wehsen mit einem Anflug von Ärger, daß ihn jemand an diese Tatsache erinnerte, „trotzdem werde ich versuchen, schon eher fortzukommen, sobald als möglich,“ fügte er rasch hinzu.

„Meinen Sie nicht, daß mit einem Wechseln in Ihrem

doch so bedeutungsvollen Posten sich neue Schwierigkeiten ergeben werden?“ fragte Hardt.

„Mag sein, aber auf etwas mehr oder weniger kommt es nicht mehr an,“ versetzte Behsen, und dabei ließ er in seinen Worten weniger der plötzlich über ihn hereingebrochenen Enttäuschung die Zügel schießen; diese war vielleicht nur der Anstoß, daß er wieder wie vor Hardts Kommen über das Land dachte, daß jetzt nicht mehr die Phantasie ihre glihernden Flügel über seine Gedanken breitete, daß er wieder nüchtern überlegte, und aus dieser kühlen Gelassenheit heraus zu demselben Schluß kam, zu dem, der früher ihm schon gekommen, daß seine Arbeit hier im Lande zwecklose Kraftvergeudung bedeute.

So fuhr er denn abermals fort, und diesmal ohne Hast und Überstürzung, wieder er selbst werdend, so, wie er sonst war, kühl, klar überlegend, mit jener Sicherheit, der ein scharfes Denken vorausgeht. „Die ganze Politik, die man hier treibt, beruht auf falschen Voraussetzungen. Man rechnet nicht mit dem Charakter der Eingeborenen, man rechnet nicht mit der Beschaffenheit des Landes. Man gibt sich directionslosen Träumereien anheim, aus denen, wenn es so weitergeht, einmal das Erwachen große Überraschungen bringen wird, Überraschungen, die sich jetzt noch nicht in ihrem vollen Umfange bestimmen lassen, die aber unter Umständen uns teuer zu stehen kommen werden. Es muß hier gründlich aufgeräumt werden. Ehe nicht ein anderer Wind von oben bläst, ist aber daran nicht zu denken. Es fehlt hier der Mann, der mit weiten Gesichtspunkten und scharf durchdachten Plänen der Zukunft entgegentritt, ihr gleichsam trohig die Stirn bietet; es fehlt

der Mann, dem man nicht vergebens zuzurufen braucht: „Landgraf, werde hart!“

Im Kreise der Familie war es nach Behsens Worten still geworden. Peter Hardt fand, daß man nichts hinzuzufügen brauche. Es war der Inhalt dessen, was er selbst gedacht, was ihm nicht verborgen geblieben war.

Man blickte sich eine Weile stumm an, dann stand Behsen auf, verabschiedete sich, um den nächsten Morgen zum Vermessen früh zur Stelle zu sein.

Das freundliche Anerbieten Frau Hardts, diese Nacht mit Dürren das Fremdenzimmer zu teilen, lehnte Behsen ebenso freundlich, wie entschieden ab.

„Ich habe im Zelt noch einige Arbeiten, die ich erledigen muß, außerdem, betreffs einer Patrouille, mit meinem Unteroffizier zu sprechen,“ fügte er erklärend hinzu.

Bald darauf wurde es im Hause Hardts dunkel.

Behsen schritt seinem Lagerplatz zu, und das Bild Marias trat wieder vor seine Seele. Die weißen, schmelzenden Mollastorbe, die sie der Geige entlockte, er hörte sie wieder. All der künstlich unterdrückte Schmerz, der qualvolle Zwiespalt seiner Gefühle prägte sich in seinen Zügen aus.

Und Märkle, sein treuer Schreiber, der ihn am Feuer erwartete, immer noch etwaiger Befehle harrte, schlich schweigend, als er ihn sah, zu dem eigenen Nachtlager, zündete sich umständlich die alte Soldatenpfeife an, blies die dicken Wolken schwäbischen Tabaks, den seine Mutter ihm mit dem letzten Postpaket aus der Heimat geschickt hatte, von sich, und murmelte, während seine Augen ganz

wehmütig nach Behsen blickten: „Scho viel g'freit hat er schisch. Mit de Freileinsch isch awwer auch rei gar nix los, jetscht wäre mir wol ohne Frau aufschomme müsse!“

Behsen aber starrte im brütenden Schweigen auf die Nachtlandschaft, und das laute Geschrei der hungrigen Schakale dünkte ihm gleichbedeutend mit dem wilden Aufschrei seines Herzens, das sich in die vorgeredete Gleichgültigkeit nicht finden konnte, das in verzweifelttem Kampf, in Haß und in begehrender Liebe sich aufbäumte.

Siebentes Kapitel.

Die Eisenbahnfahrt von Swalopmund nach Windhuk gehörte entschieden zu den zweifelhaftesten Vergnügungen des Südwestafrikaners. Das mochten wohl auch die Insassen des Wagens denken, die seit eineinhalb Tagen unterwegs waren und immer noch sechs Stunden Fahrt vor sich hatten.

„Nimmt diese Rüttelei denn noch nicht bald ein Ende?“ seufzte ein Mann in mittleren Jahren, und seine Augen blickten vorwurfsvoll auf die Mitreisenden, die teils schliefen, teils gleichmütig auf ihren Plätzen zurückgelehnt saßen und vor sich hinträumten.

Als niemand auf diesen Seufzer eine Entgegnung fand, sprang der Mann erregt von seinem Sitz auf, versuchte zu wiederholten Malen, die verquollene Holzjalousie vor das offene Fenster zu ziehen, durch das die grelle Mittagssonne hereinbrannte. Als das mißlang, sah er

einen Buren, der seine endlos langen Beine durch den halben Wagen streckte und ab und zu im Schlaf ausspuckte, mit wütenden Blicken an, als sei dieser der Grund seiner Mißstimmung, und stöhnte verzweifelt auf, als der dicke Windhuker Gastwirt, der doppelt soviel Platz wegnahm, wie die Eisenbahndirektion dem einzelnen Passagier zugedacht hatte, jetzt in allen menschlichen und nichtmenschlichen Tönen zu schnarchen anfing.

„Und dafür bezahle ich nun erste Klasse!“ rief der Mann plötzlich wutentbrannt aus, „toll ist diese Wirtschaft!“

Einige Reisende sahen nun doch verwundert auf, schüttelten den Kopf über den Störenfried, lehnten sich aber bald wieder ermüdet zurück, um durch Schlafen die Zeit zu verkürzen.

Nur ein kleines, vertrodnetes Männchen, das dem Ungebuldigen zunächst saß, lachte verschmigt in sich hinein, musterte den Nachbar mit belustigten Blicken, und meinte dann nach einer Weile im trockenen Scherzton: „Ja, ja, mein Lieber, hier muß man sich das Temperament des Treddochsen angewöhnen, sonst kommt man nicht weiter! Sie können stöhnen und fluchen, so viel Sie wollen, deswegen fährt das Lokomotivchen nicht um einen Deut schneller. Hätten früher im Land sein müssen, als es noch keine Eisenbahn gab und man froh war, in vier Wochen vom Hafen nach der Hauptstadt zu kommen.“

Der so Angeredete atmete erleichtert auf, zufrieden, daß er einen Menschen gefunden, mit dem er reden konnte. Und von dem Wunsch getrieben, die nähere Bekanntschaft seines Nachbarn zu machen, erhob er sich halb von seinem Sitz und sagte: „Mein Name ist Adolf Christian Penz.“

„Mag schon sein,“ erwiderte das Männchen und heftete die scharfen, grauen Augen übermütig auf Benz. Mit unterdrücktem Lachen in der Stimme aber sprudelte es hervor: „Hier im Land werden Sie bald anders heißen. Glauben Sie denn, daß Ihre dicke Nase, aus der man fünf gewöhnliche Rüssel fabrizieren kann, Ihnen keinen Spitznamen einträgt? Nee, nee, mein Freundchen, die alten Afrikaner haben den Sinn für Schönheit nicht verloren. Die wird hier anerkannt und durch 'nen Spitznamen verherrlicht!“

Benz wollte sich, aufs neue aufgebracht, unwillig abwenden. Aber schon hatte ihn sein Nachbar am Arm gefaßt und meinte nun in gutmütig beruhigendem Ton: „Na, nichts für ungut! Weiß schon, wer hier in die olle Sandbüchse kommt, dem gehen zuerst mal die Nerven flöten. So 'nen kleinen Tropentoller legt sich jeder zu, da versteht man keinen Spaß.“

„Solche Späße werd' ich nie verstehen,“ entgegnete Benz, noch immer grollend.

„Werden Sie doch! Mit der Zeit lernt der Mensch begreifen, daß das Leben ohne Wiß gar nicht zum Aushalten ist!“

Wieder blickten die kleinen grauen Augen mit verstecktem Mutwillen auf Benz, und dann fuhr das Männchen, eine Bierflasche aufziehend, fort: „Sehen Sie, mich nennen sie hier den Quartalläufer, und das stimmt. Der Name sag't klipp und klar, was ich für 'n Mensch bin. Drei Monate lebe ich von Milch, aber dann zieht's mich mächtig nach Windhul, und dort trink' ich, daß es nur so 'ne Freude

ist. Sonst heiß' ich Kurmann, der alte Kurmann, 'n toller Kunde, was?“

Benz antwortete nicht gleich. Ein Gefühl von Unbehagen über die sonderbare Sprechweise seines Nachbarn durchzuckte ihn. Er, der Neuling, konnte sich nicht gleich in der halb ironischen, halb übermütigen Stimmung Kurmanns zurechtfinden.

Schließlich siegte aber die Neugierde, einiges über die hiesigen Verhältnisse zu erfahren, über seinen Ärger, und so fragte er: „Wie ist man denn früher, als die Eisenbahn noch nicht gebaut war, ins Innere gekommen?“

Kurmann leerte erst seine Flasche Bier und warf sie in weitem Bogen zum Fenster hinaus. „Früher ging's mit dem Ochsenwagen rauf ins Land,“ erklärte er, „so 'ne Fahrt durch die wasserlose Namibfläche war weiß Gott kein Vergnügen. Da lernte man sich bescheiden!“

Seine Augen nahmen plötzlich einen merkwürdig ernsten Blick an; das verschmigte, übermütige Lächeln verschwand von seinem Gesicht, die Stirne zog sich noch krauser als sie ohnehin schon war, und mit seltsam rauher Stimme fuhr er fort: „Freilich, damals verdiente man auch Geld, das waren andere Zeiten. Wenn's galt, die Regierungsfrachten ins Land hinaufzubringen, da nahm jeder seine Kraft zusammen, und als Lohn gab's bar Geld.“

Benz sah seinen Nachbar betroffen an.

„Ja, Sie verstehen das noch nicht,“ meinte Kurmann. „Jetzt steht unjereins so schnell kein bar Geld. Die Frachten gehen mit der Eisenbahn, und wo die aufhört, übernehmen die Stores die Weiterbeförderung. Wir aber müssen, um leben zu können, uns als Frachtfahrer bei den Stores ver-

dingen. Dafür gibt's als Lohn Waren, keine klingende Münze, Gott bewahre!"

„Was tun Sie aber mit den Waren?“ fragte Benz immer erstaunter.

„Teilweise brauchen wir sie ja für uns selbst — unter Waren versteht man ja auch Getränke — teilweise aber verkaufen wir sie an die Eingeborenen weiter, und da die nur mit Vieh bezahlen, gibt's wieder kein Geld. Wir werden halt Händler, einfache Wanderhändler.“

„Und macht damit kein schlechtes Geschäft, lebt wie die Fürsten,“ unterbrach ein Herr, der erst auf einer der letzten Stationen zugestiegen war und seither scheinbar schlafend dagesessen hatte, Kurmanns Erzählung.

„Sie müssen's ja wissen,“ kam die Antwort zurück, und Kurmanns kleine Augen funkelten zu dem Herrn hinüber.

Dieser entgegnete nichts. Aber über sein brutales, gewöhnliches Gesicht legte sich ein widerlich höhnischer Zug, während er sich zurücksetzte und die Augen schloß.

Eine junge kaum zum Weib herangereifte Frau, die dem Herrn gegenüber saß, betrachtete diesen schweigend und flüsterte darauf ihrem Mann eine Bemerkung zu.

„Der hat leicht reden,“ murmelte Kurmann inzwischen und wollte das unterbrochene Gespräch mit Benz wieder aufnehmen. Da fragte dieser aber schon im Flüsterton: „Sagen Sie mal, wie heißt denn der Herr da drüben, kommt mir so höllisch bekannt vor!“

„Braster,“ erwiderte Kurmann. „Der ist auch vor langen Jahren als ein Herr von Sabenichts ins Land gekommen. Der hat's aber verstanden; wenn der nach Deutschland zurückgeht, kann er sich sein Haus mit Gold

pflastern lassen. Von dem kann man's lernen, wie der Mensch zum Geld kommt, aber freilich, jeder hat kein so weites Gewissen wie der.“

Benz hatte den Herrn aufmerksam gemustert. Jetzt meinte er vor sich hin: „Ja, ja, er ist's! Feiner und nobler trägt er sich bloß, aber das Gesicht ist immer noch dasselbe,“ und, zu Kurmann gewandt, fuhr er fort: „Den Braster kenn' ich. Waren früher zusammen beim Großkaufmann Selle oben im Holsteinschen als Kommiss.“

Er sah wieder zu Braster hin, der immer noch mit geschlossenen Augenlidern dasaß und durch keine Miene verriet, daß auch er den früheren Kollegen erkannt hatte.

Nur verstohlen blinzelten Brasters Augen unter den Lidern hervor, und sein scharfes, an Lauschen gewöhntes Ohr versuchte, sich kein Wort entgehen zu lassen. In seinem Innern war der Plan schon fertig, nach dem Benz auf irgendeiner entlegenen Farm untergebracht werden sollte, damit über ihn, über den Namen Braster, kein unnützes Gerede entstand.

Kurmann folgte den Blicken seines Nachbarn. „Der freut sich nicht über Ihre Ankunft,“ meinte er dann, „ist ein verflixt nobler Kerl geworden. So ein dauernder Verkehr mit den Spitzen der Gesellschaft färbt ab.“

„Ja, ja, der äußere Mensch verändert sich schon,“ fiel Benz ein, „aber im Innern geht's nicht so leicht, das ist was anderes! Den Rock kann jeder wechseln, aber was unten drunter ist, das bleibt!“

Er sah nachdenklich vor sich hin. „Sabgierig und selbstherrlich war der Braster immer, sogar schon, als wir gemeinsam manchen Abend am Hungertuch genagt haben.

Wenn ich mal 'nen paar Groschen hatte, dann mußt' es immer für zwei langen, wie's ihm aber besser ging als mir, wollt' er mit einemmal nichts mehr von mir wissen. Und hier im Land, da kommen wohl auch die Leute am weitesten, die aus sich selbst was zu machen verstehen?"

„Bescheidenheit ist überall eine Untugend,“ entgegnete Kurmann. „Wer's den andern immer wieder sagt, daß er ein großartiger Kerl ist, dem glauben sie's auch, und wer darauf wartet, ob's die andern herausfinden, der kann warten, bis die Schakale ihn aufgefressen haben.“

Das kleine Männchen strich sich mit den verschrumpten Arbeitshänden den spitzen Knebelbart: „Idealisten und Träumer,“ fing er nach einer Pause wieder an, „die passen nicht in dieses Affenland. Je rücksichtsloser man hier vorgeht, je mehr erreicht man. Das alte Sprichwort, daß, wer andern eine Grube gräbt, selbst hineinfällt, das stimmt hier nicht. Hier heißt's mit Siegeslächeln über Leichen und gebrochene Existenzen schreiten, immer nur an sich selbst denken, und die lieben Nächsten bis aufs Blut aussaugen.“

Penz brütete schweigend vor sich hin.

Sein Nachbar aber holte sich aus dem Kühlfaß eine zweite Flasche Bier, entlockte sie mit einer Geschicklichkeit, die Übung verriet, und trank in langen durstigen Zügen, während sein Gesicht wieder den alten verschmigten Ausdruck annahm, der ein Beweis war, daß er seine lächelnde Ruhe wiedergewonnen hatte.

„Bradwater!“ rief da plötzlich die Stimme des Schaffners, und der Zug hielt mitten in einer üppigen Buschwildnis, die wie ein Paradies anmutete.

„Sieh' nur, Willi,“ rief die junge Frau und ließ die

Augen schweifend über die Gegend gleiten, „ist's hier nicht beinahe ebenso schön, wie in der Heimat?“

Sie atmete tief auf und trat, gefolgt von ihrem Mann, hinaus auf den Bahnsteig.

An beiden Seiten begrenzten hohe Akazienbäume, in deren Zweigen das Licht der untergehenden Sonne spielte, den Fahrweg. Ringsum breitete sich der dichte Buschwald aus, und wie verträumt stand ein kleines Wellblechhäuschen zwischen hohen Dornenheiden und grotesken Termitenbauten, die in ihrer schmutzigen Farbe des Rehmobdens sich stimmungsvoll von dem mit grünem Gras bewachsenen Boden und dem in allen Schattierungen glänzenden Hintergrund der Bäume abhoben.

Beinahe wie Überreste alter Ruinen, muteten die in allen Größen vorhandenen Termitenhügel an.

Aber der dicke Stationschef, der hier im Wellblechhäuschen ein beschauliches Dasein führte, erklärte der jungen Frau, die sein Heim ein kleines Idyll genannt, daß es hier ja ganz nett sei, aber in Afrika sich niemand ungestört der schönen Natur erfreuen könne, und zu ihrem Manne sprechend, fuhr er fort: „Ja, Herr Assessor, die Termiten, die bauen ja recht feine Wohnungen für sich zurecht, aber vorher zerstören sie die unsern. Diese Viehherd sind die richtige Landplage! Meine Alte jammert jeden Tag, daß sie ihr den Teppich oder noch mehr angefressen haben.“

Vor dem Häuschen saß, inmitten einer blühenden Kinderschar, die Frau Stationschef und nickte zustimmend bei den Worten ihres Mannes.

„So ist's,“ sagte sie zu der jungen Frau, die an sie herangetreten war, „man hat den ganzen lieben Tag bloß

Ärger. Die rechte Schaffensfreud' will hier gar nicht hochkommen."

Sie wiegte einen kleinen, dicken Bengel beruhigend auf ihrem Schoß. „Wirst gleich brav sein,“ meinte sie, als er, erschreckt über das fremde Gesicht, das sich über ihn beugte, jämmerlich zu schreien anfing.

„Aber die lieben Kinder müssen doch ein recht's Glück für sie sein?“ fragte die junge Frau, während aus ihren großen blauen Augen eine Träne perlte.

Erstaunt sah die Frau Stationschef auf. „Das denken so immer die reichen, feinen Herrschaften,“ entgegnete sie, mit einem Blick die schlante, hübschgekleidete Dame musternd, „unjereins, der jahraus, jahrein 'nem Kind 's Leben schenkt, wird müd', und die Sorgen, die wollen halt nie von einem gehn.“

„Na, Alte, mußt schon wieder klagen?“ meinte der Stationschef, unwirsch herankommend.

Seine Frau warf ihm einen gehässigen Blick zu, und in ihren vergrämten, kummervollen Augen lag's wie verhaltener Groll, als sie sagte: „Du' hast leicht reden, fährst nach Windhut und besäufst dich, wenn der Ärger und die Sorgen dich plagen, und ich kann zuschauen, wie die Kinder verlubern bei der Wirtschaft.“

Die junge Frau war bei den Worten des Stationschefs erschrocken beiseite getreten.

Und als jetzt der Mann als Antwort auf seiner Frau Klage dröhnend auflachte, sein ältestes Kind ungeduldig wegshob und seiner Frau mit nicht mißzuverstehenden Blicken Schweigen gebot, da eilte sie wie ein verschüchtertes Vögelchen nach dem Wagen zurück.

Sie hätte gern der armen Mutter noch etwas Tröstendes gesagt, aber die Illusion war ihr genommen, sie fand nicht die rechten Worte für das, was sie sagen wollte. Es schien ihr, als sei sie eben von einem Traum erwacht und die Wirklichkeit mache Ansprüche geltend, denen sie nicht gewachsen.

So saß sie ganz still auf ihrem Platz, suchte nach Verstehen für die Mutter, die der Besitz der vielen gesunden Kinder nicht befriedigte, und fand es nicht, weil das eigene Herz zu stürmisch nach einem Ersatz für das tote Kind verlangte.

„Gretel, warum denn so traurig?“ fragte der Assessor, zu seiner Frau sich sehend, „draußen gib't's so viel zu sehen. Da schippen die Schwarzen Kohlen, pumpen das Wasser in die Maschine, komm' doch hinaus!“

Ehe sie noch Antwort fand, rief Kurmanns gutmütige Stimme in den Wagen hinein: „Jetzt wird's hier noch enger! Da drüben tauchen zwei Reiter auf, es wird wohl der Dr. Behsen sein. Na, Herr Assessor Klein, jetzt können Sie gleich einen zukünftigen Kollegen begrüßen!“

„Wer kommt?“ erkundigte sich Frau Klein und eilte ihrem Mann nach auf die Plattform des Wagens.

„Kurmann meint, es sei Behsen,“ erklärte ihr Mann, „du weißt, Behsen, der mit mir zusammen studiert hat! Ein guter Freund von mir, ich erzählte es dir schon.“

Sie nickte nur und sah hinüber nach dem schmalen Pfad, auf dem zwei Reiter in fliegendem Tempo angeritten kamen.

Der eine, ein Soldat in Uniform, winkte mit dem

großen Schuttruppenhut dem Stationschef zu, wohl zum Zeichen, daß der Zug warten solle.

Raum hatten sie das Wellblechhaus erreicht, als einer der beiden Reiter aus dem Sattel sprang, dem Soldaten die Zügel zuwarf und auf den Eisenbahnwagen lossteuern wollte.

„'n Abend, Herr Distriktschef,“ rief Kurmann, entgegeneilend und reichte Behsen die Hand. „Woll'n wohl auch nach der Metropole der Intelligenz?“

„Guten Tag, Kurmann, wie geht's?“ entgegnete Behsen, den Staub von seinen Füßen schüttelnd.

„Mir geht's gut, aber Sie, Herr Doktor, stehn wohl seit neuestem mit der Gesundheit auf dem Kriegsfuß?“

Kurmann faßte Behsen näher ins Auge und fuhr fort: „Ich hab' schon lang' gesagt, daß so gewissenhafte Menschen, wie Sie, nicht ins Land passen. Dank haben Sie keinen für Ihre Arbeit, das können Sie ruhig dem alten Kurmann glauben, hier geht's wie mit dem Dank des Hauses Habsburg!“

„Sie können schon recht haben,“ meinte Behsen, den Redestrom Kurmanns unterbrechend.

„Neue ins Land gekommen mit dem letzten Dampfer?“ fragte er.

„Na natürlich, hier steht gleich einer!“ Kurmann winkte Penz heran. „Dem können Sie gleich 'n gutes Pößtchen versorgen, scheint 'n ganz passabler Mensch zu sein.“

„Werde sehen, was sich tun läßt,“ sagte Behsen freundlich und gab Penz die Hand. „Sonst niemand mitgekommen?“ fragte er weiter.

„'ne reizende junge Frau,“ Kurmann blinzelte mit den Augen, „und der dazu gehörige Mann auch, der ist aber kurzsichtig und heißt Wessor Klein.“

„Klein?“ Behsen ließ Kurmann stehen und eilte nach dem Wagen.

„Klein, Mensch, ja, zum Donnerwetter, wie kommt du denn so mit einemmal hier hereingeschneit?“

Klein hatte Behsen bis zu diesem Augenblick nicht erkannt. Er war entsetzlich kurzsichtig. Nun aber faßte er Behsens Hand und schüttelte sie herzlich: „Also bist du's wirklich?“

Er setzte sich seinen Klemmer auf und sah Behsen prüfend von oben bis unten an. „Glend siehst du aber aus! Die schöne Gräfin Linden würde enttäuscht sagen: ‚Behsen hat sich nicht verschönert!‘“

Klein lachte in der Erinnerung an Behsens Schwarm, die Gräfin Linden, die früher immer geäußert: ‚Behsen wird immer schöner!‘

„Ist das Klima hier schlecht?“ erkundigte sich Klein dann bei dem Freund.

„Nicht besonders, aber ich bin überanstrengt! Seit drei Wochen jeden Tag acht bis zehn Stunden auf dem Pferd. Aber wo ist denn deine Frau?“

„Sie hat sich eben in den Wagen gesetzt. Komm, sie wird sich freuen, dich kennen zu lernen!“

Klein schob die Türe vom Wagen auf, und Behsen blieb eine Sekunde wie betroffen stehen.

Am Fenster lehnte Frau Klein, die elfenhaft biegsame Gestalt leicht vornüber geneigt, und im goldigblonden Haar, das wie ein Krönchen auf dem jugendlichen Köpf-

den Thronen, spielte das lehte, matte Strahlen der Sonne, während die zarten, von feinen Adern durchzogenen Hände über der ungewöhnlich hohen Stirne verschränkt waren, und in den großen blauen Augen ein leichter Schatten von Müdigkeit lag.

„Ich kenne Sie sehr gut aus den Schilderungen meines Mannes und auch von einer Photographie, die Sie als Korpsstudent darstellt,“ sagte Frau Klein, nachdem Behsen sie begrüßt und ihr die Hand geküßt.

„Hoffentlich hat Willy mich nicht von einer allzu schlechten Seite geschildert,“ scherzte Behsen.

Da setzte sich der Zug in Bewegung, und das Hereinkommen der übrigen Passagiere unterbrach auf eine Weile das Gespräch.

„Nach den Erzählungen meines Mannes und nach der Photographie,“ begann Frau Klein wieder, „habe ich mir ein ganz bestimmtes Bild von Ihnen gemacht. Ich stellte Sie mir vor als einen wahrhaft glücklichen Menschen.“

Behsen blinnte sie betroffen an. „Und dieses Bild hat sich nicht als richtig erwiesen?“ fragte er mit merkwürdig verhaltener Stimme.

Die junge Frau betrachtete Behsen eingehend, ohne jede Verlegenheit. „Nein,“ sagte sie dann, „das Bild war falsch. Ich könnte Ihnen nicht sagen warum, ich weiß es selbst nicht. Es mag auch nur eine Kleinigkeit sein, die nicht stimmt, aber diese verändert das ganze.“

„Meine Frau ist eine halbe Künstlerin,“ warf Klein ein, „sie malt mit großem Verständnis Porträts und hat daher viel Beobachtungssinn.“

Behsen hörte nur halb auf seines Freundes Einwurf.

Ja, dachte er, so ist es, eine Kleinigkeit hat es sich verändert. Die junge Frau verstand zu sehen.

Seine Gedanken flogen zurück zu jenem Abend bei Hardts, seit dieser Stunde, seit Maria in ihrem Spiel sich geoffenbart, seit dieser Zeit war er verwandelt. Die ganzen Wochen, die seither vergangen, war er unruhig von Platz zu Platz geritten mit dem Zwiespalt der Gefühle im Herzen. Die Leidenschaft — der Haß — hatte sich gelegt, aber als er in jener Nacht am Feuer gestanden und nach der ersten, großen Erregung die Erschlaffung folgte, da kannte er sich selbst nicht mehr, verlor sich im Zweifel, wußte nicht, ob's Eifersucht war, die er fühlte, oder gekränkte Eigenliebe, weil er, die Siegenatur, bei Marias einfacher Mädchenseele nicht reüssiert hatte, oder auch nur eine große Unzufriedenheit, die aus den Verhältnissen, in denen er lebte, hervorging und ihm das Leben plötzlich schal, tödlich gleichförmig, einsam erscheinen ließ.

Eine Kleinigkeit war es gewesen, die an jedem Abend all diesen Schwarm unklarer Gefühle ausgelöst hatte. Würde die Zeit wohl sein Inneres klären, würde er sich zu dem richtigen Verständnis seiner Neigung, zu Maria, durchringen? Für immer jede leidenschaftliche Regung unterdrücken und ohne Haß ihrer gedenken können? Die Zeit wird helfen, meinte er und seufzte schwer.

„Na, na, Behsen, solchen Kummer?“ fragte Klein und klopfte ihm auf die Schulter.

Behsen fuhr auf.

Er merkte erst jetzt, daß er über seinen Gedanken ganz die Umgebung vergessen hatte.

„Das Leben ist schwer, besonders in Afrika,“ versuchte er zu scherzen, „man hat so allerlei Sorgen.“

Dabei griff er, wie er dies in letzter Zeit öfters tat, mit der Hand an die Schläfe und blickte dann etwas scheu zu Kleins Frau hinüber. Zu dumm, sich durch ein paar Worte so aus dem Konzept bringen zu lassen, dachte er.

Frau Klein schien Behsens Träumerei gar nicht bemerkt zu haben, oder tat wenigstens so.

Sie widmete ihre ganze Aufmerksamkeit der Landschaft, die mit jedem Augenblick an Schönheit zunahm. Die großen Bäume rechts und links von den Geleisen schlossen sich hoch über dem dahinfahrenden Zug wie zu einem Blättertunnel zusammen. Die Landstraße, welche in einiger Entfernung parallel der Bahn lief, war belebt von Viehherden, bei denen schwarze Männer und Frauen herumstanden und angesichts des Zuges johlten und schrien. Einzelne Reiter sah man, sie versuchten Schritt zu halten mit der Eisenbahn und strebten dem gleichen Ziele zu, der Hauptstadt.

„Na, Herr Doktor, wie steht's denn oben im Lande? Was macht die Kinderpest?“ redete Kurmann den Distriktschef an.

„Mein lieber Herr Kurmann, erstens bin ich nicht Doktor, und zweitens ist momentan keine Kinderpest in meinem Distrikt,“ antwortete Behsen belustigt. Er kannte diese Art Interviews Kurmanns zur Genüge.

„Na, nichts für ungut, Herr Distriktsamtman, ich dachte bloß so! Sie sehen doch mindestens wie ein Doktor aus. Aber wegen der Kinderpest, daß die vorbei, das hat Ihnen sicher der Bazillenprofessor in Windhof weißgemacht. Wissen Sie, Herr Doktor — ach nee, na, denn

nicht — also, Herr Distriktsamtman, Bazillen hin, Bazillen her, — mir, dem alten Kurmann, machen Sie nichts weiß. So lang das Land steht und noch ein Kindvieh drin rumläuft — ich meine natürlich die vierbeinigen — gibt's auch 'ne Kinderpest. Basta!“

„Kinderpest? Was ist denn das für eine Krankheit?“ mischte sich Benz ins Gespräch.

„Kinderpest ist, wenn Ihnen Ihr Vieh stirbt, und Sie wissen nicht woran, und Sie holen den Viehdoctor, und der impft und dann stirbt's erst recht, das ist Kinderpest!“ Kurmann lachte laut über seine eigene Erklärung.

Der Distriktschef wollte etwas erwidern, da ertönte aber ein langer Pfiff der Lokomotive, und, um eine groteske Felsede biegend, fuhr der Zug, während die Passagiere in fieberhafter Eile ihre Gepäcksstücke zusammensuchten, hinunter in die Windhufener Ebene.

Und wenige Minuten später schimmerten aus dem Dunkel der Nacht, das ohne vorhergehende Dämmerung hereingebrochen war, die ersten Lichter der Haupt- und Residenzstadt Windhof.

Achtes Kapitel.

Der große Festsaal im ersten Windhufener Hotel war beinahe mit Menschen überfüllt. Es herrschte ein gewaltiges Getriebe, wie es sonst die kleine Stadt nicht gewöhnt, wie sie es wohl noch nie gesehen hatte.

Über dem hohen Bogen des Hauptsaales, der direkt ins Freie führte, prangte ein großes Transparent, um-

kränzt von grünen Blättern und kleinen Fähnchen, mit der Inschrift: „Landwirtschaftstag“.

Und drinnen im Saal saßen an der langen, hufeisenförmig gedeckten Tafel die Feiernden.

Das helle Grau der Offiziersuniform mischte sich mit der duftigen Farben der Damenoiletten und den schwarzen und weißen Anzügen der Beamten und Anfiedler.

Die Kerzen auf den Tischen fladerten lustig in der kühlen Abendluft, die durch die weitgeöffneten Fenster und Türen hereinstriech.

Das laute Stimmendurcheinander der Versammelten drang hinaus auf die Straße, wo die Eingeborenen in dichten Reihen standen und neugierig auf die Tafelrunde blickten.

Lustig ertönten die Weisen der Militärmusik, ab und zu hörte man auch das Singen der Schwarzen, die bekannte Melodien vielstimmig begleiteten. Dann wieder flog mit lautem Krach der Pfropfen einer Sektflasche oft hinauf bis an die Decke, und in Zwischenräumen wurden ernste und heitere Toaste durch lautes Klirren der Gläser angezeigt, und am Ende fiel dann stets die Musik mit einem Tusch ein, während das hundertstimmige Hurraufen den Saal durchbrauste.

„Jetzt glaube ich beinahe selbst schon, daß dieses Affenland ein Paradies ist, wo der Mensch Millionär wird, ohne daß er's will!“ rief Kurmann ironisch aus, nachdem soeben eine Rede verklungen war, die Südwest als Elmsium gepriesen.

Kurmann saß unten, ziemlich am Ende der Tafel, zwischen seinem neuen Bekannten Benz und einem Re-

gierungsrat, der auch erst seit wenigen Monaten im Lande weilte.

Ihm gegenüber hatten die Angestellten der Firma Braster Platz genommen und sich angelegentlich mit Benz unterhalten.

„Ich bitte Sie, mein werter Herr Kurmann,“ sagte der Regierungsrat in behäbigem Tonfall, „dieses Land, in dem wir leben, birgt Schätze von unennbaren Werten. Ich selbst hatte Gelegenheit, die Akten durczustudieren, in denen es schwarz auf weiß steht, daß Diamanten hier nicht nur vereinzelt, sondern in ungeahnter Menge vorhanden sind.“

„Ach, nee!“ Kurmann verzog seine Mundwinkel, um nicht laut herauszulachen.

„Wenn's so steht, und Sie das gelesen haben, dann wird's ja nicht mehr lange dauern, bis wir alle reich sind!“

Der Regierungsrat hatte den Hohn aus Kurmanns Worten nicht herausgehört. Er war durchdrungen von der Wichtigkeit seiner Person und überzeugt von seinen richtigen Ansichten.

„Ich sage Ihnen,“ begann er wieder, „dieses Land geht einer Blütezeit entgegen, unsere Arbeit, die uns bei dem unangenehm heißen Klima aufreibt, sie wird sich lohnen; sie wird uns und unseren Kindern Reichtum und Ansehen verschaffen.“

„Saben Sie denn Kinder?“ fragte Kurmann dazwischen.

„Nein, leider bin ich unverehelicht. Aber wie Sie sich wohl denken können, reißen sich die Frauen um einen Mann wie ich bin; denn ich darf wohl offen sagen, daß auch ich persönlich eine glänzende Laufbahn vor mir habe.“

„Wenn die Laufbahn so glänzend ist, wie Ihr Aussehen, dann wird's wohl so sein,“ gab Kurmann zurück.

Er wollte bersten vor innerem Lachen, als er sah, wie der behäbige fette Regierungsrat geschmeichelt lächelte und verstoßen einen Westknopf öffnete, weil das dicke Schmerbäuchlein von dem lukullischen Mahl noch runder geworden war.

Dabei mußte sich der Regierungsrat dauernd die Stirne wischen, auf der vom vielen Trinken die hellen Schweißtropfen perlten.

„Sie haben recht,“ erwiderte er, „auch mein Aussehen trägt mir die Bewunderung der Frauen ein. Aber ich bin wählerisch, nicht jede scheint mir geeignet, mein tätiges und ausichtsreiches Leben zu teilen. Ich stelle Ansprüche, hohe Ansprüche an die zukünftige Frau Regierungsrat, und ich darf sie stellen.“

„Das will ich meinen! So 'nen großartigen Menschen wie Sie gibt's auf der ganzen Welt nicht wieder,“ fiel Kurmann prompt ein.

„Sie hätten Gouverneur werden müssen!“

Der Regierungsrat warf sich stolz in die Brüst und stieß eine breite Lache aus.

„Ja, ja, mein Lieber, ich habe Konnektionen, ich bin überall gut angeschrieben, man weiß meine Dienste zu schätzen! Ich werde jetzt einen Bericht nach Deutschland schicken, der die Leute aufklären soll. Es gibt hier im Land auch Beamte, die leider verblendet genug sind, um überall Gefahren zu wittern. Sagt mir da unlängst ein Herr, daß, wenn es so weitergeht, wir sehr traurigen Ereignissen

entgegengehen müssen. Ich habe ihn natürlich ausgelacht.“

„Im Vertrauen will ich Ihnen sagen,“ fuhr er mit geheimnisvoller Miene fort, „daß diese Leute glauben, sich eine Dekoration verdienen zu können, wenn sie nach Hause berichten, daß es hier Gefahren gibt. Ich bitte Sie, in diesem friedlichen Land, wo jeder Schwarze der Gesinnung nach ein Deutscher, hier soll's Gefahren geben?“

Kurmann war bei diesen Worten seines Nachbarn ernst geworden.

„Vielleicht nimmt sich aber die Situation, vom Feld aus gesehen, doch anders aus, als vom eleganten Windhufener Bureau,“ entgegnete er stirnrunzelnd.

Der Regierungsrat sah Kurmann ärgerlich an. „Was denken Sie denn, wer, wie ich, den klaren, ungetrübten Blick hat, dem genügt es, aus den Akten die Stimmung der verschiedenen Elemente herauszulesen. Zudem reise ich sehr viel im Lande herum, und mein offener Blick hat sofort erkannt, daß es sich hier nur um geringfügige Differenzen unzufriedener Leute mit den Schwarzen handelt, und nicht, wie einzelne behaupten, um eine gärende Stimmung der Untertanen.“

Kurmann blinzelte den Regierungsrat von der Seite an. „Ich bin kein Jurist und auch kein Tintenfisch, wie mancher hier im Land, aber wenn Sie meine Ansicht hören wollen, dann sag' ich Ihnen klipp und klar, daß die Wirtschaft hier 'ne verfahrenere Karre ist. Auf dem Papier, da nimmt sich alles gut aus, und wenn Sie rumreisen und jedem Kaffee eine Platte Tabak schenken, dann grinst er freundlich, und wo Sie hinreisen, da gibt's auch Wasser.“

„Ach, ich bitte Sie,“ unterbrach der Regierungsrat, „Wasser ist überall zu finden, und die Wege hier im Land sind die reinen Prachtstraßen. Ich fahre auf meinem Döfenwagen wie auf einer Traghaise, so bequem!“

„Werden wohl noch nicht viel herumgekommen sein! Hier in der Nähe, da gibt's schon Prachtstraßen, weiß ich selbst. Die kosten ja auch so viel, daß nachher für andere Gegenden nichts übrig bleibt!“

Der Regierungsrat schüttete in einem Ruck sein Glas Seit hinter, und, schmunzelnd über den kahlen Trunk, fuhr er mit seinen Auseinandersetzungen fort: „Ich habe mich des Genaueren über die hiesigen Verhältnisse bei unserm verehrten Herrn Braster erkundigt, und er, der alte Afrikaner, hat mir versichert, daß das Land einer ruhigen Zukunft entgegensteht.“

„Na, da müssen Sie sich halt weiter an Braster halten, der muß es ja wissen!“ sagte Kurmann seelenruhig und murmelte dann vor sich hin: „Der hat uns gerade noch gefehlt, der Grünspacht!“

„Kurmann!“ rief's in der Minute, von weiter oben herunter, „wie steht's, kriegen wir kein Gedicht zu hören!“

„Nee,“ rief Kurmann zurück, „nee, Herr Leutnant, mein Pegasus hat die Sterbe bekommen!“

Schallendes Gelächter antwortete dem Wikbold.

Oben aber, an der Honoratiorenecke, flüsterte Braster einem neben ihm sitzenden Hauptmann zu: „Nur gut, daß dieser verlotterte Mensch uns nicht mit seinen blödsinnigen Einfällen belästigt.“

Der Hauptmann, ein griesgrämiger, verbissener Junggeselle, der dauernd über das Land, die Menschen und die

Verhältnisse wetterte, schnitt eine unwillige Grimasse, setzte seinen Klemmer auf und blickte seinen Tischnachbar spöttisch von der Seite an:

„Was der Kurmann sagt, hat wenigstens Hand und Fuß, auch wenn einzelne über ein offenes Manneswort nicht erfreut sind; die Wahrheit hören die meisten ungern,“ meinte der Hauptmann in der ihm eigenen halb langweiligen, halb sarkastischen Sprechweise.

„Gott, Herr Hauptmann,“ erwiderte Braster, selbstgefällig lächelnd, „was so ein Mensch, wie Kurmann, quasselt, kann doch unsereins gar nicht berühren. Wir, die das Land hoch gebracht haben, die mit Stolz das Selbstbewußtsein in sich tragen, daß die Ruhe und das Aufblühen ein Erfolg unserer Tapferkeit, unseres zielbewußten Strebens ist, wir haben doch höchstens ein mitleidiges Lächeln für solche Kreaturen, wie der Quartalsäuser.“

Der Hauptmann schlug seine Augenlider ganz hoch und blickte über den Klemmer weg mit sonderbarem Ausdruck auf Braster.

Dieser wurde etwas verlegen, gab sich aber gleich wieder den alten, gewöhnten Anstrich von herablassender Gleichgültigkeit und beschäftigte sich eingehend mit seinem Orden, der sein schlichtes Bürgergewand zierte.

Er wollte gerade weiterprechen, als Assessor Klein, der nur einige Plätze entfernt saß, gelassen meinte: „Mir hat Kurmann ausgezeichnet gefallen, gehört zu den seltenen Naturen, die sich kein Blatt vor den Mund legen, und, so weit ich bis jetzt beurteilen kann, ist er ein Menschenkenner und ein guter Beobachter.“

„Stimmt!“ versetzte der Hauptmann trocken.

Braster biß sich vor innerer Wut auf die Lippen und überlegte, wie er dem arroganten Klein eins auswischen könnte. „Der alberne Fatzte,“ murmelte er in seinen Bart, „schon zum zweitenmal untersteht er sich, in der kurzen Zeit seines Hierseins mich zu ärgern. Ich werd's ihm eintränken, ihm und seiner hochmütigen Frau. Nicht mal Besuch hat der Kerl bei mir gemacht. Weiß wohl nicht, wer ich bin!“

Der Hauptmann und Klein kümmerten sich nicht weiter um Braster und besprachen die Erlebnisse des heutigen Tages. Dabei beschränkte sich der Offizier meistens auf einsilbige Antworten, oder er stieß auch nur ein rauhes „Hm!“ heraus.

Klein hingegen sprach viel, hob Mißstände und Vorzüge in gleicher Weise hervor, ohne in seinen Worten der Enttäuschung Ausdruck zu verleihen, die ihn gleich bei Eintritt in seine hiesige Tätigkeit überfallen hatte.

„Behsen, der leider diesen Morgen wieder fortgeritten ist,“ äußerte Klein im Verlaufe des Gesprächs, „hat mir einige wichtige Anhaltspunkte für meine zukünftige Arbeit gegeben.“

„Behsen gehört auch zu den Beamten, die dauernd herumädeln, statt zu arbeiten,“ fuhr Braster, der Kleins Rede verfolgt hatte, dazwischen.

Klein sah einen Augenblick verwundert auf den Kaufmann. Er hatte die nahe Gegenwart desselben schon wieder vergessen, ließ sich aber nicht beirren, und, Braster scharf durch seinen Zwicker musternd, sagte er in nicht gerade freundlichem Ton: „Herr Assessor Behsen wird wohl selbst wissen, was er zu tun und zu lassen hat. Jedenfalls ist

seine Arbeit eine intensivere, als die mancher andern, freilich eine undankbarere auch.“

Braster wurde hochrot im Gesicht, in seinen gewöhnlichen, abstoßenden Zügen zuckte es förmlich.

„Ich meine, daß die Tätigkeit eines Distriktschefs wohl nicht mit der aufreibenden Arbeit, die ich habe, sich vergleichen läßt. Zumal die Verantwortung doch allein auf den Schultern unseres allverehrten Gouverneurs ruht und jede Gefahr überhaupt unmöglich, da unsere Truppe unter der vorzüglichen Leitung unseres allgemein beliebten Herrn Hauptmann steht.“

Er hatte sich seine Worte genau überlegt und bei der letzten Redewendung sich gegen den Hauptmann verbeugt. Denn dieser war es, der die Kantine vergab, und Braster wußte, daß eine Unhöflichkeit für ihn den Verlust dieses einträglichen Geschäfts bedeutete.

Der Hauptmann zeichnete nicht auf des Kaufmanns Rede, dazu war ihm der Gegenstand des Gesprächs viel zu gleichgültig. „Wer so lang in Afrika sitzt, wie ich,“ hatte er einmal geäußert, „der wird hart gesotten.“ Was ging ihn auch Behsen an, möchte der sehen, wie er fertig wurde. Die Hauptsache war, daß man sich selbst geborgen wußte. Begeisterung kannte er kaum, und so hielt er auch Klein für einen unnützen Schwächer, der besser getan hätte, dem perlenden Sekt zuzusprechen, statt sich über Land und Verhältnisse in Diskussionen einzulassen.

Braster war dem Hauptmann persönlich ein unangenehmer Mensch, aber er gab den Soldaten das Bier um acht Pfennige billiger, als die andern Kaufleute, darum bekam er auch stets die Kantine. Daß Braster die acht

Pfennige doppelt und dreifach auf anderem Wege hereinbrachte, wußte er nicht, und hätte es ihm jemand gesagt, würde er wahrscheinlich gleichmütig geantwortet haben: „Ich bin kein Reformator, was mich nichts angeht, läßt mich kalt.“

Klein hatte andere Ansichten. Er stimmte Beßen aus dem Grund seines Herzens zu, als er sich der Bemerkung seines Freundes erinnerte, die Brafter als einen Schädling für die Kolonie bezeichnet hatte. Es dünkte ihm, als sei in den hiesigen Verhältnissen etwas Faules, das erst bis auf den Grund ausgerottet werden mußte, ehe an ein Aufblühen der Kolonie zu denken sei.

Das selbstbewußte, von sich selbst eingenommene Benehmen Brasters empörte ihn. Er hätte es vielleicht als „Tropenkoller“ bezeichnet, wenn nicht die wenigen Tage seiner Anwesenheit in Südwest ihn schon belehrt hätten, daß der Kaufmann nicht an Tropenkoller krankte, sondern daß er zu den Menschen gehörte, die, wohin sie auch das Leben stellt, durch gerissene Schläue und Gewissenlosigkeit sich behaupten.

Er dachte noch darüber nach, wie man am besten den Mißständen zu Leibe rücken könnte, als die Unterhaltung im Saal abbrach, Stühle gerückt wurden und ein kräftiges „Mahlzeit, meine verehrten Herrschaften“ das Aufheben der Tafelrunde kündete.

Brafter eilte mit geflügelten Schritten auf die höchsten Spitzen der Gesellschaft zu, drückte jedem die Hand und verbeugte sich unablässig, schmunzelnd, triecherisch. Zuletzt strandete er mit siegessicherer Miene bei dem Regierungsrat, der Kurmanns Nachbar gewesen, und fand in

diesem einen willigen Zuhörer für seine Lehreden und Durchstechereien.

Kurmann verschwand eine Minute in dem dichten Gedränge, aber plötzlich drückte sich das kleine Männchen hervor und eilte auf Dürren zu, der mit seiner Hüngestalt die übrigen Anwesenden weit überragte.

„Sie Riese haben sich auch mal losgeeißt? Recht so von Ihnen.“ Er klopfte Dürren, der sich überrascht umgedreht hatte, vorn auf die Brust, denn bis hinauf zur Achsel reichte er nicht, und einen freundschaftlichen Schlag mußte Kurmann jedem versetzen, über dessen Dasein er sich freute. Das gehörte so zu seinen Gewohnheiten.

„Das freut mich, daß ich Sie wiedersehe,“ entgegnete Dürren in warmem Ton. „Wie steht's mit den Geschäften?“

„Wird immer schlechter! Wenn's noch lang so weiter geht, werde ich am End' auch noch ein Federfuchser; das ist hier das Einträglichste! Wie geht's denn auf Ihrer Farm, viel Vieh verkauft?“

„In diesem letzten Jahre habe ich ausgezeichnet verdient, konnte viele Neuerungen anschaffen aus den Einnahmen.“

„It's Ihnen noch nicht zu einsam geworden?“ versetzte Kurmann, und schalkhaft zwinkernd fuhr er fort: „Jetzt schaffen Sie sich nur zuerst mal eine so recht niedliche, zuckersüße Frau an, sonst wird's zu spät, und dann verpassen Sie den Anschluß, so wie ich.“

Dürren wollte auch scherzhaft entgegnen, als Peter Hardt zu ihm herantrat und mit Kurmann bekannt gemacht werden wollte.

„Da oben im Norden ist wohl die reine Riesenkolonie?“ sagte Kurmann, nachdem er wohlwollend Peter Hardt begrüßt hatte, „was sagt denn da der kleine Doktor dazu — wenn ich Doktor sage, meine ich immer Distriktsamtman — bei dem macht's wohl der Geist wett?“

„Sie meinen Distriktschef Behsen?“ fragte Hardt. „Das ist ein gescheiter, kluger Mensch, schade, daß er nicht hier ist!“ —

„'s ist ein Prachtkerl, aber das letztemal, vor fünf Tagen, als ich ihn sah, da muß ihn der Teufel geritten haben. Elend hat er ausgesehen, 's war ein Jammer. Mensch, Mensch, hab' ich mir gedacht, was hast du dir verändert!“

Peter Hardt, der Kurmann nur aus Dürrens Erzählungen kannte, mußte sich erst an den komischen, kleinen Mann mit den ungelenten Bewegungen und der immer zwischen Ernst und Scherz schwebenden Redeweise gewöhnen, ehe er dem Gespräch Interesse abgewann.

Für die meisten Südwester war Kurmann nichts weiter als ein Witzbold, der zu jedem Ereignis seine Glossen machen mußte, und er selbst fühlte sich in dieser Rolle, die ihm erlaubte, jedem unverblümt die Wahrheit zu sagen, äußerst wohl. Sein eigentliches Naturell aber war eher traurig als lustig.

Peter Hardt, der gewöhnt war, den Menschen tiefer zu sehen, als ihnen lieb, erkannte sofort, daß unter Kurmanns rauher Außenschale ein treues, warmes Herz schlug, und so ließ er sich nicht beirren, sondern fühlte sich angezogen von dem kleinen, nichtsagenden Männchen, das sich

so lächelnd zu geben wußte und seine innersten Gefühle den meisten Menschen verbarg.

Und Kurmann freute sich, mit Hardt sprechen zu können.

„Nach dem Quasseln von vorhin tut ein ordentliches Männerwort wirklich not,“ sagte er und setzte sich zu dem neuen Bekannten in eine gemütliche Ecke des kleinen Saales, der an den Hauptsaal, in dem jetzt die Musik einen Walzer intonierte, grenzte.

Dürren hatte die beiden Männer nicht stören wollen und suchte nun im Saal nach Maria, die den Vater auf dem Ritt nach Windhut begleitet hatte.

Bei der großen Versammlung gelang ihm dies Bemühen aber nicht gleich, und als er die hohe, schlanke, in duftigem Weiß gekleidete Gestalt des jungen Mädchens endlich entdeckte, da sprach Maria eifrig, in der ihr eigenen anmutigen Weise, mit einem Herrn und einer Dame, die dem Aussehen nach beinahe Marias Schwester hätte sein können.

Dürren überlegte, wer die Bekannten Marias sein könnten, als diese sich umdrehte, und ihn durch freundliches Winken der Augen heranzukommen bat.

„Herr von Dürren, unser Nachbar,“ stellte Maria vor.

„Es freut mich sehr, Sie kennen zu lernen,“ sagte Frau Klein, ihm freundlich die Hand gebend, und ihr Mann setzte hinzu, daß Behsen bereits von ihm erzählt hätte.

„Ja, warum ist eigentlich Herr Behsen nicht hier?“ fragte Maria.

Frau Klein sah einen Augenblick lang fest in Marias

dunkle, sammetweiche Augen. Sie ahnt nichts, dachte sie und gab Bescheid, daß Behsen dienstlich verhindert sei.

In den wenigen Tagen des Zusammenseins mit Behsen war Frau Klein dessen Vertraute geworden. So unmöglich es ihm schien, dem Freund sein Leid anzuvertrauen, so leicht war es ihm geworden, der jungen Frau anzudeuten, warum eine „Kleinigkeit“ sich verändert hatte. †

Nun wollte sie, mit ihrem Blick für Menschen, Maria kennen lernen. Behsens Reden nach war sie sich nicht klar geworden, wie Maria Hardt tatsächlich fühlte. Um das zu beurteilen, glaubte sie, der Schilderung eines unglücklich Verliebten nicht allzuviel Gewicht beilegen zu können. Freilich hatte er ihr nicht sein ganzes Herz und alle seine Zweifel geoffenbart, aber was er nicht gesagt, das hatte sie erraten.

Maria, die sich, nachdem ihr Vater mit Kurmann weggegangen war, ganz vereinsamt fühlte, wurde froh, als die junge Frau auf sie zukam, und glaubte sich vom ersten Augenblick an herzlich angezogen. Und wirklich fanden sie gemeinsame Interessen, die Frauen oft eng verbinden.

Klein sprach mit Dürren, ließ sich von ihm über das Farmleben unterrichten, und die freundliche, ernste Art, mit der Dürren ohne jede Annäherung seine Ansichten äußerte, gefiel dem Assessor, der nach den Erfahrungen, die er heute wieder gesammelt, schon die Hoffnung aufgegeben hatte, hier vorurteilslose, freidenkende Männer zu finden.

„Es scheint dem großen Durchschnitt hier im Lande an dem nötigen Ernst zu fehlen, der eine Vorbedingung des Kolonisierens ist!“ äußerte Klein, und fuhr dann nachdenklich fort: „Es mag sein, daß ich mich irre, aber bis

jetzt bin ich den Eindruck nicht losgeworden, daß hier jeder seine Sonderinteressen verfolgt, ohne Verständnis für die nationalen Interessen, für die des Mutterlandes an der Kolonie.“

„Soweit ich dies beurteilen kann,“ entgegnete Dürren ruhig, „liegt zum großen Teil dieser Mangel an Interesse an der Gleichgültigkeit einzelner Behörden. Gerade die besten Elemente läßt man untergehen, statt sie in jeder Hinsicht zu unterstützen. Dafür wird anderen, die Hilfe durchaus nicht nötig haben, wo immer es auch sei, diese im größten Maßstabe zuteil. Und durch diese Ungerechtigkeit werden viele verstimmt, verlieren jegliches Interesse.“

„Aber diesem Mißstand wäre doch sehr leicht abzuhelfen, wenn die, welche sich auf Zuwendungen der Regierung angewiesen sehen, ihre Bitten schriftlich oder mündlich vorbringen.“

„Diesen Weg, den Sie, Herr Assessor, als richtig bezeichnen, hat wohl jeder beschritten; aber es ist nicht allein ein langwieriger Weg, es ist auch ein völlig nutzloser. Man schenkt den Leuten Gehör, verspricht ihnen auch viel — und hält nichts!“

Klein glaubte seinen Ohren nicht zu trauen. „Sie wollen sagen, Herr von Dürren, daß hier die Hilfsmittel denen zugewandt werden, die sich in die Gunst der Behörden einzuschmeicheln verstehen?“

„So kraß möchte ich das nicht aussprechen,“ erwiderte Dürren, „ich glaube vielmehr, daß der, der sich Macht zu verschaffen weiß, gefürchtet wird, daß man dessen Reden mehr Glauben schenkt, als dem bescheidenen Mann, der durch sein einfaches Auftreten keine Geltung gewinnt.“

„Und wie verhält sich das Benehmen der Schwarzen zu den Weißen?“ fragte Klein weiter.

„In diesem Punkte liegt auch ein gut Teil Schuld, daß wir nicht vorwärts kommen. Das Verhältnis der Eingeborenen zu den Deutschen ist ein ungeklärtes. Auch da fehlt es an dem nötigen Ernst und der nötigen Energie.“

Mißmutig blickte Klein im Saale umher, unweit von ihm stand eine Gruppe Händler, die erregt vom vielen Trinken mit hochroten Köpfen heftig aufeinander einsprachen.

Der Name Behsen schlug an sein Ohr; er versuchte weiter den Reden zu folgen und merkte auf.

„Weißte,“ sagte da einer der Männer und lächelte pfiffig, „dem Kerl, dem Behsen, werd' ich's stecken. So ein verrückter Humanitätsonkel sagt, ich soll die Kühe den Eingeborenen wiedergeben, die ich mühsam aus dem Kraal getrieben habe. 's könnte mir gerade noch passen.“

„Wie ist denn der dahinter gekommen?“ fragte der zweite Händler, dem bereits das Reden schwer zu fallen schien.

„Ach, det kleine Männleken mischt sich in alle Sachen,“ antwortete der Gefragte. „Ich gehe ins Sandfeld und will den Kerls, den Schwarzen, meine Waren verkaufen, sie wollen nich! Na, da hab' ich ihnen den ganzen Krempel hingeschmissen und bin weggeritten. Als ich nach drei Tagen wiederkam, da war der Plunder weg. Ich verlange natürlich mein Vieh, aber der alte Trottel von Kapitän will nicht rausrücken damit; da hab' ich's mir selbst geholt. Selbst ist der Mann!“

„Stille biste,“ fuhr der dritte im Bunde dazwischen,

und, auf Klein sehend, marschierten sie eiligst ab in eine entferntere Ecke des Saales.

„Deutsche Pioniere!“ stieß Klein, blaß vor Ärger, hervor. „Pfui!“

Dürren hatte mittlerweile sein Augenmerk auf Frau Klein und Maria gerichtet, die, gemüthlich plaudernd, zusammensaßen und wie zwei zarte Blumen inmitten einer wilden Buschgegend sich ausnahmen.

Man könnte sie wirklich für Schwestern halten, dachte er, und doch waren sie grundverschieden. Zwar beide groß, schlank, aber die eine blond, die andere dunkel, und beim näheren Hinsehen fiel es ihm auf, wie weich und unbeschrieben Marias Züge waren, wie die Augen ganz anders blickten als die der Frau, noch unwissend, wenn auch merkwürdig träumerisch.

Und plötzlich fühlte er den brennenden Wunsch, Maria wieder spielen zu hören, wieder die sehnsuchtsvollen Töne auf sich wirken zu lassen, sich gleichsam in dem Traum zu wiegen, daß er zu Harbts gehöre. Er konnte mit einemmal den Blick nicht mehr von Maria wenden, er mußte sie immer ansehen, als ob ein Magnet ihn fesselte.

Da huschte tanzend ein Paar vorüber, eine Dame mit grauen, flimmernden Augen und ein Offizier in voller Parade.

Frau Klein sah eben nach ihrem Mann, als sie das Paar bemerkte. „Kennen Sie Frau von Wolke?“ fragte sie dann Maria.

Hanns von Dürren fuhr unwillkürlich bei dem Namen auf und, sich umdrehend, gewahrte er Frau von Wolke tanzend, wie eine Libelle flog sie im Arme des jungen

Offiziers über das glatte Parkett. Der Kopf war leicht zurückgebogen und das schöne Lockenhaar begann sich zu lösen.

„Diese Macht ist gebrochen,“ murmelte Dürren und trat fast zu gleicher Zeit mit Klein zu den Damen heran.

Maria hatte Frau Klein gesagt, daß sie Frau von Wolke schon früher gesehen, aber nie näher kennen gelernt habe, und damit war für beide dieses Thema erledigt.

Nur als Dürren jetzt herankam, blickte das junge Mädchen eine Sekunde wie fragend in seine Augen, nur so lange, daß es ihm nicht auffiel, und als sie den altgewohnten Ernst darin las, ging es wie ein Glückshimmer über ihr Gesichtchen.

Inzwischen hatten Hardt und Kurmann ihr Gespräch beendet.

„Na, heute haben wir mal gründlich die Kolonie verarztet,“ scherzte Kurmann, als Peter Hardt sich erhob, um nach Maria zu sehen.

„Weniger das,“ versetzte Hardt im Gehen, „als einen Blick in die Natur der Menschen geworfen. Jetzt scheint mir manches klarer, verständlicher, wo ich auf Ihren Anhaltspunkten gleichsam weiterfolgen und zurückschließen kann. Sie haben nur zu recht, daß man erst die verschiedenen Menschen verstehen lernen muß, ehe man die Verhältnisse beurteilen kann. Die Motive, aus denen heraus der Mensch handelt, sind es, die wir begreifen müssen, die uns das Verstehen der Zustände leichter machen. So wie die Gegenwart ist, so muß sie sein, nach dem, was ich heute erfahren. Sie ist äußerst traurig, die Zukunft wird vielleicht noch

trauriger sein; denn sie wird den Samen reifen, den wir jetzt gesät, und dieser Samen ist ein unheilbringender.“

„Er hat keine Lebenskraft,“ fügte Kurmann hinzu.

Peter Hardt wiegte gedankenvoll den Kopf. „Er soll auch keine Lebenskraft haben, denn hätte er das, dann stände es noch schlimmer um uns. Lebenskraft darf nur der haben, der auch zu leben versteht, nicht der, welcher wie Unkraut wuchert und den Ruhpflanzen die reiche Entfaltung hemmt!“

„Sie haben's getroffen!“ Kurmann blieb stehen. „Nicht unterdrücken lassen, nicht mutlos werden, stark sein, durchkämpfen, durchfechten, durch ihr Ruhpflanzen unter den wuchernden Schädlingen, alle zusammen eine kleine Macht sollen sie bilden, eine Macht, die nicht zersplittert, die, das Ideal vor Augen, mutig dem Ziel entgegenstrebt. Deutsche Pioniere, die kämpfen, siegen oder sterben!“

Peter Hardt drückte dem begeisterten Kurmann die Hand.

So mußte das kleine, verschrumpelte Männchen früher ausgehert haben, bevor er ins Land gekommen war, als er in Deutschland den Kindern in der Schule seinen Glauben an Gott und an die Wahrheit verständlich gemacht, als er keinen Deut von seinen Worten vor dem Lehrerkollegium zurückgenommen und lieber seinen Oberlehrerposten verloren hatte, als seiner Überzeugung untreu geworden wäre. So mußten die Augen gelehrt haben, als Kurmann sein Ränzlein gepackt und hierher, in das vermeintliche Land der Freiheit, der Ideale gezogen war.

Und dann, schon wenige Jahre später, war die Begeisterung verflogen, weil man ihr den Lebensfaden unter-

bunden, weil das Feld, auf dem sie weiter gedeihen sollte, den Samen erstickte.

Jetzt aber schien es Hardt, als ob die Begeisterung wiederkäme, als ob die Vergangenheit in dem alten Manne lebendig würde, und das Flämmchen, das nur still im Innern noch gelehrt, plötzlich hell aufflammte.

Wie lange aber würde das dauern?

Und welchen Nutzen würde das bringen?

Hardt drückte Kurmann gerührt die Hand, dann eilte der kleine Mann von dannen, hinaus in die Nacht, mit dem Vorsatz, nicht mehr zu trinken, zu arbeiten, anders als bisher, voll Begeisterung.

Und Peter Hardt sah ihm nach und murmelte still vor sich hin: „Ein Menschenleben, das einmal reich an Kraft, das man vernichtet hat, und das jetzt zu alt, um noch einmal von vorne anzufangen. Wer hätte gedacht, daß dieser kleine Witzbold so ein Schwärmer sein könnte?“

Als Peter Hardts imponierende Erscheinung sich dem Plage näherte, wo Maria saß, waren Kleins gerade im Begriff, aufzubrechen.

Jetzt blieb man noch eine kurze Weile beisammen und unterhielt sich.

Der Lärm im Saal ließ leider ein langes Gespräch nicht mehr aufkommen. Immer lustiger drehten sich die Paare im Kreise, immer lauter spielte die Musik, angeregt durch hastiges Biertrinken.

Gegen Mitternacht verabschiedeten sich Kleins herzlich von den neuen Bekannten. Die junge Frau drückte Maria einen Kuß auf die Stirne. „Werden Sie recht

glücklich!“ flüsterte sie, „und vergessen Sie mich nicht, ich habe Sie heute wirklich lieb gewonnen.“

Und im Fortgehen sagte sie zu ihrem Mann: „Maria ist ein seltenes Mädchen, armer Behsen, glücklicher Dürren!“ Als Klein seine Frau verwundert ansah, nicht ahnend, was die Worte bedeuteten, lächelte sie ganz eigen und meinte neckisch: „Ja, Männchen, die Frauen sehen doch noch schärfer, als die Juristen!“

Auch Peter Hardt und Maria drängten dem Hotel, wo sie Wohnung genommen, zu, und Dürren begleitete sie.

Draußen auf der Straße hockten immer noch die Eingeborenen, rauchten und schrien, konnten sich nicht sattsehen an dem fröhlichen Bild drinnen im Saal.

Die Frauen hatten ihre kleinen Kinder auf dem Rücken im Lederfell eingewickelt sitzen, und die wolligen Köpfe hingematt herunter, während die Mütter wild und ausgelassen sangen und den Burschen sowie den vorübergehenden weißen Herren herausfordernde Blicke zuwarfen.

Von den verstreut auf den Anhöhen liegenden Häusern schimmerten einzelne Lichter, und hoch oben am dunklen wolkenlosen Nachthimmel stand der Mond und warf seinen unsicheren fahlen Schein auf die drei still nebeneinander Dahinschreitenden.

Peter Hardt war schweigsam.

Die Erzählung Kurmanns, die so einfach gelungen, die so menschlich war, so alltäglich, — ging's denn nicht jedem so, daß der Begeisterung der Jugend die Ernüchterung folgte, war's nicht des Menschen Schicksal, daß er nach Wahrheit, nach Gerechtigkeit suchte und sie nicht fand, — die Schilderung hatte ihn dennoch ergriffen. Sie erinnerte ihn in

ihrer Schlichtheit an die Kindermärchen, denen man in der Jugend voll Entzücken lauscht und deren tieferen Sinn man erst im Alter versteht.

Der ganze heutige Abend zog nochmals an seinem Geist vorüber. All die vielen Gestalten, die sein Auge wahrgenommen, all die verschiedenen Ansichten, die geäußert worden waren, beschäftigten ihn.

Wie viele Menschen gab es doch hier, die freudig, tätig an dem großen Kulturwerk mitarbeiteten, kleine Bausteine zu dem gewaltigen Gebäude des Kolonisierens.

Er entsann sich, wie ein junger Offizier, dem die innere Befriedigung aus den Augen geleuchtet, geäußert hatte: „Nur die Besten, die Tüchtigsten, sollten hier ins Land kommen, nur die, die stark sind und wissen, daß Selbstbeherrschung, Selbstzucht nötiger, denn Geld und andere wertlose Dinge.“

Und bei Tisch, da hatten ein Kaufmann und ein Farmer zusammen gesprochen, und der erstere meinte ruhig und bestimmt: „All die Reden haben keinen Wert, die verklingen so schnell, wie sie gesprochen, aber die sichere Arbeit hat ihren Wert, mag sie auch geringfügig erscheinen, sie fördert dennoch!“ Und der Farmer hatte fröhlich geantwortet: „Gerade die stille, bescheidene Arbeit fördert; sie ist's ja, die uns langsam dem Ziel entgegenführt. Wenn jeder, der seinen Sinn auf schnelles Reichwerden richtet, wußte, wieviel Freude und Befriedigung ihm dadurch entgeht, daß er dem langsamen aber stetigen Wachsen, dem folgerichtigen Aufbauen nicht zusehen kann, dann würd's manch einer lassen, würd' die Sucht nach dem, was ihm

„Groß“ erscheint, verlieren und mit dem stillen „Kleinen“ zufrieden sein.“

So viele gab es hier, die im besten Sinne des Wortes deutsche Pioniere waren, in allen Kreisen, in allen Stellungen, dachte Peter Hardt, und wiederum so viele, die wie Unkraut das Gedeihen, das Wachstum hinderten.

Behsen hatte recht, hierher gehörte ein Mann mit eiserner Faust, ein Mann, der die Spreu vom Weizen trennen konnte. Dann mußte auch die Zukunft heller, freundlicher werden, dann würde man nicht mehr von Unlust und Gleichgültigkeit sprechen, dann würden alle deutsche Pioniere werden.

Auch Maria und Dürren sprachen wenig. Die Gefühle, die beide bewegten, hätten sich auch nicht in Worte kleiden lassen.

In Maria vollzog sich in dieser schimmernden Mondnacht die große Wandlung.

Was gestern noch ein sehnsuchtsvolles Ahnen war, jetzt war's ein Wissen geworden.

In tiefer Bessommenheit und zugleich in höchster Glückseligkeit war es über sie gekommen, wie ein Wunder beinahe, aber ein Wunder, dem man gläubig sein Herz öffnet, das große Verstehen, daß das stille Sehnen Liebe ist und diese Liebe Dürren galt.

Und Dürren fühlte, daß sein Leben wieder reich geworden war, sehnte sich nach der Sonne vollem, warmem Strahl, konnte sich nicht mehr an dem milden Glanz begnügen, verlangte nach mehr, nach völligem Verstehen, und glaubte dies Verstehen nur bei Maria finden zu können, die mit dem sanften Spiel ihrer Geige das Verlangen

nach Glück und die Sehnsucht nach Liebe in ihm geweckt.

Voll Zuversicht gab er Maria zum Abschied die Hand, und das leise „auf Wiedersehen“, das beider Lippen flüster-ten, klang wie ein jubelnder Frühlingslang der Nachtigall, wenn des Winters Macht gebrochen ist.

Neuntes Kapitel.

Nahezu ein halbes Jahr war vergangen.

Der afrikanische Winter nahte seinem Ende, und während in der deutschen Heimat rauhe Herbststürme über Feld und Wald strichen, das volle, buntgefärbte Blätterlaub von den Bäumen rissen und der alte, mürrische Greis, der Winter, mit sicherem Siegesbewußtsein seinen Einzug hielt, kam hier, noch schüchtern, zaghaft, aber doch voll jubelnder Hoffnung, der lockige Jüngling „Frühling“.

Leise Vorboten kündeten seine Ankunft, kündeten sie der ruhenden Natur und kündeten sie dem einsamen Menschenherz, das sehrend, allen Kummer vergessend, die Botschaft aufnahm.

Über den tiefblauen Himmel zogen in ängstlicher Eile leichte Regenwolken! Aus dem trockenen, rissigen Boden lugten verstoßen einzelne grüne Gräser, und die kahlen, dornigen Sträucher begannen langsam zu knospen.

Durch die reine Luft aber ging es wie ein leises Flüstern und Raunen, wie ein zaghaftes Drängen und geheimnisvolles Weben.

Und Hanns von Dürren tauschte der Frühlingsbot-schaft mit kaum zu unterdrückender Ungebulb.

Für ihn war dieses halbe Jahr eine Zeit der inneren Prüfung gewesen. An jenem Abende in Windhuf, als seine und Marias Lippen so verheißungsvoll „Auf Wiedersehen“ geflüstert, war er still nach seiner Farm zurück-geritten, beglückt in dem Gedanken, daß Maria ihn liebe, und beseelt von dem Wunsch, ihrer Liebe würdig zu werden.

Zweifel waren in seinem Herzen aufgestiegen, ob er, der sich ob seiner früheren Haltlosigkeit selbst oft ver-achtete, um Marias Herz werben dürfe?

Zweifel, ob Maria, wenn sie von seiner früheren Leidenschaft zu Uga hörte, ihn noch lieben würde?

Und wiederum Zweifel, ob nicht auch seine Liebe zu Maria nur eine vorübergehende leidenschaftliche Regung sei?

Aber die Zeit der selbstauferlegten Prüfung hatte all seine Zweifel zerstört.

Und jetzt, da draußen der Frühling mahnte, der afri-kanische Frühling, den viele gar nicht bemerken, und da in seinem Herzen auch der Frühling eingezogen war, der Frühling der Liebe, litt es ihn nicht mehr in seinem stillen Stübchen, litt es ihn nicht mehr auf der einsamen Farm, drängte es ihn zu Maria, zu ihr, die er mit der ganzen Kraft seiner Seele liebte, mit der jede Faser seines Wesens verwachsen war.

Sein Pferd trug ihn in raschen Sprüngen über den steinigten Felspfad dem heißersehnten Ziele entgegen.

Auf der Höhe, die seine und Farm Hardt trennte, hielt er kurze Umschau.

Tief unter ihm breitete sich die weite, endlose Fläche

des Sandfeldes aus, und wie ein Hauch überzog das Grün der kleinen Gräser den trockenen Boden. Auf den fernen Bergen lagerten die leichten Morgennebel, die wie ein feiner Dunstschleier, von den matten Frühsonnenstrahlen beschienen, die höchsten Felspitzen verhüllten.

Hoch oben in den Lüften kreiste ein Adler, mit wenigen ruhigen Schlägen seiner weitausgespannten Flügel schwang er sich immer höher und höher empor und verschwand alsbald am Horizont. Ringsum auf den Räumen zwitscherten kleine Vögel, klapperten mit den winzigen Flügelchen, ihren ersten Flug von Ost zu Ost versuchend.

Welch unendlicher Zauber lag doch in dem langsamen Erwachen der Natur!

Hanns von Dürren schien es, als sehe er diese liebe Welt zum erstenmal, neu und dennoch vertraut war ihm die unberührte, keusche Wildnis.

Auch die tiefe Felschlucht, durch die der steile Pfad zu Tale führte, dünkte ihm gewaltiger, erhabener in ihrer stolzen Einsamkeit, als je vorher.

Raum jemals mochte hierher ein Strahl der Sonne gedrungen sein. Wild übereinander gekürmte Klippen hingen an dem oberen Rande der Schlucht, sie überragten sich gegenseitig und bildeten ein dunkles Felsgewölbe.

Diese zerklüfteten, verwitterten Steinriesen trotzten dem Wechsel der Zeiten, sie sahen stumm dem nächtigen Beginnen der Menschen zu, die in Kummer und Leid, in Freud' und Jubel dahinlebten, sie waren Zeugen einer jahrtausendalten Umwälzung der Erde und einer ewig wechselnden Menschheit.

Angesichts dieser Gegensätze, der feimenden Welt da

draußen und der düsteren Grabesstille in der Schlucht, versiel Hanns von Dürren in ernstes Sinnen.

Erst als sein Pferd wieder den weichen Sandboden der Ebene fühlte und von selbst ein schnelleres Tempo einschlug, lehrten seine Gedanken wieder zurück zur glücklichen Gegenwart, zurück zu dem Gegenstand seines Sehns, zu Maria.

Schon sah er auch das glihernde Wellblechdach des Hardtschen Hauses, noch einige rasche Galoppssprünge, und er war da.

Maria hatte ihn vom Fenster aus kommen sehen und eilte auf ihn zu.

„Wie gut, daß Sie kommen!“ rief sie ihm entgegen, „Mutter ist schwerkrank. Vater holt einen Arzt aus Windshul, er ist schon seit zehn Stunden unterwegs.“

Das war ein harter Schlag, der mitten in Hanns von Dürrens Liebestraum hineinschlug.

Eine Sekunde lang sah er Maria völlig entgeistert an, aber schon kam ihm der Gedanke: Du mußt helfen, darfst jetzt nicht an dein Glück denken.

Er sprang vom Pferde und folgte Maria nach dem Hause.

„Sie müssen sich ausruhen,“ sagte er, einen Blick auf das blasse, übermäßige Gesicht Marias werfend.

Sie schüttelte stumm den Kopf.

„Erlauben Sie mir, an der Pflege teilzunehmen,“ bat er.

„Ja, Tom muß ausruhen,“ sagte sie und blickte ihn dankbar an.

Gemeinsam traten sie in das Zimmer, wo Tom füh-

lende Umschläge auf die heiße Fieberstirne der Mutter legte.

Die Kranke schien soeben eingeschlafen zu sein.

Maria eilte nach der Küche, um Tee zu bereiten, und Tom folgte dem eindringlichen Bitten Dürrens, sich im Nebenzimmer etwas auszuruhen.

Als Dürren allein zurückblieb, fiel gerade ein matter Lichtstrahl durch das dichtverhangene Fenster auf das Antlitz der Mutter.

Trotz der dunklen, brennenden Röte, die Frau Hardts Gesicht überzog, merkte er die jähe Veränderung der Züge.

Tiefe Schatten umrandeten die Augen, die Schläfen schienen eingesunken, und der Leidenszug um den Mund, der schon früher das zarte, edelgeschnittene Frauenantlitz umspielt hatte, trat scharf hervor. Die feingegliederte, schlanke Hand aber lag matt und kraftlos auf der Decke. Das rasende Fieber, das durch alle Adern das Blut in wildem Toben kreisen ließ, verschlang die zarten Kräfte, und der von vergangenen Krankheiten geschwächte Körper bot keinen Widerstand gegen die heimtückische Malaria.

Die Dunkelheit brach herein, als Peter Hardt mit dem Arzte heimkehrte.

Starr richteten sich die Augen des Vaters auf den Arzt, als dieser nach beendeter Untersuchung aus dem Krankenzimmer trat. Es schien, als wolle er aus den Zügen des Doktors die Entscheidung über Leben oder Tod ersehen. Er konnte nicht fragen, kein Ton kam über die festgeschlossenen Lippen.

„Es handelt sich um einen leichten Malariaanfall,“ sagte der Arzt, „das Fieber ist bereits im Abnehmen,

völlige Ruhe und Chinin, nach meiner Vorschrift gegeben, werden die Kranke in kurzer Zeit vollkommen herstellen.“

Ein tiefes, erlöstes Aufatmen Peter Hardts ließ sich vernehmen.

„Die momentane Schwäche,“ fuhr der Doktor fort, „ist eine natürliche Folge des hohen Fiebers. Sie bietet durchaus keinen Grund zu ernstlichen Befürchtungen.“

Wieder folgte eine stumme Pause, in der Peter Hardts Augen forschend auf den Arzt gerichtet waren, als wollten sie die innersten Gedanken des Mannes ergründen.

„Leider,“ begann der Doktor, unbeirrt weitersprechend, „ist es mir nicht möglich, den Verlauf der Krankheit länger zu beobachten. Die Pflicht ruft mich zurück nach Windhut an den Operationstisch.“

Peter Hardt entgegnete nichts. Stumm, unbeweglich stand er da.

„Es handelt sich in Windhut um Leben oder Tod,“ sagte der Arzt, den das Schweigen Hardts irritierte. „Ich darf darum nicht säumen mit der Rückkehr, nachdem ich hier meine Aufgabe erfüllt habe.“

Ein leises Nicken mit dem Kopf war die einzige Entgegnung, die Peter Hardt fand. Dann ging er aufrecht, gefaßt dem Krankenzimmer zu, um die Temperatur seiner Frau nochmals zu messen.

Dürren trat an den Arzt heran. Er hatte dem Gespräch zugehört und hat nun um Gehör.

„Auch hier handelt es sich um Leben oder Tod,“ flüsterte er. „Frau Hardt ist nicht die kräftige, zähe Natur, um solchen Anfällen Trotz zu bieten. Ich beschwöre Sie, bleiben Sie hier, wenigstens diese Nacht hindurch.“

Mit erstauntem Blick maß der Arzt Dürren.

„Wenn Sie dem Ausspruch des Arztes nicht glauben, so ist das sehr bedauerlich. Ich muß bei meiner Erfahrung in Malariafieber wohl wissen, was ich sage.“

Als Hanns von Dürren schwieg und nur ungläubig vor sich hinsah, meinte der Doktor geärgert und zugleich im Tone der Selbstberuhigung: „Wir wenigen Ärzte hier im Land können nicht nach unserem Belieben handeln. Es dürfte Ihnen bekannt sein, daß ich in erster Linie Schutztruppenarzt bin und daher auch dem Befehle meiner Vorgesetzten zu folgen habe.“

„Gibt es einen Befehl, der den Arzt vom Krankenlager zu entfernen vermag?“ fragte Dürren kalt.

„Von einem Krankenlager, an dem der Arzt nicht unbedingt notwendig, gewiß,“ kam es schroff zurück.

„Die Zukunft wird es zeigen, ob Ihr Fortgehen richtig!“ entgegnete Dürren, nachdem er eingesehen, daß jedes fernere Bitten vergeblich.

„Ich werde jetzt noch einmal zur Patientin gehen,“ meinte der Doktor, „wollen Sie einstweilen für Wechselpferde sorgen?“

„Ja.“

Hanns von Dürren ließ rasch zwei Pferde satteln, und kaum eine halbe Stunde später sprengte der Arzt in der Richtung nach Windhof davon.

Stunden verannen.

Dürren wanderte ruhelos im Wohnzimmer auf und ab, bei jedem Geräusch erschrocken zusammenzudend.

Als Peter Hardt einmal in der Türöffnung erschien,

hielt Dürren im Gehen inne und glaubte sich auf das Schlimmste gefaßt machen zu müssen.

Aber die Züge des Vaters waren gleich unbeweglich wie vorher. Er holte nur einen Büffel und verschwand wieder lautlos.

Dürren bewunderte den Vater, der die Ruhe und Gefäßtheit wahrte und ohne einen Ton der Klage seines Amtes am Krankenlager seiner Frau waltete.

Vor seiner Erinnerung stand plötzlich das Bild des eigenen Vaters, dieses zähen, kräftigen Menschen, den er eines Abends, kurz nachdem er vom Kasino heimgekehrt war, wie eine gefällte Eiche zu Boden gestreckt, tot aufgefunden hatte. Damals hatte er im Übermaß des Schmerzes die kalte Hand erfaßt, hatte das starre Antlitz mit seinen Tränen genäßt, sich niedergeworfen neben der Leiche und einsame Totenwacht gehalten, bis der dämmernde Tag sich genäßt.

Der arme Vater, ihm hatte das Leben nie gelächelt, Kummer, Sorgen tagaus, tagein, und doch war er stark geblieben.

Hanns glaubte die Worte zu hören, die sein Vater ihm wenige Tage vor seinem Tode zugerufen: „Werde ein Mann, ein Mann der neuen Zeit. Arbeite, ringe dich durch und laß die Kleinlichkeiten des Lebens nicht an dich herankommen.“

Und wie wenig war er der Mahnung gefolgt.

Ein leiser Schrei störte sein Denken.

Tom stand verzweiflungsvoll die Hände ringend in der Türe.

„Mutter stirbt!“ kam es über seine bebenden Lippen,
„kommen Sie, helfen Sie, retten Sie!“

* * *

Von draußen hörte man die Hufschläge des Pferdes,
auf dem in rasender Eile ein Bote dem Arzte nachritt.

Im Zimmer fladerte die verhängte Lampe und summite
ihr eintöniges Lied, das Lied des ewig Gleichen, des ewig
Wiederkehrenden, ein Symbol des Lebens, und wenn das
Öl verbrannt, das Symbol des Todes.

Frau Hardt lag regungslos auf dem Bett. Die
Stirne glühte in heißer Fieberhitze, während die Brust
in quälenden Atemzügen sich hob und wieder senkte.

Am Bettrand saß Peter Hardt. Er hielt, über seine
Frau gebeugt, die abgemagerte Hand in seinen starken
Händen, es schien, als wolle er das fliehende Leben fest-
halten, dem Tod den Zutritt verwehren.

Maria kniete nieder. Den schönen, goldigbraunen
Kopf auf das Bettkissen sendend, weinte sie heiße, bittere
Tränen.

Und: „Helfen Sie,“ stammelte Tom, „helfen Sie,
helfen Sie,“ immer wieder wie sinnlos kam es zitternd
heraus, „helfen Sie!“

Dürren legte der Kranken eine frische, kühle Kom-
presse auf die Stirne.

Da kam in die schon vom Tod berührten Augen ein
lehtes Lächeln, ein tiefer Seufzer entrang sich der Brust,
ein lehtes Athemholen.

Und noch einmal ein letzter Blick.

Ein Blick, der alles umfaßte, der die Vergangenheit

im Herzen des Mannes heraufbeschwor, der noch einmal
von der großen, stillen Liebe und Dankbarkeit dieser hohen
Frauensseele sprach.

Ein Blick, der hellsehend auf Maria und Dürren ruhte,
der die beiden jungen Menschen gleichsam verband.

Ein Blick, der dem heranreisenden Tom in heißer
Mutterliebe den Lebensweg zeichnete.

* * *

Der junge Morgen sandte seine ersten Lichtstrahlen
durchs Fenster hinein; die Mutter schien zu schlafen.

Das bleiche, schöne Frauenantlitz war wieder wie einst,
um den leicht geöffneten Mund spielte ein sanftes, weiches
Lächeln. Und Peter Hardt drückte leise, leise diese Augen
zu, die aufgehört hatten, auf seinem Lebensweg zu leuchten.

Zehntes Kapitel.

In der Nacht war der erste, wohlthätige Regen ge-
fallen.

Und wie von Zauberhand berührt lachte jetzt die
Natur dem jungen Tag entgegen.

Frau Sonne stand am azurblauen, wolkenlosen Him-
melsgewölbe und beleuchtete mit ihren goldenen Strahlen
die wachgeküßte Frühlingswelt.

Von Westen schauten die nackten Felssteine der Berg-
ketten herüber, Licht und Schatten wechselten in den Schluch-
ten und zerrissenen Abgründen der Berge, und in einsamer

Höhe ragten die höchsten Spizen hinan zum flimmernden Firmamente.

Ein betäubender Duft der blühenden Akazienbäume schwängerte die feuchte Atmosphäre, die von der nassen Erde aufstieg.

Tausende von buntschillernden Vögeln jubelten ihre heißen Frühlingmelodien, Schmetterlinge mit farbenprächtigen Flügeln flogen von Blume zu Blume, berauschten sich an dem feinen Duft und versteckten sich zu tänzelndem Spiel in dem üppigen, grünen Rasenteppich, der den Sandboden überzog.

Grazios huschten kleine Eidechsen über die Steine, sonnten sich an den warmen Lichtstrahlen und verkrochen sich eilig ins Dunkle, wenn ein Geräusch das große Schweigen der Natur unterbrach.

Gelbe Blumen leuchteten aus dem Grün des Grases hervor, sie neigten anmuthsvoll die zarten Kelche, wie zum Gebet.

Und Tautröpfchen hingen, gleich glitzernden Edelsteinen, an den Sträuchern und fielen hernieder langsam, wie heiße Tränen. Die durstige Natur sog das erfrischende Raß dankbar auf, und immer neues Leben entsprang der befruchteten Muttererde.

Inmitten dieser zauberischen Frühlingsspracht ruhte Frau Hardt, und keine Macht der Welt konnte sie dem Leben wiedergeben.

Als die Sonne ihre ersten, funkelnden Strahlen über die Landschaft gesenkt, hatte Peter Hardt sein Weib in die kühle Erde gebettet.

Seine harten, zitternden Hände hatten Blumen auf

den Sarg gestreut, und die Vögel auf den Bäumen ließen ihre Lieder ertönen, während der weiche Revierfand sich zum Hügel wölbte und ein sanfter Wind die Akazienblüten auf das Grab wehte.

In Peter Hardt aber war die große Stille eingefeiert.

Die Nacht, in der der Tod sich in das friedliche Hauswesen eingeschlichen, sie hatte Peter Hardt zum alten Mann verwandelt.

Kein verzweifelttes Aufbäumen gegen die Macht des Schicksals, kein innerer Kampf bestürmte die Manneseele. Er störte nicht mit bitteren Klagen die Majestät des Todes, die ihre Schwingen über sein Glück gebreitet hatte, die ihm eine blutende Wunde in sein Herz gegraben, die keine Ewigkeit vernarben konnte.

Er trug den Schmerz um das heißgeliebte Weib mit jener inneren Größe, die nicht klagt, nicht hadert, die still das Leid verbirgt, und es hochhält als Heiligtum.

Nur die Aufgabe, die ihm noch blieb, das Vermächtnis seiner Frau, seine Kinder, zu beschützen, sie erfüllte ihn, während das eigene Ich keine Hoffnungen, keine Wünsche mehr hatte.

So saß er ruhig, still am Fenster des Sterbezimmers, sah hinaus auf die blühende Welt. Sein über Nacht ergrautes Haupt fiel müde auf die aufgestützte Hand, und er versuchte, in tiefem Sinnen die versöhnende Natur zu begreifen, die lächelte und lockte, wenn der Tod mit der Sense einherschritt, versuchte die Welt zu verstehen, von der sein Weib einst gesagt, es sei eine „fremde Welt“.

Maria und Tom knieten am Grab.

Sie hatten sich eng aneinander geschlossen und weinten gemeinsam heiße Tränen.

Vor ihrer Seele stand das große, unlösbare Rätsel des Lebens und des Todes.

Tom tat das Licht der Sonne weh, dieser erbarmungslosen, mitleidslosen Sonne, die lächeln konnte, wo der erste, große Schmerz des Jünglings Herz in qualvollem Weh zu erdrücken schien.

Mußte nicht auch die Natur weinen, wenn sie ein teures Menschenleben in ihr Reich zurüdrief?

Maria aber fühlte, daß es der Frühling gut meinte.

Er mußte ja der Mutter Grab schmücken.

Mußte durch leichten Vogelsang die ewig Säummernde zu einem neuen Leben, fern menschlicher Leiden erwecken, mußte sie hinanzuführen nach einem Land, wo Kummer und Schmerz sie nicht erreichen konnte, wo es ewig Frühling bleibt.

Mit inniger Liebe zog Maria ihren Bruder an sich, und Tom weinte und schluchzte an der treuen Schwesterbrust lange, lange, bis endlich der wilde Schmerz sich in stiller Trauer auflöste, bis von dem Frieden Marias ein Teil auf ihn überging, bis auch er langsam begriff, daß die Natur eine große Trösterin der Menschheit ist, daß sie versöhnend zwischen Leben und Tod steht, und er den Schlaf der teuren Mutter nicht stören durfte in wildem Säbern mit dem Schicksal.

Hanns von Dürren blickte in Marias traurige Augen, als er wieder ins Haus trat.

Er war hiergeblieben, hatte das Leid mit dem Vater und den Kindern geteilt.

Ohne Erklärung den Trauernden gegenüber, ohne Erklärung gegen sich selbst, blieb er.

Es bedurfte auch dessen nicht. Niemand sprach darüber und doch fühlte jeder, daß er hierher gehörte.

Die tote Mutter hatte es ja auch gefühlt.

Maria und Hanns' Hände fanden sich.

Sie ließ sich widerstandslos von seinen starken Armen umfassen, sie weinte im tiefsten Schmerz und höchsten Glück an seiner Brust.

Und ohne daß Worte den heiligen Ernst der Stunde störten, schlossen beider Herzen einen festen Bund.

Im ersten Ruf lag eine Welt von Wehmut und Hoffnung, ein stummer Schwur, daß sie sich lieben wollten, ob die Sonne lache, ob Stürme dräuen.

Die Liebe würde nimmer aufhören, sie würde stärker sein als ein Menschenleben und stärker als der Tod.



Zweiter Teil.

Elftes Kapitel.

Frau von Wolkel stand auf der Veranda ihres Windhufers Häuschens und blickte gelangweilt auf die Storestraße hinunter.

„Es ist nicht zum aushalten,“ stieß sie nervös hervor, „jeden Tag das gleiche, nie eine Sensation, nie auch das geringste, was den alten Nerven Anregung böte. Ich halte dieses Leben nicht mehr aus.“

„Was hältst du nicht mehr aus?“ fragte Wolkels Stimme aus dem Zimmer heraus, und gleich darauf trat er an seine Frau heran.

„Kannst du noch fragen?“

Sie lachte hysterisch auf. „Dieses Leben, in das mich der Geiz deines Vaters versetzt, dieses Leben, bei dem ich zugrunde gehe, dieses Leben an deiner Seite, neben dir, der du in deiner Stumpfsinnigkeit gar nicht siehst, wie elend ich schon bin.“

„Nun sag' mir bloß einer, was ich Unglückstier getan habe? Nicht gemüßt habe ich aus Angst, du würdest dich ärgern.“

„Das ist es ja gerade, was mich zur Raserei bringt, deine Gleichgültigkeit!“

„Du benimmst dich wie ein törichtes Kind,“ sagte er endlich aufgebracht, „wie ein Kind, das nicht weiß, was es will.“

„Was?“

Sie sah ihn eine Minute völlig erstaunt an, begriff gar nicht, wie er den Mut fand, ihr unumwunden diese Worte ins Gesicht zu schleudern. Aber gleich fand sie ihre berechnende Ruhe wieder.

„Also das ist dein Dank für all meine Entbehrung, für mein dauerndes Entfagen?“

„Gott, Uga, nun laß uns doch nicht immer streiten,“ lenkte Woltek ein.

„Nicht immer streiten?“ zischte sie, „wer beschwört den Streit herauf? Wer von uns beiden ist's, der an allem schuld, ich oder du?“

„Du, du ganz allein,“ rief Woltek wütend, „wie oft hab' ich dir gesagt, du solltest sparsamer sein. Mit vollen Händen hast du stets das Geld zum Fenster hinausgeworfen, bis endlich meinem Vater die Geduld riß, und er dieser Wirtschaft nicht mehr zusehen wollte.“

„Warum bist du damals nicht aufgetreten, hast dein Erbteil nicht einfach herausverlangt?“

Woltek schwieg.

„Weil du nicht den Mut hattest, weil du feig warst und dich einschüchtern liehest,“ fuhr seine Frau fort.

„Nein,“ sagte Woltek, „nicht darum, sondern weil ich kein Erbteil mehr zu beanspruchen hatte.“

„Nicht mehr zu beanspruchen?“

„Nein, es war in den ersten Jahren meines Offizierslebens bereits an Schulden verausgabt!“

„Und das sagst du mir jetzt?“

„Du hast mich nie nach meinen näheren Verhältnissen gefragt, im Gegenteil, du hieltest dir die Ohren zu, wenn

ich davon anfangen wollte,“ entgegnete Woltek ruhig, „es genügte dir, daß mein Vater uns gab, was wir brauchten.“

„Warum liebst du mich in dem Gedanken, wir wären reich?“

„Ich habe bei unserer Verlobung mit deinem Vater gesprochen, ihm meine Verhältnisse klargelegt, und er antwortete mir, daß ein jährlicher Zuschuß von 25 000 Mark eine enorme Summe sei.“

„Wir bekommen aber die 25 000 Mark nicht mehr.“

„Nein, weil mein Vater in den ersten zwei Jahren nahezu 100 000 Mark für uns ausgegeben hat.“

„Darf ich fragen, warum dein Vater dann in deine Ehe willigte, sich einverstanden erklärte, daß du eine arme Frau heiratetest?“

„Mein Vater glaubte, daß ich ein vernünftiger Mensch, ein Mensch, der mit Geld umzugehen versteht, würde, wenn ich eine bescheidene Offizierstochter heiratete. Wäre dies der Fall gewesen, dann hätte er mir trotz allem noch ein Vermögen zuerkannt.“

Sie blickte ihn mit ihren unruhig flimmernden, grauen Augen entsetzt an.

„Also wir sind arm! Müssen ewig hier bleiben, um leben zu können!“

„Nein, weder das eine noch das andere. Es liegt in deiner Macht, den Vater sofort umzustimmen.“

„Wieso?“

Woltek lächelte verlegen, trat noch näher an seine Frau heran und wollte ihr etwas zuflüstern.

„Ich verstehe dich,“ sagte sie spöttisch und warf den Kopf in den Nacken.

„Verschone mich bitte mit deinen sogenannten Herzenswünschen.“

„Es ist der einzige Wunsch, den ich in meiner Ehe geäußert,“ meinte Woltek finster, „du weißt, daß ich nur Schwestern habe, du weißt, wie sehr sich mein Vater einen Erben seines Namens wünscht, für ihn würde er jedes Opfer bringen!“

Sie kniff die Lippen zusammen, lächelte überlegen und sagte dann:

„Ihr habt leicht wünschen! Ich will einfach nicht! Laß mich erst meine Jugend genießen, dann ja!“

Woltek lief einige Male erregt auf der Veranda hin und her.

Der kalte, starre Widerstand, den seine Frau seinem einzigen Wunsch entgegensetzte, empörte ihn innerlich. Aber er war nicht Mann genug, um ihren Trotz zu brechen. Sie wollte einfach nicht, wollte ja überhaupt stets das Gegenteil von dem, was ihm richtig erschien. Warum hatte er da überhaupt geheiratet? Nur so zum Vergnügen? Weiß Gott, ein Vergnügen war diese Ehe nicht.

Er begriff gar nicht, wie es möglich, daß eine Frau keine Kinder haben wollte, eine Frau wie Uga, deren Namen ihr doch Pflichten auferlegte.

„Vielleicht wird sie sich mit der Zeit ändern, die Menschen verändern sich ja mit den Jahren,“ brummte er.

Über diesen Gedanken war er wieder ruhiger geworden, und da ihm jede scharfe Auseinandersetzung Unbehagen verursachte, wollte er möglichst schnell darüber wegkommen.

So blieb er in der Nähe seiner Frau stehen. „Heute abend hast du ja Abwechslung,“ meinte er freundlich.

„Nennst du eine Gesellschaft bei Kleins Abwechslung?“

„Na, es ist doch mal was anderes, außerdem kommt so ziemlich ganz Windhut, auch unsere speziellen Bekannten.“

„Das ist es ja gerade, was mich am meisten ärgert,“ entgegnete sie erregt, „früher waren wir diejenigen, die hier einzig maßgebend schienen. Plötzlich kommt so ein hergelaufener Assessor mit seinem blonden Gretchen, und da rennen alle und gaffen ihr nach, als sei sie ein Weltwunder.“

„Du hast recht,“ versetzte Woltek beistimmend, „so ein Weiberrod kann hier die ganze Männerwelt in Aufruhr bringen. Dabei ist wirklich nichts an der ganzen Frau, als ein Paar blaue Anschuldsaugen und lange, blonde Haare.“

„Aber weißt du,“ fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „Frau Klein hat ein gewisses ‚Etwas‘, das die Männer anzieht. Sieh’ dir mal die schlanke Figur an!“

„Natürlich, du bist bereits verliebt!“

Woltek biß sich auf die Lippen. „Fällt mir gar nicht ein!“

„Warum hast du sie dir dann so genau angesehen?“

„Reiner Zufall,“ antwortete er, „ich begegnete ihr am Kasino, wo sie scheinbar Bestellungen für heute gemacht, und da besah ich sie mir näher, weil die Herren gar so begeistert von dem entzündenden Geschöpfchen sprachen.“

„Ach Gott, laß mich mit deinen Erklärungen in Frieden,“ entgegnete sie gereizt, „ich will von all den Menschen hier nichts wissen! Aber heute abend werd’ ich’s den Leuten zeigen, wer hier die erste Rolle spielt.“

„Mach’ nur nicht zu große Toilette, wir sind bloß

zu einem Gartenfest eingeladen," rief Woltek seiner Frau nach, die bereits in der Tür zum Schlafzimmer stand.

„Ich ziehe an, was mir paßt," kam die Antwort zurück, und die Türe flog mit Krachen ins Schloß.

Woltek ging stöhnend ins Wohnzimmer.

„Wie man's macht, macht man's dumm," murmelte er vor sich hin und horchte auf das Gepolter im Nebenzimmer.

„Gottlob bin ich nicht Mädchen bei meiner Frau," lachte er, „die arme Sophie wird wohl heute keinen guten Stand haben!"

„Die Frauen! Es ist ein Unsinn, wenn man heiratet," sagte er halbblau. „Aga ist auch eine von denen, die nicht heiraten sollten, eine von der Kategorie Frauen, die zum Verlieben, aber nicht zur Ehe passen. Ewig Streit, ewig Zanf, keine Minute Frieden. Man konnte es anfangen, wie man wollte, recht machen gab's nicht."

Woltek seufzte bei diesen Gedanken schwer.

Wie oft hatte er schon den raschen Entschluß bereut, den er damals ganz gegen seine Gewohnheit gefaßt, als er um Aga warb. Der Vater mußte nun doch zahlen! 8000 Mark jährlichen Zuschuß, wenn man's näher überlegte, war's nicht mal so wenig. Viel war's ja freilich auch nicht, langte vor allem nicht, wenn man dauernd andere Leute übertrumpfen wollte, wie z. B. Kleins. Die mußten vermögend sein, dachte Woltek weiter, aber trotzdem wirtschaften sie nicht unsinnig, und zudem fühlte sich jeder in der behaglichen Häuslichkeit äußerst wohl.

Aga hatte recht, seitdem Kleins da waren, hatte sich viel verändert.

Früher kam jeder anständige Mensch zu Aga und erkundigte sich, bei wem man Besuch machen sollte, mit wem man verkehren dürfe. Jetzt rannte jedermann, ohne vorher zu fragen, zu Kleins, und die Frau verstand es, gegen alle gleich liebenswürdig zu sein, jeden bei seiner Individualität zu fassen und nie einen Verstoß zu begehen. Sie wußte die Menschen zu nehmen, wie sie nun einmal waren, ihnen den Gang zum Ausarten zu verleiden.

„Merkwürdig vornehm ist Frau Klein für eine Frau bürgerlicher Abkunft," brummte Woltek und schüttelte leise den Kopf, während in seine unbedeutenden, nichts sagenden Züge ein verständnisloser Ausdruck kam, „merkwürdig!"

Frau Klein war auch in ihren Ansichten so ungeheuer bestimmt, überlegte er. Mit unklaren Andeutungen oder zarten Verleumdungen konnte man nicht an sie herankommen.

Er entsann sich noch ganz deutlich, wie er versucht hatte, ihr gewisse, ihm und seiner Frau unleidliche Menschen zu verketen, sie ihm in ihrer reservierten aber unterschiedenen Art geantwortet hatte:

„Herr von Woltek, ich glaube, es ist am besten, man tritt ohne Vorurteile den Menschen hier im Lande gegenüber, versucht sich in ihr Denken und Fühlen hinein zu leben, dann findet man bei den meisten, was des Suchens wert, bald an der Oberfläche, bald versteckt im Inneren. Wie das eigene Innere es dann vorschreibt, so achtet man dann den einzelnen."

„Merkwürdig," brummte Woltek wieder, „ganz seltsame Ansichten."

Nachdenklich, ganz gegen seine sonstige Art, in Ge-

denken verloren, ließ sich Wolkef auf einen Stuhl nieder und träumte eine Weile vor sich hin.

Plötzlich sprang er wieder auf, eilte zur Türe, die ins Schlafzimmer führte, öffnete sie einen Spalt breit und rief:

„Weißt du, Aga, wer sich verlobt haben soll? Hanns von Dürren mit der Farmerstochter Fräulein Hardt! Du entsinnst dich doch,“ fuhr er fort, „der Dame, die wir auf der Farm nach einem Zimmer gefragt haben.“

„Nachher!“ rief Aga, und ihr Mann schloß wieder die Türe.

Frau von Wolkef blieb eine Sekunde lang sprachlos, wurde bleich und drohte umzufallen.

Das kleine, rundliche Hottentottenmädchen, das ihr beim Ankleiden geholfen, blickte die Herrin ganz betroffen an, und brachte schleunigst einen Stuhl herbei.

„Glas Wein holen, Missie?“ frug sie besorgt.

„Nein, mach', daß du fortkommst, du kannst später aufräumen,“ stieß Frau von Wolkef, sich zusammennehmend, hervor.

Sophie eilte hinaus.

„Also doch,“ murmelte Aga zwischen den Zähnen.

Sie ärgerte sich wütend, daß Dürren nicht mehr um sie trauerte, die getränkte Eitelkeit hatte sie beinahe ohnmächtig werden lassen.

Als sie aber kurz darauf ins Wohnzimmer zu ihrem Manne trat, war sie längst wieder beruhigt. Das Gefühl, am heutigen Abend allgemeine Bewunderung zu erregen, hob ihre Stimmung. Ein Blick in den Spiegel hatte sie belehrt, wie begehrenswert sie ausah. Und Aga gehörte

zu den Frauen, die sinnverwirrend auf die Männer wirken, die sich an der Wirkung ihres Äußeren freuen, die aber zu kühl und berechnend sind, um selbst eines momentanen Taumels fähig zu sein.

Sie gehörte zu den weiblichen Wesen, die mit dem Feuer spielen können, die sich an dem Spiel wärmen, und trotzdem selbst nie Feuer fangen.

„Sehr standesgemähe Verbindung,“ rief Frau von Wolkef ihrem Manne zu, der sich erst bestimmen mußte, was seine Frau eigentlich meine.

„Gratuliere nur auch der Mutter von Dürren,“ fuhr sie spöttisch lächelnd fort, „die sitzt sicher schon tagelang über dem Gotthaer und versucht die hohe Abstammung ihrer Schwiegertochter zu ergründen. Zu schade, daß ich der alten Frau von Dürren Gesicht nicht sehen kann, wenn sie die Nachricht erhält.“

„Es sollen recht traurige Umstände gewesen sein, unter denen sich Dürren verlobt,“ fuhr Wolkef aus seinem Vorscheinbrüten auf, „die Nachricht brachte ein Händler, der Dürren und seine Braut zusammen gesehen. Die Mutter der Braut ist gestorben.“

„Also regelrecht einfangen hat er sich lassen?“

„Ach, hör' auf,“ entgegnete Wolkef verstimmt, „erstens geht uns Dürren gar nichts mehr an, und zweitens kann ich dein dauerndes Mäkeln nicht leiden.“

Er bemerkte erst jetzt, daß seine Frau in großer Toilette vor ihm stand.

„Hör' mal, Aga, wir sind doch nicht zum Hofball befohlen,“ äußerte er mit einem tadelnden Blick auf ihr tiefes Décolleté und die lange, seidene Schleppe.

Sie schob mit der Fußspitze leicht die Schleppe seitwärts, warf wieder den Kopf in den Nacken, wie es ihre ständige Gewohnheit war, ließ einen Augenblick die starren, grauen Augen fest auf ihrem Mann ruhen.

„Du weißt, daß ich nicht gewöhnt bin, mich nach anderen zu richten. Ich tue stets das, was mir paßt.“

„Ja, aber ohne richtiges Verständnis für das Passende.“

Wolkeß schnitt jede fernere Entgegnung durch seinen schleunigen Rückzug ins Schlafzimmer ab.

Er wußte ganz genau, daß er im Verkehr mit seiner Frau stets den Kürzeren zog.

„Energie nützt gar nichts,“ meinte er, „und sich innerlich aufregen über Dinge, die sich nicht ändern lassen, hat absolut keinen Sinn.“

Manchmal fühlte er freilich, wie jämmerlich er anderen erscheinen mußte, wie kläglich sein Mannestum war, das nicht stark genug, um auch nur die kleinste Autorität über seine Frau zu gewinnen. Aber der häusliche Friede ging ihm vor.

Mochte Uga tun und denken, was sie wollte, wenn er nur seine Ruhe hatte.

Frau von Wolkeß hatte sich im Wohnzimmer bequem niedergelassen und rauchte.

In ihren Zügen sprach deutlich die innere Befriedigung über ihren Sieg, den Sieg, den sie täglich und eben wieder über ihren schwachen Mann davongetragen.

Sie fühlte instinktiv, daß er bald wieder freundlich zu ihr kommen würde und durch Liebenswürdigkeit seine vorherige ungezogene Antwort ausgleichen mußte.

Für sie bestand der Reiz des Lebens nur im Durchsetzen ihres Willens, im Unterordnen Anderer Wünsche, den ihren, und im tänzelnden Spiel mit dem Ernst des Lebens, mit der Gegenwart, ohne einen Gedanken an Zukunft oder Vergangenheit.

Zukunft und Vergangenheit waren für sie tote Begriffe, Begriffe, die man nicht zu verstehen brauchte, die nichts zu bieten vermochten, ebenso leere Worte, wie der Begriff Nebenmenschen! Was wollten die, wenn sie nicht handelnd in das eigene Dasein eingriffen, was bedeuteten sie, wenn sie nicht halfen, das eigene Ich noch höher zu erheben, es zu bewundern? Dazu freilich waren sie notwendig, dazu waren sie auf der Welt.

Als Wolkeß nach einer Weile in voller Parade wieder ins Wohnzimmer trat, meinte er in versöhnlichem Ton:

„Komm', Uga, laß uns gehen, wir sind für sieben Uhr eingeladen, jetzt ist es bereits halb acht.“

Seine Frau sah schmollend auf ihn.

„Dich drängt es natürlich, zu Kleins zu kommen, — die schöne Frau!“

„Uga, wer eine Königin sein eigen nennt, sieht nicht das Volk!“

Wolkeß wußte, daß Uga durch seine Worte geschmeichelt sein würde, er hatte sie deshalb gewählt, aber er sah sie auch mit einem aufrichtig bewundernden Blick an.

Das tiefe Décolleté hob die volle, schöne Büste Ugas plastisch hervor, und die dunkle, rote Rose, die sie mit einer funkelnden Brillantbrosche an dem ersten Spizenträger vorne befestigt hatte, wiegte sich bei jedem Atemzug leise in ihrem Stengel; das matte Gelb des schwereren Atlas-

kleides paßte vorzüglich zu dem dunklen Vordenkopf und den grauen, flimmernden Augen, die wie Irrlichter lodten.

Uga war wirklich verführerisch, und Woltek fühlte plötzlich eine gewisse Befriedigung, daß seine Frau eine völlig andere Erscheinung war, als die übrigen Damen hier im Land. Es kam ihn an, als müßte Uga so, und nicht anders sein, weil sie altererbtes Blut in ihren Adern kreisen hatte.

Frau von Woltek aber schritt, erfüllt von ihrer Macht, am Arme ihres Mannes dem Kleinschen Hause zu.

Sie schenkte den Worten Karls vollen Glauben, wie sie es stets tat, wenn er ihr Bewunderung zollte. Ebenso wie sie jedem glaubte, der ihr Wesen, ihre Schönheit ins richtige Licht setzte, ohne, daß sie je geprüft hätte, welchen momentanen Einflüssen und Stimmungen die Worte entsprangen, ohne auch nur zu ahnen, daß wirklich Schönes, wirklich Großes weder lobender Worte noch schmeichelnder Anerkennung bedarf, daß es vielmehr für sich allein spricht.

Bei Kleins war die Gesellschaft bereits vollzählig versammelt, als Wolteks eintraten.

Das kleine, villenartige Beamtenhaus mit der hier üblichen, breiten Veranda lag anmutig inmitten eines großen, hübsch gepflegten Gartens.

Hier, unter einem mächtigen, aus Schilf geflochtenen Zeltdach saß die Militärmusik und spielte ihre heiteren Weisen, während beim magischen Schein vieler großer und kleiner Lampions, die scheinbar in den Lüften schwebten, da man die feinen von Baum zu Baum gezogenen Drähte nicht sehen konnte, lustige Gruppen von Damen und Herren auf und ab wandelten.

Auf der mit Schilf und roten Neanderblüten geschmückten Veranda standen kleine, zierlich gedeckte Tische, und künstliche Glasblumen, in deren Kelchen Lichter flackerten, bildeten im Verein mit den auch hier hernieder hängenden Lampions die Beleuchtung.

Woltek dachte unwillkürlich, wie geschickt die kleinen Hände sein mußten, die in so anmutiger Weise alles zu ordnen verstanden hatten.

Im Empfangszimmer, das einem tropischen Frühlingsgarten mit den vielen Palmenwedeln und Bananenstauden gleich, stand Frau Klein im Gespräch mit einigen Gästen.

Auch sie hatte etwas Frühlinghaftes in ihrem einfachen, anspruchslosen, weißen Tüllkleid, das die schlanke, biegsame Gestalt eng umschloß und nur den weichen, schönen Arm freiließ, an dem ein goldenes Kettenarmband hing.

Ihr Köpfchen saß gar zu lieblich auf dem von Spitzen bedeckten Hals, und in dem blonden Flechtenkrönchen zitterte eine einzige Perle.

Woltek verglich ganz unbewußt seine Frau mit Frau Klein.

Und als er der Hausfrau zur Begrüßung die Hand küßte, sagte er mit ehrlicher Galanterie:

„Wie eine Königin der Blumen sehen gnädige Frau aus!“

Das war der Schluß, den er aus dem Vergleich zog.

Uga eine Königin unter den Frauen, Frau Klein eine Königin der Blumen.

Woltek dachte nicht allzu viel dabei; er wunderte sich

nur, als seine unbewußten Gedanken zu Worten wurden, fand es sonderbar, daß es auch unter den bürgerlichen Frauen Wesen gab, die die Anmut und Würde von Königinnen besitzen, sie in so hohem Grade besitzen, daß man es fühlte, und unwillkürlich zu Worten verleitet wurde.

Frau Klein aber schien seine Auserung überhört zu haben.

Sie besaß die seltene Gabe, Schmeicheleien ihr Ohr zu verschließen, sie als leeren Schall zu empfinden.

Frau von Woltek hatte sich bei der Begrüßung nicht lange aufgehalten. Ihr waren die bewundernden Blicke einiger Herren nicht entgangen, und sie unterhielt sich lebhaft.

„So verdöst?“ sagte sie plötzlich und ging auf Behsen zu, der allein, wie geistesabwesend, in einer Ecke stand.

Behsen sah auf.

„Gnädige Frau, Sie hier?“

„Merken Sie das erst jetzt?“ entgegnete Frau von Woltek beleidigt.

„Ich muß um Verzeihung bitten, aber ich dachte gerade über etwas nach und übersah die neuangekommenen Gäste!“

„Über was dachten Sie denn so eifrig nach?“ fragte Frau von Woltek lauernd.

Behsen gab keine Antwort, er blidte wie suchend im Zimmer umher, aber die Gäste waren bereits hinaus auf die Veranda gegangen, wo jeder sich nach Belieben an einen Tisch setzen konnte und vom Büfett nur Speisen und Getränke zu holen brauchte.

So reichte auch Behsen Frau von Woltek den Arm und führte sie an ein gemütliches Tischchen.

„Was darf ich Ihnen vom Büfett holen, gnädige Frau?“ fragte Behsen.

Er verschwand, um bald darauf mit einigen Tellern mit Brötchen und kleinen Vederbissen wiederzukommen.

Frau von Woltek war bereits in eifrigem Gespräch mit einigen Herren, lachte, wie nur sie lachen konnte, und schien bei vorzüglicher Laune.

Plötzlich wandte sie sich wieder an Behsen.

„An was dachten Sie also vorhin?“

„Ich überlegte, daß mein Freund Klein das große Los gezogen hat. Frau Klein ist ein so anmutiges Wesen.“

„Hm,“ schmunzelte Behsens Tischnachbar, ein alter Hauptmann.

„Ich muß, wenn ich Frau Klein sehe, immer an das schöne Gedicht Heines denken: ‚Du bist wie eine Blume, so schön . . .‘“

„Ach, bitte, hören Sie mit Ihrem sentimentalischen Quatsch auf,“ unterbrach Frau von Woltek den jungen Offizier, der die letzten Worte geäußert.

Der alte Hauptmann zog die Mundwinkel ein wenig herab und räusperte sich, dann stieß er abermals sein stereotypes „Hm!“ hervor.

Behsen aber sagte halblaut zu dem jungen Offizier: „Sie haben recht, Benisch, Frau Klein ist der Inbegriff der holden Weiblichkeit, dieser Weiblichkeit, vor der wir Männer bewundernd stillstehen.“

Benisch schien hocherfreut, einen Gesinnungsgenossen gefunden zu haben.

„Sehen Sie, Behsen,“ erwiderte er leise, aber mit schwärmerischem Gesichtsausdruck, „wenn es hier recht viele Frauen gäbe, solche wie Frau Klein, dann spräche man bald nicht mehr vom rauhen Afrika.“

„Ja, so ist's,“ meinte Behsen, „zugleich mit den Frauen kommt das Gefühl für Pflicht und Manneswürde in ein Land.“

„Die Frauen sind die besten Kolonisatoren,“ brummte der alte Hauptmann und betrachtete Frau von Wolkef von der Seite.

„Es leben die Frauen!“ fuhr er still vor sich hinschmunzelnd fort und hob sein Glas gegen Frau von Wolkef.

Sie sah erst jetzt wieder auf die ihr zunächst Sitzenden und nickte leicht. Geärgert und gelangweilt, hatte sie sich mit einem Offizier, der ihr gegenüber saß, unterhalten, Behsen und Benisch einfach schneidend.

Auch als die Musik nach einer Weile wieder zum Tanz aufspielte, ignorierte sie Behsens Aufforderung für den Walzer und rauschte am Arm des Offiziers davon.

Böllig ungezwungen gaben sich die Gäste dem Vergnügen hin.

„Nur keinen Zwang, wo er nicht nötig,“ sagte Frau Klein zu Benisch, der sich zu ihr gesellte, und froh sein Gefallen an dem zwanglosen Treiben geäußert.

„Hier gibt es ohnehin schon genügend Zwang,“ warf Behsen ein, der mit Klein zusammen herangetreten war.

„Zwang der Verhältnisse, der Stellung,“ sagte Klein leicht verstimmt.

Die junge Frau blickte ihren Mann forschend und liebevoll besorgt an.

„Wissen Sie schon, Herr Behsen,“ fragte sie nach einer Pause, „daß Willy verheiratet ist?“

„Ja, er erzählte es mir eben,“ gab Behsen mit zusammengekniffenen Lippen zurück.

Er schien noch etwas hinzufügen zu wollen, Klein aber zog ihn mit sich nach dem Garten.

„Es ist heute eigentlich unser Antritts- und Abschiedsfest,“ wandte sich Frau Klein wieder an Behnisch, „wir kommen nach Swatopmund.“

„Und wie stellen Sie sich, gnädigste Frau, zu der Verheiratung Ihres Gatten?“

„Man muß das Leben nehmen, wie es ist,“ sagte sie mit leisem Vibrieren in der Stimme, „muß stets versuchen, das Gute herauszufinden.“

„Aber das ist manchmal nicht leicht,“ warf Benisch ein.

„Nicht immer, aber in diesem Falle findet sich viel Gutes! Mein Mann wird in der neuen Stellung selbständiger, freier im Handeln sein, und darum wird sie ihm auch mehr zusagen.“

„Ja, aber Sie, gnädigste Frau? Wird Ihnen der Wechsel nicht schwer?“

„Ich bin da glücklich, wo es mein Mann ist,“ entgegnete sie schlicht.

Ihr Blick schaute über Benisch weg in die Weite. Ein leichtes, trauriges Lächeln lag über dem zarten Frauengesichtchen.

Behnisch stahl sich fort, als verschiedene Herren und Damen jetzt an die Hausfrau herantraten.

„Wie nett und gemütlich es bei Ihnen ist, wie reizend

der Garten sich ausnimmt," schwirrte ein Durcheinander von verschiedenen Stimmen.

Frau Klein mußte unzählige Fragen beantworten und immer wieder erklären, daß das Ordnen des kleinen Festes durchaus keine Schwierigkeiten geboten.

„Dieser Trara mit Frau Klein ist nachgerade langweilig," meinte Frau von Woltef zu einem Herrn.

„Ist er auch," entgegnete dieser, seinen Uniformfragen stramm ziehend, und ließ das Monokel fallen. „Neuerungen brauchen wir nicht, kommen doch nicht deshalb ins freie Afrika. Eh, wollen doch freie Afrikaner sein!"

„Wollen wir, wollen wir, mein Lieber," fiel ein dider, behäbiger Regierungsrat ein, „ich bitte Sie, was soll denn das alles, lauter Extravaganzen, die hier gar nicht am Platze, und alte, angesehene Leute, wie Brafter, überhaupt ungeladen.“

Er lachte medernnd.

„Es ist ein Glück, daß Brafter uns nicht jeden Abend durch seine Gegenwart verefelt," rief Benisch, der die letzten Worte gehört, dazwischen.

„Verefelt?" fragte der Regierungsrat entrüstet, „wer ist's denn, der hier in großen Zügen zu leben versteht? Wer denn, wenn nicht Brafter?"

„Wenn Sie sagen wollen, in großen Zügen zu nehmen versteht, dann stimmt's!" entgegnete Benisch kaltblütig.

„Ich muß doch sehr bitten, mein lieber Herr von Benisch, meinen Worten etwas Gewicht beizulegen," äußerte der Regierungsrat im markiert würdevollen Ton.

„Mein lieber Herr Bumm," fuhr der Offizier unbeeirrt fort, ohne von des Regierungsrats entsehter Miene

bei dieser Anrede Notiz zu nehmen, „ich weiß, was ich weiß; im übrigen aber, wenn Ihnen die Gesellschaft bei Kleins nicht paßt, dann zwingt Sie doch niemand zu kommen!"

Frau von Woltef war schon wieder weggeeilt. „Solche öde Phantasten, wie Benisch, sind mir einfach gräßlich," sagte sie zu ihrem Tänzer.

„Sind sie auch," pflichtete dieser bei, „einfach gräßlich.“

Assessor Klein hatte sich wieder den Zimmern zugewandt und bald hier, bald dort ein liebenswürdiges Wort gewechselt, während Behsen eine glückliche Minute abpaßte, um mit Frau Klein zu reden.

„Wie sagt Ihnen das Leben hier zu, gnädige Frau?" fragte er nach einer Weile Schweigens, in der sie beide mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt waren.

„Ich dachte mir das Einleben in die neuen Verhältnisse leichter," sagte sie offen, „hebt sehe ich doch ein, daß man ganz von vorne anfangen muß, daß es heißt, alle heimatlischen Verhältnisse vergessen.“

Nachdenklich hielt sie einen Augenblick inne und fuhr dann träumerisch fort:

„Und doch glaube ich, daß man immer wieder versuchen sollte, auch in die hiesigen Verhältnisse Heimatlisches hineinzubringen. Nicht etwa das, was in den Rahmen dieses Lebens hier nicht paßt, aber doch vieles, was uns zu Hause lieb und teuer war und geeignet ist, uns das Leben in der Kolonie heimatlisch zu gestalten.“

Sie blickte nach diesen Worten Behsen fragend an und sprach dann mit leiser Stimme weiter:

„Es fehlt hier so manches, ist vielleicht künstlich

herausgedrängt worden, und doch geht sicherlich durch vieler Seelen der gleiche Wunsch, auch hier, fern der Heimat, ein Stückchen Heimat zu haben. Woran mag es wohl liegen," setzte sie sinnend hinzu, „daß so viele Deutsche im Ausland Fremdes annehmen und sich damit besser dünken als vorher? Sich nicht sagen, daß nur das innerste Wesen wahrhaftig, nur das, was der Natur entspringt, den Menschen adelt? Jedes künstliche Machwerk hat doch etwas Gezwungenes, Unfreies! Trotzdem glauben viele, sich umwandeln zu müssen, ein anderes Äußeres annehmen zu sollen, und bedenken nicht, daß schließlich der Mensch in diesem nützigen Streben sich selbst verliert, sich des besten Teils seines Ichs dadurch entäußert.“

Behrens Augen leuchteten, das ruhige, gleichmäßige Neben Frau Kleins tat ihm wohl.

„Die Frau ist selbst ein Stück Heimat im fernen Afrika," dachte er:

„Glauben Sie nicht, daß es unendlich schwer ist, sich selbst wiederzufinden, wenn man sich einmal verloren hat?" fragte Frau Klein.

„Ich halte ein völliges Wiederfinden überhaupt für ausgeschlossen," versetzte Behrens, „wer sich selbst verloren hat, dem ergeht es wie einem Schiffbrüchigen, der lange auf einsamen Inseln verschlagen war und dem, wenn er wieder nach der Heimat kommt, diese fremd erscheint. Er findet sich nicht mehr zurecht! In seiner Abwesenheit hat sich vieles verändert, und er kann den Grund zu dieser Veränderung nicht finden. Und ebenso ist es mit der Menschenseele. Hat man verlernt, ihrer Stimme zu lauschen, hat man ihr fremde Regungen aufgezwungen, dann geht

das feine, individuelle Timbre verloren; und erklingt es doch ab und zu, da ist das Verständnis dafür erstorben. So wird man sich selbst fremd, wenn man verlernt, dem eigenen Gefühl nach zu handeln.“

Frau Klein sah Behrens mit ihren schönen, blauen Augen herzlich an, aber sie schwieg.

Behrens drückte dieses Schweigen, obgleich er fühlte, wie Frau Klein ihre Gedanken auf seine Worte lenkte, wie sie nachdachte, ob er aus Erfahrung gesprochen, oder bloß aus einem momentanen Gefühl heraus.

Plötzlich fragte er, ohne Zusammenhang mit dem vorherigen Gespräch: „Haben Sie nicht Heimweh, gnädige Frau? Geht es nicht auch Ihnen manchmal so, daß Sie lieber heute als morgen nach der Heimat zurückwähten?"

„Heimweh," wiederholte die junge Frau, aus ihren Gedanken auffahrend, „ja, oft kommt es über mich, aber das ist ja natürlich! Ich denke da, wo wir groß geworden, wo wir tiefe, feste Wurzeln geschlagen, dahin zieht es wohl jeden Menschen manchmal zurück. Wir können am schönsten Erdenfleck wohnen, wo ewiger Frühling lächt, die Sehnsucht nach der Heimat kommt doch in unser Herz. Es geht uns wie den Pflanzen. Wenn man sie in anderes Erdreich bringt, dann gedeihen sie doch nicht wie zuvor, besonders solche Pflanzen, die schon groß und stark entwikkelt sind. Und darum sollten wir, Pioniere, aus dem Gedanken heraus in die Fremde gehen, daß wir nur ein Halt sind für die neue Generation, die hier geboren wird, die Jugend, die hier fester einwurzeln soll, weil sie an diesen Boden von Anfang an gewöhnt ist. Dies Land soll doch die Heimat unserer Kinder werden,

soll für sie geädert und bestellt sein. Und wenn man in dem Gedanken lebt, daß man eine Aufgabe für die Zukunft zu erfüllen hat, dann erscheint auch die Gegenwart, trotz Heimweh und Enttäuschungen, lebenswert!“

„Diesen Gedanken haben aber wenige.“

„Aber doch einige,“ meinte Frau Klein, „vielleicht im Innern sogar mehr, als wir denken.“

In der Lüre des Gartens erschien bei den letzten Worten ein Soldat und verlangte den Hauptmann zu sprechen.

„Ein Bote aus dem Süden,“ sagte Behsen.

Seine Behauptung fand Bestätigung.

Einige Minuten später trat der Hauptmann mit sehr ernstem Gesicht an die Hausfrau heran.

„Ich muß leider sofort aufbrechen, gnädige Frau,“ sagte er, „und auch meine Offiziere müssen mir folgen. Sie werden uns entschuldigen. Der Dienst ruft!“

Ehe noch Frau Klein fragen konnte, was geschehen, eilte der Hauptmann mit kurzer Verbeugung von dannen.

„Aufstand im Süden,“ ging es in der nächsten Minute von Mund zu Mund.

„Aufstand im Süden,“ rief man bestürzt und trennte sich eilig, um noch in der Nacht Näheres zu erfahren.

* * *

„Aufstand im Süden,“ bestätigte Klein seiner Frau, als er nach Ablauf einer Viertelstunde, während der auch er Erkundigungen eingezogen hatte, wieder ins stillgewordene Heim zurückkehrte.

„Ein Offizier und zwei Mann sind bereits gefallen,“

berichtete er seiner Frau, die aufgeregt seinen Worten lauschte.

Sie schauderte zusammen, es schien, als wolle sie nach dem Namen des toten Offiziers fragen. Man kannte hier ja fast alle, und es war doppelt schwer, von dem Tod eines Menschen zu hören, den man kennen und schätzen gelernt hatte. Sie zögerte mit der Frage.

Da nannte aber auch schon ihr Mann den Namen.

Es war der eines jugendlichen Offiziers, der oft bei Kleins zu Besuch gewesen.

Eine Weile schwiegen beide, sie merkten nicht, daß die Kerzen herabgebrannt waren, daß es rundum dunkel geworden, versenkten sich in Gedanken, die den Toten galt, denen, die voll Schaffensfreude ins Land gekommen, und die jetzt ruhten in fremder Erde, fern der Heimat.

„Sie sind im Dienst des Vaterlandes gefallen,“ sagte Klein plötzlich aus seinen Gedanken heraus.

„Im Dienst des Vaterlands, ja! Aber war es notwendig, mußten erst drei blühende Menschenleben geopfert werden, um die Unsicherheit der politischen Verhältnisse im Süden festzustellen? Konnte nicht vorher schon etwas geschehen?“

Der jungen Frau Lippen bebten, als sie die Worte sprach. Wieder fröstelte sie leicht zusammen und starrte mit entsetzten Augen auf die schweigende Nacht.

„Sieh', Kind,“ meinte der Assessor beruhigend, „wer hier ins Land kommt, muß mit der Möglichkeit zu rechnen verstehen, daß er die Heimat nie wieder sieht. Wir müssen Pioniere sein, die tapfer im Leben stehen; Pioniere, denen der Gedanke an das Vaterland das Höchste bedeutet. Sold-

Pionier, einer von denen, die, den Tod vor Augen, an deutsche Ehre denken, solch Mensch war der, der den Aufständischen zuerst zum Opfer fiel. Vielleicht hätte es verhütet werden können, vielleicht! Ich bin noch zu kurze Zeit im Land, um dies zu beurteilen. Mein innerstes Gefühl freilich sagt mir, daß die drei Tapferen Opfer der unregelmäßig gewordenen Verhältnisse sind, daß es nicht hätte soweit kommen dürfen! Man hätte mit dem unberechenbaren Charakter der Schwarzen rechnen müssen, hätte weisfichtiger sein sollen.“

Frau Klein mußte daran denken, in wie anderem Sinne sie noch kurz vorher im Gespräch mit Behsen das Wort „Pioniere“ gebraucht hatte.

„Ja, es waren hier nicht nur Pioniere der friedlichen Arbeit nötig, nein, auch Pioniere der mutigen Tat, die, wie in den Laufgräben einer belagerten Festung, als erste vorlaufen mußten und mit ihrem Leben das Gelingen des Ganzen erkaufen.“

Auch Klein brütete still vor sich hin.

„Die Zukunft,“ dachte er, „wird zeigen, wohin das gleichgültige Dahinleben in diesem Lande führt. Was sollte werden, wenn man, statt aus innerster Überzeugung zu handeln, wertlosen Redereien sein Ohr lieh? Wohin sollte es führen, wenn man den Eingeborenen dauernd Konzessionen machte, sie in ihrem Selbstbewußtsein unterstülzte?“

Er dachte an Behsen, der ihm oft schon gesagt, daß die hiesigen Zustände haltlos wären.

Ja, haltlos, man fühlte keinen sicheren Boden unter

den Füßen, man trat bei jedem Schritt vorwärts auf morsche Balken.

Jetzt war der erste dieser morschen Balken gebrochen, und die Lücke hatte eine schwindelnde Tiefe gezeigt, die gähmend drohte, und in die der ganze morsche, faule Bau hinabstürzen mußte, wenn nicht mit aller Kraft und mit geschickter Hand neue kräftige Stützen an Stelle der morschen eingefügt würden. Wie ein Kartenhaus erschien Klein die Kolonie, wie ein Kartenhaus, das nicht dem kleinsten Wind trocken konnte, das zusammenfallen mußte, wenn es nicht durch ein solides Steingebäude gedeckt wurde.

Und warum dies alles? Warum hatte man nicht von vornherein mit Verständnis gebaut? War es deutscher Pioniere würdig, eine Brücke zu bauen, die unter dem Gewicht der darüber Hinschreitenden einstürzte? Nein, und abermals nein! Potemkinsche Dörfer, gut, um dem Reichstag und den Steuerzahlern Sand in die Augen zu streuen, sonst nichts!

Klein schlug ärgerlich mit der Hand auf den Tisch.

„Billy,“ unterbrach die junge Frau sein Denken, „sag, war es notwendig? Ich kann jetzt nicht denken, aber mich quält dein Wort: Die Tapferen seien zur Ehre des Vaterlandes gestorben. Ich fühl' es mehr, als daß ich's klar beweisen könnte, daß sie Opfer der hier herrschenden Gleichgültigkeit geworden sind, Opfer von Verhältnissen, die dem deutschen Charakter der Zuverlässigkeit widersprechen!“

Nachdenklich hielt sie inne, stützte den schönen Blondkopf auf die Hand, während aus den tiefblauen Augen Tränen perlten.

„Die armen Mütter,“ schluchzte sie, „nicht einmal ein Grab bleibt ihnen, an dem sie versöhnende Tränen weinen können.“

Und sich fassend, gleichsam aufraffend, setzte sie fest, überzeugt hinzu:

„Es ist auf des Menschen Los, des Menschen Schicksal, daß er oft aus einem blühenden Leben herausgerissen wird. Ich verstand es auch erst nach langem Zweifeln und Bierzweifeln, warum unser Kind starb. Es sollte uns eine Prüfung sein, und du hast mir geholfen, sie zu tragen. Und sicher liegt auch in dem Tod der drei Tapferen ein tieferer Sinn, vielleicht werden wir den Sinn dieses Schicksals erst später begreifen.“

„Der Tod bedeutet uns eine ernste Mahnung,“ sagte Klein mit erhobener Stimme, „eine Mahnung, immer bereit zu sein, wo er uns auch trifft, ob in der Heimat, ob draußen in der Fremde. Wir müssen stets so leben, daß das Fazit unseres Leben nicht Null ist, daß wir dem Tod ehrlich entgentreten können und sagen: Komm nur, wenn's auch nicht viel ist, ich habe mein Teil Arbeit getan.“

Klein stand auf, seine sonst trüben, kurzsichtigen Augen leuchteten, und er sprach fast feierlich, fest weiter:

„Gerade aber hier in der Kolonie ist diese Pflicht, daß jeder sein Teil Arbeit vollbringe, ein eisernes, zwingendes Muß. Gerade wir Deutschen müssen hier stark sein, müssen unserem Handeln und unseren Worten ein hehres, sicheres Ziel stecken. Nicht Kleinlichkeiten sollen uns führen, nicht der Unverstand bürokratischer Simpelei, nicht das Jagen nach persönlichem Vorteil. Gerade unser eigenstes Ich müssen wir hier in den Dienst des Vaterlandes stellen,

um eine Lebensarbeit zu vollbringen, eine Lebensarbeit, die es lohnt, das Leben dafür einzusetzen. Das Jagen nach Außerlichkeiten, Titeln und Orden, pekuniären und persönlichen Vorteilen ist es, was ein Volk nicht groß werden läßt, was den Individualismus untergräbt und Sklaven-seelen züchtet. Aber die können nie etwas Großes vollbringen, nie frei, nie furchtlos sein! Und frei von Menschenfurcht müssen wir werden, stolze, feste Männer mit geradem Rücken und freiem Blick, dann wird es auch anders werden in der neuen Heimat, hier in Südwest. Dann werden wir allen Ereignissen entgentreten können, dann haben wir ein Recht, die Worte unseres größten Deutschen — Bismarcks — nachzusprechen: „Wir Deutschen fürchten Gott, und sonst nichts auf der Welt!“

Frau Klein reichte ihrem Manne die Hand: „So muß es werden!“

Zwölftes Kapitel.

An dem Ufer des Mosob-Reviers, da, wo dieses sich in wiederholten Biegungen durch die Ebene zieht, so daß es von weitem einer glänzenden, riesigen Schlange gleicht, stand unter einem mächtigen, breitästigen Akazienbaum ein Ochsenwagen.

Dicht am Wagen, von ferne von diesem kaum zu unterscheiden, befand sich ein Zelt.

Trotz der grausam herniederhengenden Sonnenstrahlen, die alles, was sich in ihren Bannkreisen befand, zu ver-

brennen drohten, glimmte unweit vom Zelt ein schwaches Feuer. Und rund herum lagen, zwischen schmutzigen Kochgeschirren, ungeöffneten Konservenbüchsen und leeren Flaschen einige schwarze Jungen, scheinbar schlafend.

In Wirklichkeit aber schliefen sie nicht. Einen Augenblick vorher hatten sie noch die Reste aus den Kochtöpfen genascht, und erst, als im Zelt ein Geräusch vernehmbar ward, sich schnell schlafend gestellt.

„Goddam,“ rief da eine Stimme, der man anmerkte, daß der Fluch nicht aus innerer Erregung hervorgestoßen wurde, sondern ein Gewohnheitsausruf war, „boys get up.“

Zugleich mit diesen Worten trat der Rufer aus dem Zelt heraus.

Die Eingeborenen zeichneten nicht auf den Befehl.

Da wandte sich der Sprecher zurück nach dem Zelt und meinte laut in gebrochenem Deutsch: „Will den Kerls Schnaps geben, Kerls schlafen aber!“

Ein lautes Gähnen war die Antwort aus dem Zelt, während die Schwarzen am Feuer wie elektrifiziert bei dem Worte „Schnaps“ aufsprangen und schleunigst die schmutzigen Kochgeschirre säuberten.

„Englisch Mann, feiner Mann, immer viel Schnaps und Tabak,“ wisperten sie dabei.

Der, dem diese Worte galten, lächelte befriedigt vor sich hin.

Er schien durchaus nicht erstaunt über die Wirkung seiner Äußerung, es hatte vielmehr den Anschein, als hätte er diese Wirkung seiner Worte vorher gewußt.

Er war ein mittelgroßer, dürrer Mann in kurzem Reitbeinkleid und hohen, lederen Gamaschen, die, trotz-

dem sie festgewickelt waren, immer noch locker saßen, da den dünnen Beinen jede Rundung fehlte! Auch der Oberkörper, der mit einem durchbrochenen, leinengewebten Hemd und einem leichten Khakirock bekleidet war, sahen nur aus Haut und Knochen zu bestehen.

Ganz anders freilich wirkte der Kopf.

Das Gesicht paßte durchaus nicht zu dem unentwickelten oder schwachen Körper.

In seinen Zügen lag etwas, das unbedingte Anerkennung verlangte, ein vollbewußter Ausdruck der Überlegenheit, der selbstbewußten Klarheit, nichts halbes, sondern ein ausgesprochenes Ganzes. Eine scharfe Adlernase ragte über den verkniffenen Mund, dessen Lippen gar nicht zu sehen waren, hervor, und das spitze Kinn bog sich etwas nach oben, während zwei stahlharte, graue Augen dem Kopf etwas Bornehmes verliehen hätten, wenn nicht manömal in ihnen ein heimtückisches Glänzen gelehrt hätte.

„Ready. for go?“ rief er wieder ins Zelt zurück, als drinnen ein Geräusch laut wurde, das ihm die Sicherheit gab, daß sein Gefährte aus dem Halbschlaf erwacht und aufgestanden war.

„Yes,“ kam die Antwort gedehnt zurück, und in der Aussprache dieses kleinen Wortes verriet sich ein Deutscher.

„Hurry up, time is money!“ versetzte der Engländer, indem er den aus dem Zelt tretenden Mann eingehend musterte.

Im gleichen Augenblick aber wurde seine Aufmerksamkeit von seinem Gefährten abgelenkt, da zwischen den am Revier stehenden Büschen ein Reiter erschien.

Auch der Deutsche folgte den Blicken seines Nachbarn.

„Der kleine Tom Hardt kommt!“ meinte er.

„Tom Hardt?“ fragte der Engländer.

„What kind, of man?“

Die beiden flüsterten eine Sekunde lang, dann schien der Engländer befriedigt.

Mit einem halb wohlwollenden, halb verächtlichen Lächeln meinte er: „You know!“ dabei zeigte er auf seine Brusttasche.

Der Deutsche schmunzelte.

Er kannte die Brusttasche und wußte, daß darin das Schedbuch des Engländers saß. Und dieses Schedbuch bedeutete soviel, wie bares Geld.

Gerade rechnete er aus, wieviel bei dem neuen Geschäft für seine Person abfallen könnte, als Tom Hardt herzukam.

„Herr Strömer, Sie hier? Ich denke, Sie sind im Süden?“ sagte Tom vom Pferd herunter, nachdem er höflich gegrüßt.

„Nicht mehr,“ entgegnete der Deutsche und blickte Tom erstaunt an.

„Wie der Junge sich verändert hat,“ dachte Strömer.

In der Tat war Tom Hardt seit dem Tode seiner Mutter nicht mehr der fröhliche, jubelnde Knabe, der sich über Welt und Menschen keine Gedanken machte und das Leben vom Standpunkt des Kindes beurteilte. Er war durch den Schmerz, der mitten in seinem glücklichen Kindheitsdasein über ihn gekommen, gereift und in das Stadium des Menschen eingetreten, in dem man den vollen Ernst des Lebens zu begreifen beginnt.

Und diese Wandlung des inneren Menschen machte

sich deutlich in seinen Zügen. Es sprach in diesen etwas, was an den alten Peter Hardt mahnte.

„Ich hab' eine einträglichere Stellung gefunden, ein Geschäft ohne Mühe, aber mit goldenem Boden,“ nahm Strömer endlich das Gespräch wieder auf und veranlaßte Tom, einen Augenblick vom Pferde zu steigen.

Der Engländer trat zu den beiden.

„Mr. Tom Hardt, Mr. James Berkley,“ stellte Strömer vor.

Tom blickte betroffen von Strömer zu Berkley, überlegte eine Minute, und nahm die Aufforderung des Engländers, einen Schluck „Soda und Whisky“ zu trinken, an.

Tom entsann sich, daß der Vater in letzter Zeit verschiedene Male von einem Mr. Berkley gesprochen, es fiel ihm ein, wie Hanns von Dürren geäußert, daß der Engländer Eingeborene für das Kapland anwerben wolle und dies ein großer Schaden für die Kolonie sei, daß man mit allen Mitteln die Eingeborenenausfuhr verhindern müsse.

„Vielleicht kann ich genaues über des Engländers Pläne erfahren, und dann könnte Vater diese Pläne vielleicht vereiteln,“ dachte er.

„Sie wollen hier wohl längere Zeit bleiben?“ fragte Tom den Engländer.

Berkley zuckte die Achseln. „Bis ich erreicht, was ich will,“ entgegnete er in ziemlich richtigem Deutsch.

„Unsere Arbeit hier wird erschwert durch Warnungen, die den Kapitänen zugegangen,“ fiel Strömer ein, „in diesen Warnungen heißt es, die Kapitäne sollten uns keine Leute geben, da . . .“

Berkley warf Strömer einen Blick zu, der soviel be-

deuten sollte, als: halt dich nicht bei unnützen Vorreden lange auf.

Strömer verstand den Engländer und fuhr fort:

„Na, kurz und gut, wir brauchen noch mehr Weisheit, die verstehen, mit Eingeborenen umzugehen, die Hereros anwerben.“

Tom äußerte nichts.

Strömer aber glaubte seinen Zweck schon halb erreicht. „Wie wär's, wenn Sie, Herr Hardt,“ sagte er, „uns behilflich sein würden? Geld spielt keine Rolle. Mr. Berkley ist ein freigebiger Mann, und die Trufts unten in Britisch Südafrika sparen nichts, wenn's gilt, etwas zu erreichen.“

Berkley machte sich bei den Worten Strömers gelegentlich mit seiner Briestafche zu schaffen.

„Cash down, Tell him,“ flüsterte er Strömer zu.

Dieser fand aber keine Zeit, die Worte zu übersehen, und es wäre auch unnötig gewesen. Tom hatte bei seinem Vater die englische Sprache genügend erlernt, um die geglästerte Redewendung zu verstehen.

Er sprang darum auch sofort auf, empfahl sich mit kurzem Dank gegen Berkley, warf Strömer einen Blick voll Entrüstung und Verachtung zu und ritt davon.

„What 's now?“ stieß Berkley hervor.

Strömer sah etwas verlegen vor sich hin, die letzten Worte Tom Hardts hatten ihm doch zu denken gegeben.

Er hatte deutlich gehört, wie dieser beim Aufsteigen gesagt:

„Ich dachte, daß wir Deutschen zu gut sein sollten, um in Diensten fremder Gelder dem eigenen Vaterland zu schaden.“

„Grüner Junge,“ brummte Strömer empört.

Auch Berkley waren Toms Worte nicht entgangen, sie schossen ihm durch den Kopf.

Er glaubte zu ahnen, daß diese Worte nicht dem Knabengehirn entsprungen, daß sie vielmehr gehört und aufgenommen waren. Trotzdem meinte er, daß Tom ein gewedter Kopf sein müsse, da er die Worte an richtiger Stelle gebraucht.

Etwas wie Anerkennung kam in Berkley auf, Anerkennung, die er hier im Land nur wenigen zollte, die er kennen gelernt.

Aber zugleich überlegte er, wie selbst die Deutschen, die ein tiefes Vaterlandsgefühl haben, nicht verstehen, sich durchzusetzen.

Er blies den Rauch seiner kurzen Pfeife von sich, sah auf Strömer und meinte etwas gelangweilt:

„Ihr Deutschen bleibt euch immer gleich! Entweder seid ihr stolz, und dann seid ihr unpraktische Träumer, jagt unerfüllbaren Idealen nach, oder ihr besitzt kein Selbstgefühl, und dann tut ihr für Geld alles — nur des Gewinnes wegen.“

Strömer wollte erwidern, aber der Engländer schnitt ihm in aller Ruhe das Wort ab:

„Schlau seid ihr nicht! Ein Engländer hätte an dieses Hardts Stelle sich erst einverstanden erklärt, alles mit angehört, und dann sich losgesagt!“

Strömer zuckte leicht die Achseln und meinte, spöttisch den Mund verziehend:

„Der Junge ist noch zu grün! Aber es gibt doch auch andere unter den Deutschen, die die Welt zu nehmen wissen.“

Berkley hatte den Einwurf überhört oder ihn nicht beachten wollen, er überging ihn einfach und verfolgte seinen Gedankengang weiter.

Plötzlich sagte er wieder in der ihm eigenen kühlen aber etwas fremd klingenden Ausdrucksweise:

„Das große Deutschland, ich kenne es nicht, nur die Deutschen, die hier im Lande sind. Aber viel ist da nicht dran, fast keiner, den man mit Recht Gentleman nennen kann. Vielleicht wird der Junge mal einer! Die Mehrzahl ist good for nothing! Die einen sind getrieben von Habgier und Eigendünkel, die anderen verschlossen, verbittert, die dritten entflammt in Begeisterung und durchdrungen von gutem Willen, und nur einzelne, nur der verschwindendste Teil sicher und fest, bestimmt und reiflich abwägend. Diese gerade aber will die Masse hier unterdrücken, diese laßt ihr Deutschen nicht hochkommen. Nur keine Individualität, und doch sind es gerade diese, vor denen der Engländer mit Überzeugung den Hut abnimmt.“

Strömer hatte das unklare Gefühl, als hätte sein Gesprächspartner ihn eben beleidigt, als hätte Berkley mit seinen Worten ihn persönlich treffen wollen. Einige Augenblicke lang überkam ihn eine Empfindung für die Niedrigkeit seines Tuns, er fühlte, daß Berkley ihn zwar ausnützte, aber den Menschen in ihm verachtete. Gleich aber bedachte er wieder alle Vorzüge seiner jetzigen Stellung, und dieser Gedanke übertönte das letzte Gefühl, das Gefühl, welches manchmal selbst in verkommenen Existenzen jäh erwacht, ein Gefühl für Recht und Unrecht.

„Geld,“ dachte Strömer, „Geld regiert die Welt!“

Berkley hatte seinen Gesprächspartner scharf beobachtet. Kein

Gedanke Strömers war ihm entgangen. Er wußte genau, was in dem Inneren Strömers vorging, wußte, was alle besseren Gefühle verdrängte.

Die Macht des Mammons!

„Woll,“ stieß Berkley hervor, seine grauen, lauernden Augen streiften mit einem verachtungsvollen Lächeln Strömer.

„Ready?“

„Ja.“

Strömer fiel es auf, daß der Engländer plötzlich wieder seine Muttersprache gebrauchte. Er blickte einigermaßen befremdet sein Gegenüber an.

Und Berkley wußte sofort, was Strömer eben gedacht.

„Ich spreche nur deutsch, wenn ich fürchte, sonst von Ihnen nicht verstanden zu werden,“ sagte er leichtthin.

Dann setzte er die nur halbgeleerte Whiskyflasche ans Feuer. „That 's for you, boys!“

Die Jungen wollten ihm danken, aber er machte eine abwehrende Bewegung und ging, gefolgt von Strömer, der nahen Hererowerft zu.

Auf halbem Weg jedoch trat ihnen der alte Kapitän mit seinen Getreuen bereits entgegen.

Es waren große, imponierende Gestalten mit kräftiger Muskulatur und scharfgeschnittenen Gesichtern.

Berkley beobachtete die Haltung der Eingeborenen, und sein geübtes Auge erkannte sofort, daß die Hereros mißtrauisch, lauernd waren, zugleich überlegte er, wie er wohl am leichtesten sein Ziel, seinen Zweck erreichen könne.

Da fing auch schon der Kapitän in schnellem, gereiztem

Herero zu sprechen an. Als er geendet, wollte Strömer übersehen.

Aber Berkley winkte ab, der Hauptinhalt der Rede war ihm klar geworden.

Tom Hardt war nach der Werft geritten, hatte den Kapitän gewarnt, und dieser hatte sich warnen lassen.

„Du willst Leute von mir haben, die mit dir nach dem Kapland gehen! Sie sollen für dich dort unter der Erde arbeiten, ich aber gebe dir keine!“ übersehte jetzt, als der Kapitän zu sprechen fortgefahen, Strömer.

„Der kleine Mister hat mir gesagt, ich sollte deinen Worten nicht glauben, und ich glaube ihnen nicht, weil ich dem Mister glaube!“

„Allright,“ sagte Berkley, als Strömer zu Ende überseht. Er hielt den unheimlich blidenden Augen der Hereros ruhig stand, kein Zug in seinem Gesicht verriet auch nur die kleinste Mißstimmung.

Nach einer kurzen Pause zog er Strömer leicht zur Seite und tuschelte mit ihm einige Worte.

Strömer zuckte zuerst wie unter einem Peitschenschlag zusammen. Eine Minute schien es, als wollte er auf und davon laufen.

Berkley verlor kein Wort weiter. Er zog nur langsam mit einer gewissen Vorbedacht seine Portefeuille heraus und sagte nach einer Weile in trockenem Geschäftston: „How much?“

Die Blicke der beiden Männer kreuzten sich, dann kam Strömer näher heran, wie angezogen von einem Magnet, wie bezwungen von einer Macht, und diese Macht hieß Geld!

„Allright,“ sprach Berkley ebenso trocken wie vorher und steckte, nachdem er Strömer ein Papier gegeben, sein Portefeuille wieder ein.

Eilig lief Strömer nach dem Wagen und kam mit einigen Konservenbüchsen und einer Flasche Schnaps wieder.

Berkley brach eine der Konservenbüchsen auf und hielt sie dem Kapitän hin.

Es waren Gewehrpatronen darin. Dann hob Berkley zweimal beide Hände, der Kapitän nickte zufrieden.

Auch die Flasche öffnete der Engländer, reichte sie den Hereros und sprach dann weiter.

Diesmal übersehte Strömer leise, beinahe flüsternd, als ob eine zweite Stimme in seinem Innern ihm Schweigen geböte.

Nach und nach aber sprach er lauter, fester. Die andere Stimme war überdönt, die Stimme der Pflicht, des Ehrgefühls schwieg, für immer.

Der Kapitän und seine Leute hörten staunend. Ihre Mienen wurden immer zufriedener, erregter, strahlender.

„Dzondhembo — Gewehre, Oviyumba — Munition, Omavinu — Wein!“ riefen sie durcheinander.

„Klar?“ frug Strömer.

Ein begeisterter Redestrom des Kapitäns belehrte die beiden Weißen, daß sie den beabsichtigten Zweck erreicht hatten.

Noch ein kurzes Hin- und Herfragen, und der Kapitän versprach, am nächsten Morgen zwanzig stramme Hereros zu bringen — gegen Belohnung!

Berkley wußte, daß der Alte Wort halten würde.

Am Abend aber schon bestätigte sich des Engländers Annahme.

Der alte Kapitän hielt Wort, und Berkley löste das seine ein.

Dreizehntes Kapitel.

Die Sonne stand bereits tief im Westen und lugte nur noch als verschwindend kleines, feuerrotes Segment über den Bergen hervor, als Tom Hardt sich dem väterlichen Hause näherte.

Ab und zu fiel noch ein Strahlen über die weite Fläche, Licht und Schatten spielten, wie Kinder spielen, bald sich verstedend, bald auf Augenblicke hervorkommend, wie kleine, winzige Spitzgeisterchen huschten sie über die Berge, und silbernen Fäden gleich glänzten feine Spinnwebfäden in den Bäumen.

Tom, den sonst die Natur mit all ihren Reizen zu fesseln verstand, der oft überraschend klar das Leben, das feinste Treiben der Natur beobachtete, ritt heute teilnahmslos dahin.

Seine Gedanken beschäftigten sich mit den Erlebnissen des Nachmittags.

Er merkte nicht einmal, daß den Weg entlang zwei Gestalten wandelten und auf ihn zukamen; erst als sein Pferd stehend zusammenfuhr, und er es mit kräftiger Hand an den Zügel nehmen mußte, sah er wie betroffen auf.

„Hanns und Maria!“ sagte er und reichte beiden vom Pferd herunter die Hand.

„Ist etwas passiert, Tom?“ fragte Hanns von Dürren, „du siehst ja ganz geistesabwesend aus?“

„Hast du Schlechtes vom Viehposten zu melden?“ fragte Maria weiter, „oder,“ sie faßte Hanns' Hand, „oder droht ein neuer Aufstand?“

„Nein, nichts von alledem,“ antwortete Tom endlich, „der Südaufstand genügt ja auch. Ich traf nur ganz zufällig Strömer und dessen neuen Brotherrn, Mr. Berkley.“

„Und was weiter?“ forschte Hanns.

„Ach, das ist eine lange Geschichte,“ stieß Tom erregt hervor, „ich erzähle sie Vater und euch beim Abendbrot.“

„Tom, spann' uns doch nicht so lang auf die Folter,“ meinte Maria bittend.

„Nein, nein, jetzt kann ich's nicht erzählen, laßt mich erst mein Pferd absatteln und mich umziehen.“

„Ja, Tom, du hast recht,“ erwiderte Dürren.

Tom ritt dem Haus zu, sattelte ab und verschwand in der Tür seines Zimmers.

Hanns und Maria sprachen noch eine Weile über den Bruder, dann lehrten aber ihre Gedanken wieder zu den eigenen Erlebnissen zurück, zu den Erlebnissen, die nicht durch äußere Vorfälle bedingt, vielmehr zu den Erlebnissen des Herzens.

Ein leichter Wind umwehte die Gegend, die Sonne verschwand völlig hinter den Bergen, und die Dunkelheit war hereingebrochen.

Hanns senkte den Blick und versuchte die Züge seiner

Braut zu unterscheiden, in ihnen, wie stets, sein Glück zu lesen.

Aber es gelang ihm nicht bei der nächtlichen, sternlosen Finsternis, und so faßte er nur ihre Hand, auch das schien ihm Glücks genug.

Je näher er dem tiefen Wesen Marias kam, desto größer war seine Liebe für sie.

Es war so ein stilles, wortloses Verstehen zwischen diesen beiden jungen Menschen, ein gemeinsames, gleichmäßiges Begreifen der sie umgebenden Welt.

Hanns kam es manchmal vor, als hätte erst mit dem Tag seiner Verlobung, oder wohl auch schon mit dem Tag, an dem Marias Spiel sein Inneres erschütterte hatte, sein Leben begonnen, sein wirkliches Leben.

Bis dahin war es nur ein Scheinleben, ein Aufgehen in Kleinlichkeiten, ohne Erfassen des Großen im Leben gewesen, eine Leere, in die kein Licht fiel, die dumpf und hohl die geistigen und seelischen Fähigkeiten tötete.

Er verstand erst jetzt, daß man die Seele wie eine Blume pflegen mußte, damit sie aufnahmefähig wurde.

Marias Wesen war grundverschieden von dem anderer Mädchen, viel anspruchsloser, und doch wieder viel differenzierter, und so war auch ihre Liebe.

Es bedurfte vieles Nachdenkens, ehe man das innerste Wesen des jungen Geschöpfes ergründete, ehe man die feinsten Regungen dieses Herzens verstand.

Hanns empfand, daß sie wie eine Mimose war, die ihre Blättchen schließt vor unzarter Berührung.

Ihm erschien auch seine Liebe zu ihr wie eine seltene Blume, die man lange suchen muß, wie eine Blume, die

nur dem sich leise öffnet, der ihren tiefsten Sinn ergründet, der versteht, sie zu hüten, sie zum Blühen zu bringen, ohne den zarten Hauch des Taues ihr zu rauben.

Und weil er das verstand, weil er dieses reiche, reine Herz, das so klar wie ein heller Gebirgsbach, den kein Stäubchen trübt, begriff, darum gehörte ihm auch wortlos ihr ganzes Wesen an, ganz und voll, ohne Frage, ohne Zweifel, als sei es so, weil es nicht anders sein könne.

„Wenn du erst ganz mein bist, Maria!“ flüsterte Hanns mitten aus seinen Gedanken heraus.

„Die Zeit wird vergehen,“ meinte Maria leise, „wir müssen sie dem Vater lassen, damit er sich an den Gedanken gewöhnt, mit Tom allein zu sein.“

„Ja, das müssen wir, auch wenn Vater es nicht verlangt,“ entgegnete Hanns ruhig, aber traurig.

Nach einem Augenblicke sprach er mit leichtbedeckter, bewegter Stimme weiter:

„Siehst du, Maria, trotzdem denke ich oft an die Zukunft, ich möchte in sie hineinsehen können. Sie ist aber so dunkel wie die Nacht, die uns heute umgibt, wir können den Schleier, der sie von der Gegenwart trennt, nicht lüften, wir können nicht sagen, was der Morgen bringt, wenn rund um uns noch düstere Nacht ist. Aber wir ahnen manchmal die Zukunft, hören in unserem Inneren eine mahnende Stimme, die da ruft: Nützt die Zeit aus!“

„Kommt ihr nicht zum Abendbrot?“ rief Toms Stimme von der Veranda her.

Maria und Hanns eilten ins Haus und traten mit Tom zugleich ins Zimmer, wo der Vater schon ihrer wartete.

Peter Hardt hatte seit dem Tode seiner Frau rastlos an dem begonnenen Arbeitsfeld weitergeschafft. Das ganze Farmanwesen ging in den gleichen Bahnen, wie zu Lebzeiten Frau Hardts weiter.

Nur der Sterbetag und der Tag darauf, an dem die Mutter der kühlen Erde anvertraut worden war, hatten den gleichmäßigen Gang der Arbeit unterbrochen, diese beiden Tage waren, seit Peter Hardt in der neuen Heimat angelangt, die einzigen Feiertage, Feiertage, die kein Wort gestört, Feiertage, die dem Andenten der Mutter geweiht, Feiertage der Seele. Aber von diesen ruhigen Stunden ging ein Gefühl der Klarheit auf die folgenden Zeiten über, so sehr, daß manchmal, mitten in der Arbeit, es Peter Hardt schien, als seien auch die Arbeitstage Feiertage, als gäbe es eine Stelle in seinem Innern, die von keinem Vorfall in der Welt berührt würde, die ein eigenstes, allein stilles Dasein führte, eine Stelle, die für das Leben tot, die ein zweites nichtmenschliches Leben führte und die ihm verhalf, stark im wirklichen Leben zu bleiben.

Tom erzählte beim Abendbrot kurz und klar, was er erlebt.

„Ich bin auf die Werft geritten,“ fügte er dann hinzu, „habe mit dem Kapitän gesprochen und ihm gesagt, er solle keine Leute dem Engländer mitgeben.“

Er wartete nach diesen Worten auf eine Entgegnung, als der Vater aber nur forschend zu ihm hinsah, fuhr Tom fort:

„Ich glaube, es tun zu müssen, Vater, glaube in deinem Sinne zu handeln!“

Peter Hardt erstaunte über Toms Worte. Es wurde

ihm mit einem Male klar, daß Tom aufgehört hatte, Kind zu sein. Er empfand, daß die kindliche Phantasie Toms einem klaren Denken gewichen war, und zwar einem Denken, das sich dem seinen näherte.

„Du hast recht getan, Tom,“ äußerte der Vater nach einer Pause, „die Eingeborenen, die der Engländer zu seinen Zwecken anwerben will, brauchen wir selbst, denn nur die Hereros werden als Arbeiter gehen, die auch arbeiten können und wollen, sicherlich nicht diejenigen, die hier den Tag mit Schlafen, Trinken und Faulenzen zubringen. Diese letzteren könnten wir entbehren, es wäre sogar als eine Wohltat anzusehen, wenn wir die aus dem Lande entfernen könnten; denn wer nur seinem Vergnügen lebt, kommt auf böse Gedanken. Anders steht es mit den arbeitssamen Hereros. Man spricht im Lande und man schreibt es nach Deutschland, daß hier Minen in Betrieb gesetzt werden sollen; dazu gebrauchen wir aber Arbeitskräfte, und diese müssen wir bei den Hereros suchen. Es liegt etwas Inkonsequentes in der Erlaubnis der Eingeborenenausfuhr, wenn wir in der nächsten Zeit schon Arbeiter selbst benötigen.“

Peter Hardt hielt einen Augenblick nachdenklich inne, dann fuhr er mit gedämpfter Stimme fort:

„Überhaupt sollte man sich hüten, die Hereros fremden Einflüssen anzuvertrauen! So starrköpfig sie auch manchmal sind, ebenso wankelmütig sind sie oft wieder.“

„Der Kapitän hat mir bestimmt versprochen, keine Leute dem Engländer zu geben,“ unterbrach Tom.

„Die Hereros versprechen viel und halten wenig,“ warf Hanns ein.

„Und mit dieser Tatsache sollten wir rechnen,“ versetzte Hardt.

„Hier im Land rechnet die Masse aber nicht mit Tatsachen, lieber Vater,“ erwiderte Dürren, „nur einige wenige, und die werden in ihrem Mahnen übertönt.“

„Ja,“ Peter Hardt nickte zustimmend mit dem Kopfe, „der Aufstand im Süden ist der deutlichste Beweis, und wenn es so weiter geht, dann werden dem einen noch mehrere Beweise folgen. Es kommt mir oft vor, als ob viele im Land blind wären, zu gleichgültig auch, um aus ihrem Handeln die nötigen Konsequenzen zu folgern.“

Tom war während dieser Worte zum Fenster gegangen, um die frische Abendluft hereinzulassen.

Er blickte hinauf zum sternlosen, dunklen Himmelsgewölbe.

Da gewahrte er plötzlich einen feuerroten Schein am Firmament, und fast zu gleicher Zeit drang in regelmäßig wiederkehrenden Absätzen fernes Geschrei, Singen und Loben durch die stille Nacht.

Auch Hanns von Dürren vernahm es.

„Die Hereros auf der nahen Werft feiern,“ sagte er unruhig.

„Sie werden von Berkley Geschenke bekommen haben,“ fügte Maria hinzu.

Tom starrte aufgeregt den Vater an.

„Der Kapitän hat sein Wort gebrochen? Sicher!“

Hanns von Dürren holte seinen Hut. „Ich werde sehen, was die Herero treiben!“ Von Tom gefolgt, eilte er hinaus.

Als die beiden von dem sie umgebenden Nachtdunkel

plötzlich in den Kreis des Lichtscheins auf der Werft traten, bot sich ihnen ein unheimliches Bild.

Inniten einer Schar von Frauen und Männern lohte ein flammendes Feuer, genährt von unzähligen, trodenen Ästen und morschen Baumstämmen zum Himmel empor.

Einige halbnaakte, nur mit einem winzigen Schurzfell bekleideten Kinder standen am brennenden Holzstoß und schürten das Feuer.

Die glimmenden Äste schienen, von den Flammen erfaßt, sich emporzureden, hoch in die Luft wurden sie züngelnd getragen, um erst als glühende Asche zusammenfallend den Boden wieder zu berühren.

Rund um das Feuer herum bildeten jugendliche Männer und Frauen einen Kreis, der langsam in wiegendem Tanzschritt sich bewegte, und ab und zu könnte aus dem gleichmäßigen, eintönig abgestimmten Gesang der Tanzenden ein wilder, zügelloser Aufschrei, der wie der Schrei eines wilden Tieres klang und gräßlichen Widerhall in den Bergen fand.

An den niedrigen Lehnpontons saßen vereinzelt einige Frauen im Nationalkostüm, die schweren Eisenringe um die Fußgelenke und den hohen, dreizackigen, perlgestickten Lederkopfpfütz auf dem höherhobenen Haupt.

Sie starrten wie geblendet in das lodernde Flammenmeer.

Hanns von Dürren staunte die verzerrten Züge dieser Frauen an. Aus ihnen sprach ein wilder Fanatismus, etwas, was ihm, der schon oft den heidnischen Festen der Hereros beigewohnt hatte, bisher nie aufgefallen war.

Er deutete es als ein ungezügeltcs Verlangen nach Freiheit!

In einer Ecke aber saß die Lieblingsfrau des alten Kapitäns.

Tom und Hanns erkannten sie an den verfallenen Gesichtszügen und den unheimlich leuchtenden Augen.

Sie wußten, daß es die alte Frau des Kapitäns war, ohne daß sie auf die reichere, von den übrigen Kostümen der Frauen sich durch größere Kostbarkeit auszeichnende Tracht zu sehen brauchten.

Um die alte Frau herum gruppirtcn sich Männer und Frauen, christliche und heidnische, und schienen ihrer Erzählung zu lauschen.

Es mußte ein Märchen sein, das sie eintönig wiedergab, aber ein Märchen, das lange geschlummert hatte und dessen Inhalt die Zuhörer fesselte.

Ab und zu sprachen sie im Chor die Worte der Alten nach, murmelnd, als scheuten sie noch den lauten Ton, aber zitternd vor wilder Erregung.

Und die alte Frau schien sich der Wirkung ihrer Erzählung voll bewußt, in ihren Augen funkelte es wie Haß, und die dünnen, knochigen Arme mit den breiten Stahlsparngen griffen geisterhaft in die Luft, als wollten sie nach einem Zeichen deuten. Die langen Perlketten an ihrem Hals zitterten unter den schweren, kurzen Atemzügen der mageren, verwelkten Brust.

Ihr Gesicht aber bekam nach und nach einen prophetischen Ausdruck, als sei das, was sie gesagt, in ihr entstanden, und als glaubte sie selbst an ihre Worte.

Die hageren Wangen hatte sie mit Ockererde bestrichen und mit Fett eingerieben, sie glänzten widerlich, ekelhaft. „Sie haben auch geschlachtet,“ sagte Tom leise zu Hanns, „die Frauen sind alle mit Fett beschmiert!“

Hanns nickte nur und betrachtete schweigend das Bild vor seinen Augen.

Ein Gedanke kam ihm, ein fürchterlicher Gedanke, der sich nicht unterdrücken ließ.

„Komm, wir wollen zurück nach dem Haus gehen,“ sagte er, Toms Arm erfassend.

Er warf noch einen kurzen, raschen Blick auf die mit Dornheden umzäunte Werft, auf den alten Kapitän, der versunken ins Feuer starrte, und zu den Worten seines Sohnes, eines getauften Hereros, nur den Kopf wiegte und den Anschein erweckte, als sei er von höheren Mächten beeinflusst.

* * *

„Wie steht's auf der Werft?“ fragte Peter Hardt, als Hanns und Tom zurückkehrten.

„Ich muß in Windhut sofort von der Stimmung der Hereros Bericht erstatten,“ sagte Hanns statt näherer Antwort.

„Willst du nicht lieber mit Behsen sprechen?“ fragte Maria.

„Auch Behsen werde ich benachrichtigen, aber er hat keinen Menschen zur Verfügung, um das ganze Hereroland zu schützen.“

„So wird es dir, Hanns, also auch verständlich,“ forschte der Vater, „daß die Truppenmacht nicht verringert

werden darf, daß man für den Südaufstand neue Mannschaften aus Deutschland kommen lassen muß und die, die bis jetzt im Norden gestanden, nicht entfernen darf?“

„Ja,“ entgegnete Dürren, „ich habe heute den Eindruck gewonnen, als bereite sich unter den Hereros eine ernste Bewegung vor, als ständen sie unter dem Einfluß einer inneren Macht, deren Regungen wir erlöschten glaubten, die aber nur geschlummert haben.“

„Du meinst, in ihnen sei der alte Haß gegen ihre Unterdrücker wieder erwacht?“

Peter Hardt sah still vor sich hin, dann fuhr er fort:

„Es steckt in dem Volk der Hereros noch viele, unverbrauchte Kraft. Wir haben sie nicht zu nützen gewußt, obwohl es ein leichtes gewesen wäre, diese Kraft an richtiger Stelle zu verwerten. Nun wird sie vielleicht erwachen zu unserem Schaden.“

„Wie gut, daß es unter den Hereros so viele Christen gibt, sie werden uns schützen, wenn einmal Gefahr drohen sollte!“ sagte Tom in eine Pause hinein.

„Nein, Tom,“ entgegnete Hanns, „der Herero steht, auch wenn er Christ, noch unter dem Einfluß des Heidentums. Die Macht des heidnischen Gedankens ist nicht gebrochen, sie lebt in den Gemütern der Eingeborenen fort. Das Christentum bedeutet für die meisten Hereros nichts als einen Luxus, mit dem man sich umgibt, der aber das Innere kalt läßt. Sahst du nicht, daß auch alle Christen auf der Heidenwerft versammelt waren heute abend?“

Tom nickte zustimmend.

„Der Übergang vom Heidentum zum Christentum ist

zu rasch gekommen,“ warf der Vater, Hanns' Gedanken- gang weiter verfolgend, ein, „es ist das gleiche, als wenn ein Mensch, der arm und hilflos, plötzlich das große Los zieht. Er ist nicht gewöhnt, mit Geld umzugehen, und wird sich all das anschaffen, was er nicht braucht. Anders ein Mensch, der nach und nach erwirbt, erwirbt durch eigenen Fleiß, er wird dann das mühsam Erworbene richtig anwenden, wird weitererschaffen.“

Peter Hardt ließ seine Gedanken weitergehen, aber er äußerte sie nicht, sie schienen ihm noch nicht spruchreif.

Er war ein Mensch, der sich, bevor er sprach, genau das Für und Wider seiner Worte überlegte.

Der Gedanke, daß die Herero nicht reif genug seien, um das Tiefe im Christentum zu erfassen, war ihm schon öfters gekommen. Er glaubte überhaupt, daß man in erster Linie den Charakter des Eingeborenen eingehend studieren müsse, ehe man versuchte, denselben zu beeinflussen.

Gewiß, die Missionare lebten mitten unter den Eingeborenen, viele schon seit langen, langen Jahren, aber Peter Hardt schien es, als lebten sie nicht in einer Wirklichkeitswelt, sondern in einer Welt, die ihre Vorstellung sich geschaffen.

Viele unter den Missionaren schienen von der Idee befangen, daß es gälte, den Eingeborenen auf alle Fälle zum Christentum zu führen, und daß mit diesem Schritt der ganze Charakter des Bekehrten sich mit verwandle. Sie übersahen, daß es sich hier nicht um ein schon in sich fertiges, gefestigtes Volk handelte, sondern um eine Schar von Halbwildern, von Menschen, die weder völlig unberührt noch in einem Naturzustand lebten, noch zivilisiert

genug waren, um die höchsten Ideen des Christentums ohne lange stetige Vorbereitung zu erfassen. Peter Hardt glaubte, daß man erst das innere Empfinden der Heiden dem eigenen Verstand greifbarer machen müsse, ehe man sich an die große Aufgabe wagte, dieses Empfinden in neue Bahnen zu lenken.

„Besser keine Religion, als eine mißverständene, verworrene Religion,“ dachte Hardt und grübelte weiter.

Hanns von Dürren aber quälten andere Gedanken.

In wenigen Tagen schon mußte er fort. Man hatte ihn des Südaufstandes wegen eingezogen.

Dann war Maria allein, und wer wußte, wie lange es dauern würde, ehe er wiederkam.

Ihn beschlich eine dumpfe Angst vor der Zukunft. Der Gedanke, der ihm heute auf der Werft aufgekommen, wollte nicht weichen. War es denn so unmöglich, daß auch die Hereros den Plan eines Aufstandes erwogen, besonders jetzt, wo die Möglichkeit eines Erfolges durchaus nicht ausgeschlossen? Wo man die Truppen, die zum Schutze der Ansiedler hierhergestellt, kurzerhand nach dem Süden beorderte? Und dann auch noch Leute ins Land ließ, die nicht genügende Sicherheit boten, um den Gedanken an Verkauf von Munition und Gewehren als unmöglich voranzusehen?

Man gab sich wieder nur Täuschungen hin, bedachte nicht die Tragweite des Südaufstandes, bedachte nicht den Charakter der Schwarzen, deren Mut durch einen kleinen Funken entfacht werden konnte.

Maria, die Hanns' Gedanken erriet, hatte ihn stumm

gewähren lassen in seinem Grübeln. Nun aber drückte das lange Schweigen sie allzu sehr.

Sie strich leise über seinen Kopf, wie tröstend, beruhigend.

Die Berührung ihrer weichen Hand tat Hanns wohl, er sah auf und lächelte ihr zu.

„Arme Maria! Mir wird das Fortgehen so schwer!“ flüsterte er.

„Du kommst wieder, Hanns,“ meinte sie leise, „Gott wird dich schützen.“

Ihre Stimme war von verhaltenen Tränen, wie erstickt, aber sie blieb stark.

Hanns mußte ja fort, das Vaterland rief, da gab es kein Sträuben, nur ein Gebet, daß Gott ihn bald zurückführen möge.

Unwillkürlich faltete sie die Hände.

„Gott behüte dich,“ sprach sie kaum hörbar.

Und Hanns nahm diese Hände und küßte sie, still, wie in Andacht.

Auf der Werft aber war es ruhig geworden, und der Widerschein des Feuers am Himmel war erloschen.

Vierzehntes Kapitel.

„Ich sage Ihnen, es ist so, und wird durch all Ihre Reden nicht anders!“

Distriktschef Behsen lief bei diesen Worten erregt in seinem Privatstudierzimmer auf und ab.

Nach einer Weile blieb er vor seinem Gast, Regierungsrat Bumm, der, aufgelöst von der Hitze, in halb- liegender Stellung auf dem Sofa saß, stehen.

„Bitte, lesen Sie diesen Brief!“

Behsen zog aus seiner Tasche ein Kuvert hervor und reichte es Bumm.

Mit einem Stöhnen richtete sich der Regierungsrat hoch, nahm den Brief und las ihn.

„Ah, von Dürren, ein hohler Kopf! Paßt wohl seine Einberufung nicht?“ versetzte Bumm mit einer affektiert lässigen Handbewegung, als er den Brief zu Ende gelesen.

„Das kommt hier alles nicht in Betracht,“ sagte Behsen scharf, „was Dürren mitteilt, sind Tatsachen!“

„In seinem liebenden Gehirn entstanden,“ lachte der andere auf. „Sie wissen doch, Verlobte sind meistens nicht normal.“

Behsens Züge überlief ein Schatten. Der Tonfall seiner Stimme klang etwas rau und gepreßt, als er jetzt antwortete:

„Ich sagte Ihnen schon, daß Dürrens Brief nur die Bestätigung dessen ist, was ich selbst gemerkt, was mir täglich klarer wird.“

„Mensch, Sie sind zum Verrücktwerden,“ unterbrach Bumm, aufspringend, „ich danke Ihnen für Ihre Gastfreundschaft, wenn Sie Ihre Gäste während der größten Mittagshitze aufregen. Hier komme ich ja von Kräften!“

„Zum Starkwerden ist diese Zeit nicht geeignet,“ gab Behsen zurück und blickte ironisch auf den dicken, behäbigen Mann, „übrigens ist es jetzt längst abend. Und das, was ich Ihnen gesagt, durfte keinen Aufschub erleiden. Ich hoffe, Sie werden meine Vorschläge gütigst in Erwägung ziehen und in Windhul in diesem Sinne handeln.“

Behsen wandte sich zur Türe, um hinauszugehen. „Ich will noch ins Bureau!“

Bumm hielt ihn am Arme fest.

„Hören Sie, Behsen, glauben Sie ernstlich an Gefahr auch für uns?“

„Vor allem für die Ansiedler, die schutz- und wehrlos auf den Farmen sitzen.“

„So, so,“ der Regierungsrat schien getrübt.

„Sagen Sie mal,“ fragte er dann schnell mit einem malitösen Lächeln, ehe Behsen die Türe hinter sich schloß, „Sie haben wohl ein ganz besonderes Faible für die junge Frau Assessor?“

Behsen war sprachlos.

Daß der Regierungsrat bei all den ernststen Fragen, die sie eben erörtert, die sich um die Möglichkeit eines Hereroaufstandes drehten, solcher Gedanken überhaupt fähig, er begriff es nicht.

„Gewiß habe ich eine Verehrung für Frau Klein, und ich glaube, die hat jeder Mann dieser Dame gegenüber,“ versetzte er kühl.

Als er allein auf dem Festungshof stand, atmete er auf.

„Über solcherlei Dinge unterhält man sich jetzt im Lande,“ dachte er erbittert, „dafür hat man Interesse, aber für das, was allein den Geist in dieser Zeit beschäftigen sollte, dafür fehlt es an Verständnis.“

Trotzdem mußte auch Behsen jetzt unwillkürlich an Frau Klein denken, während sein schwarzer Diener auf ihn zukam und eifrig erklärte, daß er Wein zum Abendessen haben müsse.

Behsen gab Wein heraus. Er entsann sich, daß heute viele Gäste kommen würden, er hatte es beinahe vergessen.

„Alles klar?“ frug er den Jungen. Dieser öffnete statt einer Antwort die Türe des kleinen Speisezimmers und zeigte strahlend auf den sauber gedeckten Tisch.

„Gut so, Fritz,“ meinte Behsen, ohne den Tisch eingehender zu prüfen.

„Gut, Assessor,“ sagte da Fritz beleidigt, über die Nichtachtung seiner Mühe. „Gut,“ er zeigte auf die Servietten, die kunstgerecht gefaltet in den Gläsern saßen.

„Donnerwetter, bist du geschickt!“ äußerte Behsen anerkennend, „mach' deine Sache recht gut, dann schenke ich dir zwei Platten Tabak.“

Fritz eilte schmunzelnd hinaus.

Frau Klein, dachte Behsen wieder, sie kam ja auch heute abend. Er hatte wirklich eine tiefe Verehrung für sie, aber auch nur Verehrung. Sie war es ja gewesen, die ihn langsam auf den Weg gebracht. Freilich, so ganz schien sie mit seinem neuen Weg doch wieder nicht einverstanden. Hatte sie ihm nicht heute morgen gesagt: „Sie

sollen doch nicht Bitterkeit empfinden, denken Sie doch an Maria, wie an eine Erinnerung, die dem Herzen lieb!“

Bitterkeit glaubte Behsen nicht zu empfinden, wenigstens nicht bewußt. Aber sich Marias in stiller wunschloser Liebe zu erinnern, dessen war er nicht fähig. Er hatte damals, bald nachdem er Frau Klein sein Herz ausgeschüttet, einen Strich gezogen, einen langen Strich unter sein Leben. Er hatte das Nutzlose seiner Verzweiflung erkannt, hatte mit sich selbst geredet, wie man manchmal mit Kindern spricht, denen man etwas erzählen will, was man selbst nicht glaubt, und hatte sich schließlich mit der Tatsache abgefunden, daß seine Liebe zu Maria eine vorübergehende Neigung bedeutete: eine Tatsache, die er sich als solche vorstellte, die aber in Wirklichkeit nicht stimmte.

Trotzdem war bald eine äußerliche Ruhe bei ihm eingelehrt, und seine Energie brachte es zuwege, daß die nagende Unruhe in seinem Innern, der quälende Gedanke an Maria nicht Macht über ihn gewann.

Nur in stillen Stunden des Alleinseins, nur wenn die Nacht hereinbrach und er schlaflos oft auf seinem Bett lag, kam die alte Qual, die Bitterkeit des Herzens über ihn, und er las dann oft mit müden Augen Bücher über Bücher, um den Geist von dem abzulenken, was er aus seinem Leben gestrichen.

Aber Frau Klein war mit dieser Betäubung der Gefühle, wie sie das künstliche Unterdrücken Behsens Liebe zu Maria nannte, nicht einverstanden.

Sie hätte ihn lieber auf einem anderen Weg gesehen, auf dem Weg eines stillen Verzichts, der aus dem Begreifen der Wirklichkeit hervorgeht.

Dieser Verzicht meinte sie, sei gleichbedeutend mit einer ruhigen, innerlichen Zufriedenheit.

Sie beobachtete, als sie mit ihrem Mann jetzt in Behsens Wohnung trat, diesen unauffällig, und fand ihn krank und abgearbeitet aussehend.

Behsen hatte aber seine Gedanken schon wieder auf die nahende, drohende Zukunft des Landes gerichtet, und nach kurzer Begrüßung Klein in ein Gespräch verwickelt über die Möglichkeit einer Erhebung der Hereros.

Frau Klein unterhielt sich mit dem Regierungsrat.

„Was meinen Sie, Herr Bumm, zu den Zuständen im Land?“ fragte sie endlich, als dieser sich dauernd in hohlen Phrasen erging.

Bumm warf sich in die Brust und nahm einen forciert wichtigen Ausdruck an.

„Meine Gnädige, ich kann Sie versichern, daß die sogenannten Gefahren auf leeren, haltlosen Redereien beruhen.“

„Und wie begründen Sie Ihren Ausspruch?“ fuhr die junge Frau in ihrem Fragen unbeirrt fort.

Der Regierungsrat wurde einen Augenblick verlegen, dann, mit beiden Händen zur Bekräftigung seiner Worte in der Luft herumfahrend, sprach er im beinahe salbungsvollen Tone:

„Meine Gnädige, ich bin ein Mann mit offenem Blick, ich erfasse rasch, ich denke viel und ich weiß die Ansichten erfahrener Menschen, wie Herr Brafter, zu schätzen. Daher kann ich mit Bestimmtheit sagen, daß alle Befürchtungen grundlos.“

„D, du glücklicher, selbstbewußter Ichmenschen,“ dachte

Frau Klein und war froh, der Unterhaltung ein Ende bereiten zu können, da neue Gäste in diesem Augenblick eintraten.

Auch Behsen unterbrach sein Gespräch mit Klein und stellte vor.

„Saben Sie oft so viele Gäste?“ fragte Frau Klein Behsen beim Abendbrot, im kleinen, aber netten Speisezimmer.

„Nur zu oft, gnädige Frau,“ antwortete Behsen.

„Nun,“ Frau Klein sah ihn einigermaßen erstaunt an, „das klingt ja beinahe wie leider?“

„Behsen hat ganz recht,“ mischte sich Assessor Klein ins Gespräch. „Es wird hier viel zu viel gefeiert; gerade diese ewige Festeslaune ist es, welche keine ernste Arbeit und kein ernstes Erwägen aufkommen läßt. Seht euch mal,“ Klein senkte die Stimme, „diesen Bumm an. Wird der einmal mit einem Auftrag ins Land hinaufgeschickt, dann wird er überhaupt nicht nüchtern, und der Auftrag — ach, du lieber Gott! In Windhof aber, da werden die wichtigsten Beschlüsse bei Bier und Kognak gefaßt!“ Kleins Züge wurden verstimmt. „Ihr kennt ja die verschiedenen Verandas in Windhof,“ flüsterte er ärgerlich, „soll man sich wundern, wenn bei dieser Art nichts herauskommt und die Berliner Erlässe, noch ehe sie den Beamten bekannt, bereits an Brasters Ladentisch besprochen werden? Das muß anders werden!“

Klein und Behsen schwiegen. „Reden nützt nichts,“ dachten sie.

Regierungsrat Bumm, der sich halb als Hausherr fühlte, sprach aber beinahe ohne Unterbrechung.

Ihm zunächst saß ein Herr, den Behsen als „von Immerich“ vorgestellt hatte.

Er war, wie er selbst erzählte, Globetrotter, und Behsen hatte etwas belustigt zu Frau Klein gesagt: „Aber ein etwas sehr westafrikanisch einseitiger!“

Dieser hatte sich Bumm gefangen und erzählte ihm nun seine Ideen, die alle neu, durchaus neu seien, und von seinem Wirken, das ein geradezu weltbewegendes sei.

Bumm verstand es ausgezeichnet, den Leuten Sand in die Augen zu streuen. Wer ihn zum erstenmal sah und nicht ein Menschenkenner war, schenkte seinen Worten unbedingtes Vertrauen.

Auch Immerich, der Schmeicheleien sehr empfänglich, trank bereits sein zweites Glas Wein auf Bumm's Wohl, „auf das Wohl des prächtigsten Menschen in ganz Südwest.“

Bumm lächelte sehr geschmeichelt und fuhr in seinem Gespräch, das immer nur sich um die eigene, so wichtige Persönlichkeit drehte, fort.

„Wer ist eigentlich dieser Herr von Immerich?“ fragte Frau Klein nach einer Weile Behsen, „er hat etwas von einem fahrenden Sänger.“

„Der Anzug ist einfach klassisch,“ warf ein Offizier, der zu Frau Kleins Rechten saß, ein. „Weiße Beinkleider, schwarze Lederschuhe, einen schwarzen Bratenrod aus den Zeiten seines Großvaters, der sicher schlant war, aber für Immerich viel zu eng ist, und zwischen dem zweiten und dritten Knopf des Rodes ein Paar früher weiß gewesene Handschuhe — malerisch drapiert!“

„Sie Spötter!“ entgegnete Frau Klein schelmisch lachend.

„Aber, gnädige Frau, ich bin begeistert!“

„Kempner, lassen Sie Ihrem Mutwillen nicht allzu sehr die Zügel schießen,“ sagte Behsen zu dem Offizier.

„Nein, nein! Ich möchte nur wissen, wo dieser Herr von Immerich das stilvolle Tirolerhütel herhat, mit dem in der Hand er in Ihr Wohnzimmer trat,“ meinte Kempner leise lachend.

„Fragen Sie ihn doch,“ rief ein junger Schutruppenarzt, der die Worte gehört.

Da klopfte aber Immerich an sein Glas und bat mit einer nonchalanten Verbeugung gegen Behsen um das Wort.

„Bitte, bitte!“ sagte Behsen. „Wollen doch mal hören, wie ein Fremder, ein Weltreisender, über unser Land denkt,“ flüsterte er Frau Klein zu.

Herr von Immerich hatte ein glattrasiertes, rötliches Gesicht und eine ebenso rötlich glatte, glänzende Fläche, da, wo bei den meisten Menschen das Haupthaar angewachsen. Seine kleine, schwächliche Figur rundete sich nur in der Magengegend, und der prall sitzende Bratenrod drohte aus den Nähten zu plagen, wenn er tief Atem holte.

Er wirkte ganz entschieden komisch, und Friß, der aufwartende, schwarze Diener Behsens, hustete einige Male sehr energisch, als Immerich mit seiner sonderbar in Füsteltönen sich bewegenden Stimme zu sprechen anhub.

„Meine Herren und Damen, pardon,“ fügte er hinzu, „Damen und Herren! Ich bin in dieses Land gekommen, einem inneren Drange folgend —“

„Hätte er doch nie diesen inneren Drang verspürt,“ raunte Kempner Frau Klein zu.

„Also, einem inneren Drange folgend,“ fuhr mittlerweile von Immerich fort, sich bewegt über seine eigenen Worte das Kinn streichend. „Ich wollte meine Studien vervollständigen. Sie, meine verehrten Herrschaften, werden sich fragen: welche Studien? Nun, ich will Sie nicht ungeduldig machen, ich will meine Menschenstudien vervollständigen. Ich will den Menschen fern der Kultur beobachten in seinem Treiben, nicht den Ungebildeten, nein, den Gebildeten, den Weißen! Es gibt hier eine Anzahl Typen, die — ja, wie soll ich mich ausdrücken — kurz, die mich verleiten, Darwinsche Ideen zu verteidigen.“

„An Offenheit lassen Sie es nicht fehlen,“ rief der Schutztruppenarzt dazwischen.

Und Klein fügte trocken hinzu: „Wer von sich auf andere schließt, haut oft daneben.“

Immerich hörte diese Einwürfe nicht.

„Ich habe die Absicht, über diese meine Beobachtungen ein Buch zu veröffentlichen,“ sprach Immerich weiter und ließ seine etwas vorstehenden Schweinsäugelchen mit einem Siegerblick über die Anwesenden gleiten.

„Der Mensch hat den Tropentoller,“ murmelte der Schutztruppenarzt vor sich hin.

„Ganz meine Ansicht,“ raunte Klein ihm zu und blickte den jungen Arzt genauer an.

„Es ist ein Jammer, daß der Mensch hier im Lande so leicht auf Untugenden verfällt,“ dachte Klein. Er wußte, daß der Arzt Morphinist war, und diesem Betäubungsmittel bereits so weit verfallen, daß er oft tagelang in

einem Traumzustand dahinlebte. An dem ganzen Menschen war auch gar nichts Frisches, Lebensfähiges mehr, die große, schlankte Gestalt vornüber geneigt, die Gesichtsfarbe grau, fahl, und nur in den Augen ein Flackern, unruhig und beängstigend für den, der es sah.

Klein lehnte sich in seinen Stuhl zurück und überlegte, warum die Menschen hier im Land sich so oft nach einer falschen Richtung entwickelten.

Ein wichtiger Grund war nicht vorhanden, Klima und Lebensbedingungen waren, wenn auch nicht glänzend, so doch auch nicht schlecht zu nennen. Es lag an den Menschen selbst, sie waren zu wenig innerlich gefestigt, um die Freiheit des Handelns richtig zu erfassen.

Herr von Immerich hatte mittlerweile fortfahren wollen, aber Kempner hinderte ihn daran, indem er scheinbar ernst äußerte:

„Wenn Sie wünschen, Herr von Immerich, möchte ich Ihnen gerne einen geeigneten Verlag für Ihr Werk besorgen.“

„Sehr verbunden, sehr verbunden,“ wandte sich Immerich an den Offizier, „darf ich fragen, zu welchem Verlag Sie mir raten würden?“

Weshen hat Frau Klein, die Tafel aufzuheben.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau,“ sagte er, „es ist mir äußerst peinlich, daß Sie derartige Reden mit anhören mußten, und ich glaube, es ist das Beste, sie durch Aufheben der Tafel zu beenden.“

Er reichte Frau Klein bei diesen Worten den Arm und führte sie in das angrenzende Wohnzimmer.

Auch Kempner, Klein und der Schutztruppenarzt folgten.

Nur der Regierungsrat und Herr von Immerich tranken zur Bekräftigung der neugeschlossenen Freundschaft noch ein Glas Wein.

„Wissen Sie, mein Lieber,“ sagte Bumm, vertraulich dem neuen Bekannten auf die Schulter klopfend, „solche Menschen, wie Behsen, sind geistig zu minderwertig, um verantwortungsreiche Posten zu bekleiden. Ich habe gerade über ihn viel mit meinem Freund, Herrn Brafter, gesprochen, und er ist bereit, mit seinem Einfluß hier im Land, wie auch durch gelegentliche Notizen in heimischen Blättern, die Stellung dieses jungen Mannes zu untergraben.“

„Wäre da vielleicht eine Möglichkeit vorhanden, diesen Posten für mich frei zu halten?“ frug Immerich lauernd.

„Aber, mein Lieber, das wäre ja eine brillante Lösung!“

„Ich bin allerdings ein völlig unabhängiger Mann und liebe diese Unabhängigkeit, aber selbstverständlich, wenn das Vaterland ruft und meine Dienste braucht, bin ich jederzeit bereit.“

„Und Herr Brafter würde den, der nach seinen Initiativen handelt, gewiß in jeder Hinsicht unterstützen. Sie verstehen mich doch?“

„Gewiß,“ versetzte Immerich und drückte dem Regierungsrat bedeutungsvoll die Hand. „Ich werde also auch einige Reisekizzen veröffentlichen und so manches einfließen.“

„Ausgezeichnet, mein Lieber, ganz ausgezeichnet!“ rief Bumm vergnügt.

„Welchen Verlag haben Sie Immerich empfohlen?“ fragte der Arzt den jungen Offizier.

„Den Kladderadatsch,“ lachte Kempner, „ich schreibe dann die nötigen Ergänzungen selbst hinzu.“

Nachdem Friß Kaffee und Kognak herbeigebracht hatte, zogen sich Klein und Behsen auf einen Augenblick zurück.

„Ich denke, Sie sind ausgesprochener Antialkoholiker!“ sagte Kempner zu Herrn von Immerich, der, die Kognakflasche in der Hand, sich fortgesetzt einschänkte und hastig ein Glas nach dem andern trank.

„Bin ich auch,“ erklärte Immerich, „ich trinke eigentlich nie, und heute nur der Gesellschaft wegen.“

„Lun Sie sich unseretwegen nur ja keinen Zwang an,“ meinte der Arzt, „der Kognak findet auch ohne Sie seine Abnehmer.“

Regierungsrat Bumm glaubte sich Frau Klein widmen zu müssen und dachte von ihr Genaueres über die Freundschaft Behsens mit ihrem Mann zu erfahren.

„Scharmanter, junger Mann,“ sagte er, als Frau Klein von Behsens Tüchtigkeit gesprochen.

„Ich weiß nicht, ob dieser Ausdruck für Herrn Behsen paßt,“ entgegnete sie ruhig, „er ist vielmehr ein vornehmer, freidenkender Mann.“

„Aber natürlich, das war's auch, was ich sagen wollte,“ stimmte Bumm bei.

Herr von Immerich blickte etwas erstaunt auf den

Regierungsrat, so daß dieser es merkte und rasch sich abwandte.

Frau Klein aber dachte, daß bei Bumm sich wirklich angeborene Dummheit mit einer gewissen Bauernschlauheit paarte, und nahm sich vor, seinen weiteren Fragen geschickt auszuweichen.

Der Regierungsrat versuchte noch einige Male die junge Frau zum Reden zu bewegen, als er aber immer nur kurze, einsilbige Antworten erhielt, wandte er sich innerlich empört, von ihr ab und vertiefte sich in ein Gespräch mit von Immerich, dessen Hauptinhalt ein Hehen auf Kleins und Behsen bildete.

Der junge Arzt war mittlerweile auf die Veranda hinausgetreten, hatte da einige Minuten gestanden und kehrte eben wieder zurück.

„Hören Sie mal, Marx,“ sagte der Offizier leise zu dem Arzt und sah etwas besorgt auf dessen brennende Augen, „wohin soll denn Ihr ewiges ‚Spritzen‘ führen?“

Marx schien unangenehm berührt, er erwiderte eine Weile nichts, dann sagte er wie träumend:

„Was soll das schlechte Leben nützen!“ Dabei blickte er den jungen Offizier, der mit seinem blonden Haar und dem etwas durchsichtigen, zarten Teint, sowie den hellen, beinahe kindlichen Augen, gar nichts Männliches hatte, von der Seite an und wiegte den Kopf. „Sie werden auch mit der Zeit anders werden, das Land verändert.“

„Ach wo, man muß sich zusammenehmen und nicht jeden Wunsch gleich erfüllen. Der Mensch kann sich alles angewöhnen, aber mit etwas Willenskraft auch das Schädliche wieder abgewöhnen.“

„Das ist leichter gesagt, als getan,“ entgegnete der Arzt mit einem Anflug von Bitterkeit, „die wenigsten hier im Land sind völlig frei von üblen Angewohnheiten; die einen suchen sich im Alkohol Befriedigung, die anderen im Morphinum, die dritten, indem sie wie wahnsinnig rauchen, und die übrigen finden Befriedigung, wenn sie über den lieben Nächsten möglichst unglaubliche Geschichten verbreiten können.“

„Na, so schlimm sind die Zustände denn doch nicht,“ meinte Kempner.

„Sie sind so, und das ist auch leicht erklärlich,“ unterbrach Marx, „die wirkliche innere Befriedigung kommt in diesem Lande einfach nicht auf. Das Treiben hier ist, wenn man's näher überlegt, sinnlos. Wer kommt hier vorwärts? Der, der versteht, sich lieb Kind zu machen. Wer mit vornehmen Waffen kämpft, ist hier rettungslos verloren.“

„Man wird mit der Zeit müde, so innerlich müde dieses vergeblichen Kampfs, daß einem alles gleichgültig wird. Und wenn man erst so weit ist, dann fehlt nicht viel, und man ergibt sich irgend einem Betäubungsmittel, das wenigstens auf Stunden dem Leben Reiz verleiht.“

Kempner wiegte nachdenklich den Kopf. „Ein gut Teil Wahrheit liegt in den Worten des Arztes,“ dachte er und blickte auf den Regierungsrat und Herrn von Immerich, die beide, malitios lächelnd, sich unterhielten.

Auch Marx sah auf die Herren, und mit einem sonderbaren Gesichtsausdruck sagte er: „Bitte, Kategorie Nr. 4!“

„Es ist wirklich zu verwundern,“ meinte Kempner nach

einer Pause, „daß in diesem Land das Schlechte im Menschen so leicht die Oberhand gewinnt.“

„Zu verwundern ist es kaum,“ entgegnete der Arzt, sich auf einen Stuhl neben Frau Klein niederlassend, „wir sind noch nicht so weit mit unseren Kolonialideen, daß wir begreifen und verstehen, wer in eine Kolonie paßt. Die Beamten und alle, die hierher geschickt werden, müssen sich vorher einer ärztlichen Untersuchung unterwerfen, sie werden daraufhin untersucht, ob ihr Organismus den Umbilden des afrikanischen Klimas gewachsen. Das Klima in Südwest ist aber durchaus nicht gefährlich, wird es erst, wenn viele Menschen hierherkommen und für sanitäre Maßregeln, wie sie in Deutschland sich von selbst verstehen, auch weniger als nichts geschieht, dazu fehlt es nämlich sonderbarerweise an Geld,“ sagte er, zu Frau Klein gewandt, und fuhr dann fort: „Wichtiger, als diese ärztliche Prüfung scheint mir eine reifliche Erwägung der Frage: Ist der Mensch, der hinausgeht, um als Kulturpionier zu wirken, auch seinen inneren Fähigkeiten gemäß geeignet, einen verantwortungsvollen Posten zu bekleiden? Danach aber fragt niemand, und wenn es einmal vorkommt, daß wirklich passende Elemente hierhergeschickt werden, dann ist das ein Zufall.“

Frau Klein hatte den Worten des Arztes verständnisvoll zugehört.

Sie wunderte sich im stillen, daß Marx solche ernste, durchdachte Rede führen konnte, wo er doch völlig unter dem Zeichen des Morphiums stand.

Es kam ihr vor wie ein schwaches Aufladern einer

Dampe, deren Docht zu kurz, um das Öl zu erreichen, die, wenn man neues Öl zufüllt, doch auf Minuten hell brennt.

Ein tiefes Mitgefühl stieg in ihr auf, der Wunsch zu helfen, aber zugleich auch die Erkenntnis, daß hier ihre Hilfe vergeblich sein würde.

Der Wille zur Änderung seiner Gewohnheiten fehlte bei Marx, die Gewohnheit war ihm zur zweiten Natur geworden.

Die junge Frau stand auf, als jetzt Behsen und ihr Mann wiederkamen.

Beide waren sehr ernst.

Es mußten schwerwiegende Fälle gewesen sein, die sie zusammen besprochen hatten.

„Wir müssen an Ausbruch denken, Willy,“ sagte Frau Klein, „morgen früh heißt es zeitig aufstehen, und die Fahrt nach Swakopmund wird anstrengend sein bei der Hitze.“

„Du hast recht,“ erwiderte Klein, „der Tag Aufschub, den wir bei dir, lieber Behsen, uns gegönnt,“ fügte er, zum Freund gewendet, hinzu, „wird meinem neuen Wirkungskreis zu statten kommen. Ich bin dir aufrichtig dankbar für deine Auskunft.“

Als Kleins nach ihrem Hotel zurückgegangen waren, wo sie, um Behsen in seiner Junggesellenwirtschaft nicht zu stören, Nachtquartier genommen, brachen auch die übrigen Herren auf.

„Es war schmachhaft, reichlich, gut,“ sagte Immerich, sich verabschiedend, „ich meine das Essen.“

Behsen hörte gar nicht auf den in seinen Augen nicht „normalen“ Menschen.

„Es gibt solche und solche,“ dachte er, „leider erlaubt

es mir meine Stellung nicht, taktlose Schwächer vor die Türe zu setzen.“

Er ging nach kurzem „Gute Nacht“, kühlem Händedruck für Bumm, der in seinem Fremdenzimmer wohnte, in sein Bureau. Märkle war noch auf, und so arbeiteten sie gemeinsam lange. Selbst als Märkle auf Behsens Wunsch hin schlafen ging, blieb der Distriktschef noch über seinen Akten sitzen. Er ruhte nicht, ehe alle Arbeiten erledigt, und der dämmernde Tag nahte bereits, als er sich müde und doch schlaflos aufs Bett warf.

Regierungsrat Bumm aber verriegelte vorsichtig seine Türe, stellte einen Stuhl und einen Tisch an dieselbe, und während er sich, benommen vom vielen Trinken, schlafen legte, dachte er eifrig darüber nach, wie und auf welche Art es ihm am ehesten gelingen könnte, „diesen Grobian, diesen Behsen“ zu entfernen.

Fünfzehntes Kapitel.

Als Hanns von Dürren wenige Tage nach Weihnachten in Windhof ankam, waren aus dem Süden neue beunruhigende Nachrichten gekommen.

Der Aufstand, den man erst als eine unbedeutende Bewegung einzelner, unzufriedener Eingeborener betrachtet hatte, und den man mit Hilfe der Schutztruppe in kurzer Zeit zu unterdrücken glaubte, erwies sich nun doch als eine drohende, gefährvolle Erhebung eines ganzen Stammes.

Von Zeit zu Zeit liefen Nachrichten ein, die das Schlimmste, einen völligen Zusammenbruch der deutschen Macht im Süden, befürchten ließen. Und die Gemüter der Weissen erfaßte eine namenlose Erregung und zugleich eine blinde Erbitterung.

„Das kommt davon, wenn ein so junger Dachs eine verantwortungsvolle Stelle einnimmt!“ rief Brafter wütend aus.

Einige Herren saßen in einem Windhofer Hotel beim Frühstück und besprachen die Ereignisse.

Bei diesem Ausruf Brasters zuckte Hanns von Dürren zusammen.

Auch er befand sich bei dem kleinen Kreis und wollte gerade dem Kaufmann energisch den Standpunkt klar machen, als ein Offizier ihm zuvorkam.

„Ich verbitte mir, daß in meiner Gegenwart derartige Ansichten geäußert werden!“ sagte er scharf, jedes Wort betonend.

„Diese Ansicht, daß der Lote an dem Aufstand schuld ist, habe nicht allein ich, sondern auch —“

„Wer diese Ansicht geäußert, soll sich bis in den Grund seiner Seele hinein schämen,“ unterbrach der Offizier, mit flammenden, verachtungsvollen Blicken Brafter messend.

„So ist's recht, nur fest zusammenhalten,“ sagte da eine trockene klingende Stimme.

Der Offizier sah sich nach dem Sprecher um und gewahrte Kurmann, der zusammengesunken an der unteren Tischende saß und wütende Blicke auf Brafter warf.

„Ja, ja, Herr von Benisch,“ fuhr dann Kurmann,

zu dem Offizier gewandt, fort, „die eigene Schuld schiebt jeder gern in andere Schuhe.“

Dürren nickte dem Alten bei seinen Worten freundlich zu, es tat ihm innerlich wohl, daß auch er den Toten verteidigte.

Braster schwieg nach diesen scharfen Zurechtweisungen.

„Es gilt klug sein und lieber etwas einstecken, als gerade jetzt sich das Wohlwollen zu verschmerzen,“ dachte er, „später wird sich schon Gelegenheit finden, die innere Wut zu fühlen.“

„Wie steht's denn im Hereroland,“ fragte Kurmann Hanns von Dürren.

„Nicht zum besten,“ erwiderte der Gefragte, „ich habe hier an maßgebender Stelle meine Beobachtungen mitgeteilt und offen erklärt, daß die Zustände äußerst besorgniserregend.“

„Zufällig,“ warf hier Braster ein, „komme ich auch aus dem Hereroland, wo ich herumreiste, und kann Ihnen sagen, daß jede Befürchtung grundlos. Unsere Hereros sind viel zu große Wafschlappen, um einer Idee des Erhebens gegen die deutsche Macht fähig zu sein!“

„Na, na,“ sagte da ein anderer Kaufmann, der bis dahin still gewesen, „gar so schlapp sind die Kerle nicht.“

„Ich bitte Sie,“ entgegnete Braster hoch erhobenen Kopfes, „wie wollen Sie denn die Hereros beurteilen, der Sie erst so kurz im Lande sind.“

„Manchmal sieht ein Neuling mehr als einer, der schon lange im Lande,“ meinte der Kaufmann wieder und blickte dann ruhig vor sich hin, als ginge ihn das Gespräch gar nichts an.

„Gottlob haben wir alten Afrikaner doch einen gereiften, sicheren Blick,“ äußerte Braster und wandte sich an den Missionar, der neben Kurmann saß und zu den Reden der Herren nur ein ergebungsvolles Gesicht machte.

„Was sagen Sie denn, Herr Missionar, haben wir je von den Hereros etwas zu befürchten?“

Der Missionar sah auf, in seinem Antlitz spielte immer noch derselbe ergebungsvolle Zug, der beinahe Mitleid auszudrücken schien mit diesen Menschen, die sich über Dinge stritten, die Gottes Willen allein beeinflussen konnte.

Nach einer kurzen Pause sagte er aber doch, beinahe feierlich:

„Unsere christlichen Hereros, die Gott erleuchtet hat, werden ruhig bleiben, so schrieb es mir mein Bruder aus dem Hereroland.“

„Und die Heiden?“ fragte Benisch.

„Auch die Heiden,“ fuhr der Missionar in gleich feierlichem Tone fort, „werden dem Beispiel ihrer christlichen Brüder folgen.“ Und in einer Art religiöser Ekstase stand er auf und fügte salbungsvoll hinzu: „Denn des Herrn Gnade leuchtet über Böse und Gute, und die Kraft, die der Herr den erleuchteten Christen gegeben, reicht so weit, daß sie auch die schlechten Gedanken der Heiden vertilgen werden.“

„Quatsch,“ murmelte Kurmann und ging, gefolgt von Dürren, nach der Türe und hinaus auf die Straße.

Eine Weile schritten sie wortlos nebeneinander her, dann sagte Kurmann plötzlich:

„Ich kann das verflixt salbungsvolle Gequassle nicht

vertragen. Wie's kommt, weiß ich nicht, aber die Sorte Menschen ist mir vom Grund meiner Seele verhaßt!"

Hanns von Dürren sah Kurmann aufmerksam an: „Es mag wohl auch tüchtige Menschen unter den Missionaren geben!" sagte er.

„Das ist schon möglich," entgegnete Kurmann, „aber den meisten steigt ihre Würde zu Kopf. Und das ist eigentlich natürlich. Unter all den vielen Handwerkern, die plötzlich einer sogenannten Erleuchtung folgend, Missionare werden, ist doch bei den meisten ein anderer Beweggrund die Ursache; mit der Erleuchtung ist's oft Eßig."

Dürren überlegte sich Kurmanns Worte, und dieser fuhr dann fort:

„Sehen Sie, wenn ein Mensch das tiefinnere Gefühl hat: Du mußt deinen Mitmenschen deines Glaubens theilhaftig machen, dann kann er das auch ohne Missionar zu werden. So ein Gefühl äußert sich im kleinsten Handeln, Worte sind überflüssig."

„Sie mögen recht haben," meinte Dürren gedankenvoll, „aber wir brauchen doch Missionare, die den Heiden den christlichen Glauben verständlich machen. Und woher Missionare nehmen, wenn nicht das deutsche Volk sie aus allen Ständen zusammenschart?"

Kurmann antwortete nicht gleich, ob er nachsann oder auch nur, weil er keine Entgegnung fand, stumm blieb, wußte Dürren nicht.

Er merkte nur, daß das alte verschrumpelte Gesicht finster wurde.

„Ich seh's nicht so recht ein," fing Kurmann endlich wieder an, „wozu wir Missionare brauchen. Mir ist jeder,

der Gottes Wort berufsmäßig auslegt, unangenehm. In der Bibel steht es ja, was Gott gesagt hat, und deuten muß sich jeder dieser Aussprüche selbst. Wenn ich mal das Bedürfnis habe, mir mein Herz zu erleichtern, dann geh' ich auf einen stillen, einsamen Winkel, wo über mir der weite Himmel blaut, und da sprich' ich mit meinem Gott. Und so, denk' ich immer, sollten es die anderen Menschen auch machen. Was der Mensch glaubt, ist ja eigentlich ganz gleich, wenn er's nur in sich fühlt, daß er über sich noch eine Macht hat, die stärker und vollendeter als er selbst."

„Ja, es gibt aber Menschen, die dieses Gefühl nicht in sich haben, und so steht es auch mit den Heiden," sagte Dürren.

„Dann sollen sie hierher gelernte Theologen schicken. Nicht Menschen, die den hohen Gedanken an Gott, den sie selbst noch nicht begriffen haben, durch salbungsvolle Phrasen anderen verständlich machen wollen."

Dürren blickte wieder gespannt auf Kurmann. Er wartete, daß dieser ihm mehr über seine Gedanken sagen würde, daß er den einmal ins Auge gefaßten Standpunkt weiter vertreten würde.

Als Kurmann aber lange Zeit nicht sprach und auch auf seine Fragen nicht mehr antwortete, ließ er ihn still gewähren.

Kurmann wollte nicht weiterreden. Hanns von Dürren wußte es.

Der kleine alte Mann gab sich nie ganz aus. Vielleicht ärgerte er sich bereits im stillen, daß er so viel schon gesagt.

Über Kurmann dachte eben nicht daran, sich zu ärgern. Ihm war vielmehr mitten in sein Gespräch hinein ein

Gedanke gekommen: „Dürren siehst du nie wieder,“ dachte er jäh.

„Ich geh' morgen nach dem Süden,“ begann er nach einer langen Weile, „ich muß noch packen!“

„Sie ziehen mit den Truppen in den Krieg?“ fragte Dürren betroffen.

„Ja, leben Sie wohl!“

Er gab Dürren rasch die Hand und eilte ohne weitere Worte davon.

Dürren stand einen Augenblick wie angewurzelt still.

„Was war nur eben?“ Er sah sich um, in der Hoffnung, Kurmann irgendwo zu entdecken, aber dieser war spurlos verschwunden.

Hanns von Dürren schritt langsam seiner Wohnung zu, versunken in Gedanken.

Hinter dem Vorsprung eines Hauses aber stand Kurmann.

Über sein trodenes, verwelktes Gesicht fielen einige Tränen.

Er wischte sie mit der Hand weg. „Unfinn!“ sagte er.

Und dann hob er den Blick nach dem tiefblauen Himmel und sagte mit rauher Stimme: „Er ist ein lieber, guter Mensch!“

* * *

Hanns von Dürren hatte sich hin und her überlegt, was Kurmanns seltsames Gebahren bedeuten sollte. Aber zu Hause angekommen, fand er einen Brief von Maria, und seine Gedanken schweiften zurück zu ihr, die er verlassen hatte müssen, die nun sich nach ihm sehnte.

Er gedachte des Weihnachtsabends, als er und Maria beim Schein der Kerzen sich still die Hand gedrückt, erinnerte sich, wie Maria ein kleines Mägenbäumchen vom Feld geholt, mit langen Silberfäden und kleinen Wachskerzen es sorgsam geschmückt, und als sie die Lichter entzündet hatte, war sie allen voran zum Grab der Mutter geeilt. Auf den Hügel hatte sie das Bäumchen gestellt, leise des Vaters Hand erfaßt und still gesagt: „Mutter soll mit uns Weihnachten feiern.“ Dieser stillen Weihnachtsstunde entsann sich Hanns, und er weinte Tränen, ohne sich dieser zu schämen.

Die Gegenwart versank in ein Nichts, sie verschwand völlig, und vor ihm lag die Vergangenheit, zu der jetzt auch Maria gehörte, diese Vergangenheit, die sein Leben so rein, so wunschlos glücklich gestaltet hatte.

Denn das eine begriff Hanns von Dürren, ohne darüber zu grübeln, daß Marias Liebe der Inbegriff menschlichen Wünschens sei.

Gegen Abend, als die Sonne längst untergegangen, schrieb er an Maria.

Ein langer Brief war es geworden, ein Brief, der ihm selbst beim Überlesen sinnlos erschien, der so viel berührte und so wenig sagte. Aber Maria würde ihn verstehen, es kam ja bei Briefen stets darauf an, dachte Hanns, daß der Empfänger sich in das Empfinden des Schreibenden hineinverlegen konnte, daß er begriff, wie kühl die oft so warm gedachten Worte auf dem Papier sich ausnahmen.

Und er fühlte, wie arm die Sprache sei, die für die tiefsten Gefühle der menschlichen Seele, für die, die in das Reich des Empfindens gehörten, keine Worte habe.

Wie unendlich reicher war doch des Menschen Auge, ein Blick bedeutete viel mehr, als sich je in Worten sagen ließ.

Und er sehnte sich nach einem Blick aus Marias seelenvollen Augen, sehnte sich mit allen Fasern seines Herzens!

Die nächsten Tage aber stellten an Hanns von Dürren ernste Ansprüche, und stundenweise vergaß er darüber sein Sehnen.

Es galt, junge Farmer und Kaufleute, Handwerker und Eisenbahnbeamte, die militärpflichtig waren, für den Südaufstand auszubilden.

Hanns von Dürren, als früherer Offizier, wurde mit der Ausbildung der Mannschaften betraut.

Er gab sich mit Ausdauer und Eifer dieser Aufgabe hin. Neulingen im Land und denen, die nicht viel herumgekommen waren, die ihr Beruf an einen Ort gefesselt hatte, erklärte er die Geländeverhältnisse, machte sie, ohne zu ermüden, auf die Schwierigkeiten der Wasserversorgung aufmerksam.

Dank hatte Dürren, trotz seiner redlichen Mühe, die er sich gab, wenig.

Ein Offizier, dem er unterstellt war, verlangte „stramm stehen“ und tadellose „Order parieren“, wie er sich ausdrückte. Dürren aber glaubte darauf keinen Wert legen zu müssen. Ihm schien es ungleich wichtiger, daß die Leute schießen lernten und Spuren auffinden konnten.

Auch Herr von Benisch teilte Dürrens Ansichten und freute sich, wenn dieser von einer gelegentlichen kurzen Patrouille zurückkehrte und dann befriedigt von den Fortschritten der neuen Soldaten erzählte.

So vergingen nahezu zwei Wochen, der oberste Offizier hatte Dürren verschiedene Male unumwunden seine Unzufriedenheit geäußert, jetzt plötzlich ließ er ihn am späten Nachmittag zu sich rufen.

Dürren ging in dem Gedanken hin, aufs neue irgendeine Klage zu hören.

„Sie müssen sofort nach dem Sandfeld, mein lieber Dürren,“ sagte der Offizier, Hanns entgegenkommend. „Man telephoniert mir eben, im Hereroland sind Unruhen ausgebrochen.“

Dürren erbleichte.

„Noch ist es nach der Nachricht zu keinem offenen Aufstand gekommen,“ sagte der Offizier tonlos, „aber er ist jede Minute zu erwarten.“

„Wieviel Soldaten kann ich mitnehmen?“ fragte Dürren.

„Zwanzig Soldaten!“

„Reiten Sie zuerst nach der Farm Hardt,“ fuhr er leise fort.

„Zu Befehl!“

„Sie hatten recht in Ihren Befürchtungen, recht in der Art Ihrer Ausbildung der neuen Truppen,“ sagte der Offizier mit immer noch tonloser Stimme.

Hanns von Dürren hörte es nicht mehr.

Einen Augenblick schien es, als würde der große, blonde Hüne zusammenstürzen unter der Wucht des Schicksals.

Dann eilte er, um die Leute zu verständigen.

Eine Stunde später ritt ein Häuflein Tapferer unter der Führung Hanns von Dürrens ab.

„Dem Tode entgegen,“ sagte Benisch zu dem kommandierenden Offizier, als eine dicke Staubwolke die Reiter verhüllte.

„Arme, deutsche Pioniere!“ äußerte dieser.

Sechzehntes Kapitel.

Mit dem Jahreswechsel hatte sich auch das Wetter verändert.

Schon seit Tagen zogen gewitterschwere Wolken über den Himmel; die reine Luft war geschwunden, etwas Drückendes, Beängstigendes schwebte in der Atmosphäre und legte sich beklemmend auf das Menschengemüt.

Aber trotz öfteren Wetterleuchtens kam das ersehnte Gewitter, das Abkühlung bringen sollte, nicht.

Tage vergingen, das im Frühlingsgrün prangende Sandfeld schien abermals sein trauriges, fahles Kleid anlegen zu wollen, die hoffnungsvollen, vom Regen geweckten Blüten starben bei der drückenden Schwüle schnell dahin.

Da, eines Abends — Maria stand gerade sinnend am Fenster und blickte auf den dunklen, umwölkten Himmel — zuckte ein greller Blitz hernieder, und im nächsten Augenblick schon brach ein gräßliches Unwetter los.

Der Sturm raste in den Bäumen, geknirt von seiner grausigen Gewalt fielen Blätter und Äste zur Erde, um sogleich wieder im tollen Wirbel durch die Luft zu fliegen.

Kings um das Harbtsche Haus trieb der Wind den

trodenen Sand hoch empor, säulenartig stieg er auf und zerstob wieder, prasselnd auf das Wellblechdach aufschlagend.

Und wieder Blitz auf Blitz.

Auf Minuten war die ganze Umgegend taghell erleuchtet, während ein fürchterliches Donnern und Krachen ertönte und in den Bergen unheimlichen Widerhall fand.

Vom Viehtraal klang das geängstigte Blöken der Tiere herüber, die Pferde wieherten in kläglichen Tönen.

Dann begann ein Prasseln und Tosen, als seien alle Elemente losgelassen, als verbündeten sie sich, um Menschen und Tiere zu vernichten.

Beinahe eigroße Hagelkörner flogen gepeitscht vom Sturm zur Erde nieder, und ein Regen, wie er wohl seit Menschengedenken hier nicht mehr gefallen sein mochte, drohte das Sandfeld in einen großen, endlosen See zu verwandeln.

Ununterbrochen aber zuckten die Blitze, und der Donner fiel mit dumpfem Dröhnen ein, das die ganze Erde erbeben ließ.

Erst gegen Morgen beruhigten sich die in Aufruhr gebrachten Elemente.

Die Sonne wagte zaghaft, einige matte Strahlen durch das dicke Nebelgewölk zu senden.

Peter Harbt und Maria standen auf der Veranda und sahen entsetzt auf die kolossalen Wassermengen, die rund um das Haus sich stauten.

„Das Revier muß mit entsetzlicher Gewalt abgekommen sein,“ meinte der Vater, „hörtest du das Krachen und Toben gegen Morgen?“

„Ja, aber da kommt Tom zurück,“ sagte Maria, auf

den Bruder deutend, der in hohen Wasserstiefeln vom Viehkrad herübergewatet kam.

„Den Tieren geht es gut,“ rief Tom, „aber wir werden wohl für die nächsten Tage von jedem Verkehr abgeschnitten sein. In weitem Umkreise des Nosobs sind alle Flächen meterhoch unter Wasser, und der Fluß selbst schießt wie ein Sturzbad dahin; Bäume, Erdreich, tote Tiere und ganze Steinmassen schwimmen in der tobenden Flut.“

„Wir werden also auch nicht zum Missionar reiten können?“ fragte Maria.

„Dazu brauchen wir ja nicht den Nosob zu passieren,“ entgegnete der Vater, „die Sonne wird die Wassermengen in Kürze austrocknen, so daß wir heute nachmittag wohl werden reiten können.“

Peter Hardt schien einige Zeit zu überlegen, dann fuhr er fort:

„Ich hoffe auch, daß bis morgen der Nosob wieder so weit trocken sein wird, daß wir die Reise nach Windhuf antreten können.“

„Vater, glaubst du, daß wirklich ernstliche Gefahr im Anzug, oder denkst du, daß Wehsen bloß, um jeder Vorsicht zu genügen, uns schrieb, daß es besser sei, nach Windhuf zu gehen?“

Tom sah gespannt auf den Vater, der mit der Antwort zögerte.

„Ich glaube, Wehsen hat seine triftigen Gründe, uns zu warnen, und ich werde seiner Warnung bestimmt folgen und Maria und dich in Sicherheit bringen.“

„Und du, Vater? Du wirst doch nicht gleich wieder hierher zurückkehren?“ fragte Maria angsterfüllt.

„Nein, mein Kind, wenn mein Leben gefährdet sein sollte, nicht. Ich muß mich für euch erhalten.“

„Werden wir über Hanns' Farm reiten können, um zu sehen, ob schwerer Schaden durch das Unwetter entstanden?“

Die Worte Marias klangen wie eine leise Bitte.

„Ich reite, während du und Vater beim Missionar seid, auf Hanns' Farm,“ sagte Tom.

„Und auch morgen werden wir vorbeikommen, und das Vieh, das Hanns verkaufen will, mit dem unseren zugleich mitnehmen,“ erklärte Hardt.

Maria ging, dem Vater still dankend, wieder ihren häuslichen Pflichten nach.

Es gab noch so viel zu ordnen und vorzubereiten, ehe man morgen die Farm verließ.

Und während Maria überall Hand anlegte, die Vorräte mit Umsicht wegschloß, damit sie nicht verdürben und auch die Termiten nicht an sie herankommen konnten, eilten ihre Gedanken zu Hanns, der nun schon seit vierzehn Tagen fort war, und um dessen Wohlergehen sie sich sorgte und hangte.

Sie dachte der Zeiten, da sie mit ihm gemeinsam manch glückliche Stunde in dem Garten und den traulichen Räumen verlebte, sehnte sich nach seinen stillen, lieben Worten und nach jenen Tagen, die sie auf ewig mit ihm vereinen sollten.

Und wieder kam es als einziges über ihre Lippen: „Gott behüte ihn!“

Auch der Vater und Tom waren gleich nach Maria an die Arbeit gegangen.

„Siehst du, Tom,“ sagte der Vater, „die Sonne scheint schon wieder mit alter Kraft; sie kommt immer wieder durch, läßt sich die Mühe nicht verbrießen und erreicht am Ende stets ihr Ziel.“

„Wir sollen uns an ihr ein Beispiel nehmen, nicht wahr?“ fragte Tom.

„Ja, das sollten wir, wie wir überhaupt die Natur als die beste Lehrmeisterin der Menschheit betrachten sollten!“ antwortete Peter Hardt.

Beide widmeten sich dann wieder schweigend der Arbeit.

Im Garten waren verschiedene junge, neue gepflanzte Obstbäumchen völlig umgebrochen, und die feinen Wurzeln lagen an der Oberfläche des Bodens.

Mühsam, mit Hilfe eines Eingeborenen, wurden sie wieder fest eingegraben, und Tom eilte dem Hause zu, um zur Stütze der Bäume feste Stangen zu holen.

Als er wiederkehrte, fand er Jonathan, Hanns von Dürrens treuen, schwarzen Diener bei dem Vater.

„Viel kaput, viel naß im Haus,“ seufzte der Schwarze.

„Ich reite heute mit dir nach der Farm,“ sagte Tom, Jonathan tröstend.

Die Augen des Schwarzen leuchteten. „Danke!“

„Sag', Jonathan, werden die Hereros Drlog machen?“ fragte Peter Hardt, nachdem sie die Arbeit beendet und wieder auf der Veranda des Hauses standen.

Jonathan sah dem Fragenden offen in die Augen.

„Ich weiß nicht, mein Herr, die Hereros schlechte Menschen, du besser nach Winhut gehen, wo mein Herr ist.“

„Willst du auch auf unsere Farm sehen, wenn wir fort?“

„Ja, mein Herr!“

Tom wollte für Jonathan Tabak und Reis holen, als dieser gerade unaufgefordert weiter sprach.

„Ich den Mister wieder hierher bringen heut' abend,“ meinte er, auf Tom zeigend.

„Warum?“

„Damit der Mister sicher ist,“ versetzte Jonathan.

Auch Maria fand sich herzu und fragte den Eingeborenen nach Hanns' Farm.

Ein trauriges Lächeln huschte über ihre Züge, als Jonathan von dem Schaden berichtete, den das Unwetter angerichtet hatte.

Peter Hardt sah es, wie wehe Maria diese Nachricht getan; wieder überlegte er, dachte nach und rief dann Maria zu sich.

„Wenn wir in den nächsten Tagen nach Winhut kommen,“ hub er an, „dann ist es mein Wunsch, daß du und Hanns heiratet. Ihr sollt nun nicht mehr länger warten, sollt glücklich sein!“

„Vater!“

„Mein Kind,“ sagte Peter Hardt gerührt, „ich weiß, ihr wolltet mir Zeit gönnen, mich an den Gedanken zu gewöhnen, mit Tom allein zu bleiben. Aber sieh', wenn ich dich von ganzem Herzen zufrieden weiß, dann wird in meine einsamen Stunden ein leiser Sonnenschein hineinfallen, der auch mich so recht zufriedenstellen wird.“

Maria senkte ihren Kopf, eine leichte Röte stieg in ihr Gesichtchen.

„In mein großes Glück aber wird ein Wehmuts-
tropfen fallen, wenn ich dich einsam weiß, Vater!“

„Nein, das wird nicht sein,“ antwortete Peter Hardt langsam. „Auch du verstehst und wirst es immer mehr verstehen, daß wir Menschen innere Zufriedenheit nur dann finden, wenn wir das eigene Ich mit all seinen Wünschen und Hoffnungen nicht in den Vordergrund drängen, wenn wir begreifen lernen, daß wir nur dann wahrhaft zufrieden sind, wenn am Glück derer, die uns lieb, wir Freude empfinden. Die Jugend verlangt nach Glück, sie findet es auch, und muß es haben, damit in späteren Zeiten die Erinnerung an schöne Stunden die einsamen Tage des Alters ausfüllt, damit man in Jahren des Unglücks nicht verzweifelt, sich vielmehr sagen kann, daß das Leben auch einmal gelächelt, einmal ganz ausgefüllt war vom wahrhaftigen Glück. Meistens freilich geht es uns Menschen so, daß wir die Gegenwart des Glücks kaum empfinden, wir glauben, es muß so sein, und erkennen erst viel später, wenn die Stunden der Seligkeit vorüber, wie glücklich man war und wie wenig man dieses Glück dankbar anerkannt hat. Dann kommt aber die Erinnerung, und in ihr erwacht das Verständnis für die schöne Vergangenheit. Wer die Erinnerung hochhält, wer sich gerne in einsamen Stunden in Betrachtung des Bilderbuches seines Lebens versenkt, der wird stets eine innere Zufriedenheit sich bewahren und wird auch nach und nach den tiefsten Sinn des Menschendaseins ergründen.“

Peter Hardt zog Maria an sich.

„Nicht wahr, mein Kind, du wirst in allen Lebenslagen stark bleiben, wie du es bisher gewesen bist. Wirst

stets das Leben als eine ernste Aufgabe betrachten, ob sie schwer oder leicht ist.“

Er sah versonnen auf die weite Fläche vor dem Haus, die nur mehr stellenweise Regenpfützen aufwies, und auf die wieder von Sonne beschienenen Sträucher, die in sattem Grün glänzten.

„Auch, wenn des Lebens Hoffnungen vernichtet, das Glück wie ein leichtes Luftgebäude zusammengebrochen, auch dann müssen wir tapfer durchhalten und dürfen nie vergessen, daß selbst, wenn unser menschlich Auge den Zweck des Daseins nicht sieht, das Leben dennoch einen großen Sinn hat!“

Maria reichte dem Vater fest die Hand.

„Ich werde versuchen, das Leben in deinem Sinne zu verstehen,“ sagte sie einfach.

Eine lange Pause entstand, dann meinte der Vater gelassen und gefaßt:

„Nach dem Mittagbrot wollen wir zum Missionar reiten, und morgen um diese Zeit werden wir wohl schon auf dem Wege nach Windhuß unterwegs sein.“

Siebzehntes Kapitel.

„Das war ein Unwetter heute nacht. Schon seit zwanzig Jahren bin ich nun hier, aber ein Gewitter, wie dieses, habe ich noch nicht erlebt,“ sagte der Missionar zu Peter Hardt, und führte die Gäste in sein Wohnzimmer.

„Ja, der Hagel hat viel Unheil angerichtet,“ versetzte Hardt, „wir haben zu dem Ritt, den wir sonst gut in

einer Stunde zurücklegten, beinahe die dreifache Zeit gebraucht. Das hoch angeschwollene Revier hat die Flächen weithin überspült, und selbst da, wohin das Flußwasser nicht gekommen, hat der starke Regen tiefe Furchen in den Erdboden gegraben, die uns an schnellem Vorwärtsreiten hinderten.“

„Über der Ritt war dennoch schön,“ fügte Maria zur Tochter des Missionars, einer kleinen, rundlichen Blondine, sich wendend, hinzu. „Auf den Felsenklippen, nahe dem Revier, saßen in ganz possierlichen Stellungen zusammengekauert eine Anzahl Paviane und stießen ihre bellenden Laute aus. Als wir näher heranritten, begannen sie sich schwerfällig zu bewegen, und es sah aus, als blickten sie mit einem gewissen Interesse zu uns herüber. Später, als die Sonne ein wenig tiefer stand und ein ganz leiser Wind über die Fläche strich, gewahrten wir wunderbare Farbenreflexe, und mir schien's, als erweitere sich plötzlich der Horizont.“

„Wir werden heute prachtvollen Mondschein haben,“ sagte die Tochter des Missionars, und, einen raschen Blick mit ihrem Vater wechselnd, fuhr sie bittend fort:

„Sie bleiben doch zum Abendbrot bei uns und reiten erst, wenn der Mond aufgegangen?“

„Mein, wir können leider Ihrer Einladung nicht folgen,“ entgegnete Hardt, „ich bin hauptsächlich gekommen, um mit Ihnen, Herr Missionar, Wichtiges zu besprechen. Wir reiten morgen nach Windhuk.“

„Nach Windhuk?“ fragte der Missionar erstaunt.

„Ja, ich werde Ihnen meine Gründe gern klarlegen.“

„Kommen Sie!“ Der Missionar öffnete die Türe seines Studierzimmers und schritt Peter Hardt voran.

„Rauchen Sie eine Zigarre?“ fragte der Missionar, eine Kiste von den rings die Wände des Zimmers bedeckenden Bücherregalen nehmend.

„Ich danke Ihnen!“

Die Herren setzten sich, der Missionar nahe seinem Schreibtisch auf einen Stuhl, Peter Hardt das Sofa überlassend.

„Es ist ein altes Stück, wird aber sicher noch lange seine Dienste tun,“ meinte der Missionar, auf das alte, gebrechliche Möbel zeigend, dessen Polsterung bereits tief eingedrückt war, und als Peter Hardt sich niederließ, bedenklich kramte.

„Sicher,“ entgegnete Hardt, mit zerstreutem Blick aufsehend.

„Nun, und warum wollen Sie nach Windhuk?“ fragte der Missionar, die Augen zusammenziehend.

„Es dürfte Ihnen bekannt sein, daß an uns Farmer eine Mahnung ergangen von Wessler Behsen —“

„Ja, ja, ich weiß, aber sie erscheint mir grundlos,“ erwiderte der Missionar.

„Man hat auch mich nach meiner Meinung gefragt,“ fuhr er fort, „und ich habe ruhig zurückgeschrieben, daß das Gerücht, ein Hereroaufstand bereite sich vor, jeder ernstern Unterlage entbehre.“

„So glauben Sie also, daß die Hereros ruhig bleiben werden?“

„Das glaube ich. Die Unzufriedenheit der Hereros ist übrigens durchaus nicht zu verwundern. Sie werden

wohl von dem Plane der Regierung gehört haben, nach welchem für die Eingeborenen Reservate gegründet werden sollen?“

„Gewiß,“ versetzte Hardt, „und dieser Plan erscheint mir äußerst nützlich.“

„So?“ sprach der Missionar aufgebracht, „ich hielt Sie bisher für einen Mann, der weitsichtig, und für einen gottesfürchtigen Mann —“

Peter Hardt hielt es für unnötig, auf diese letzten Worte zu antworten.

„Wem gehört dies Land? Den Deutschen etwa? Haben die ein Recht, den Herero auf ein abgemessenes Gebiet zu drängen?“ stieß der Missionar gereizt hervor.

„Wir kolonisieren hier, Herr Missionar,“ versetzte Hardt gelassen, „wir sind es, die das Land bebauen und es der Kultur erschließen, folglich besitzen wir auch ein Anrecht. Zudem aber sichern wir durch Gründung von Reservaten dem Herero ein festes Stück Land, das unveräußerlich. Sie wissen wohl, daß der Eingeborene für Schnaps und völlig unnötige Dinge sein Vieh und sein Land wegwirft. Je mehr aber die Besiedelung der Kolonie fortschreitet, desto weniger Land bleibt dem Herero. Und gerade aus diesem Grunde will man ihm Gelegenheit geben, unveräußerliche Landstrecken zu behalten. Es soll ja auch kein Herero gezwungen werden, sich auf das Reservat zurückzuziehen.“

„Ich werde dafür sorgen, daß dieser Plan vereitelt wird,“ gab der Missionar schroff zur Antwort.

„Das wäre sehr bedauerlich. Die Vorteile, die die Gründung von Reservaten mit sich bringen, sind nicht ge-

ringe. Man wird den Händlern, die jetzt den Eingeborenen auslaugen, den Zutritt verwehren, vor Händlerübergriffen wird man den Eingeborenen schützen.“

„Das kann man auch so,“ sagte der Missionar, „man braucht sie nur des Landes zu verweisen.“

Peter Hardt sah ein, daß jede fernere Rede vergeblich war, und schwieg.

Auch der Missionar schien das Gespräch nicht fortsetzen zu wollen, er blickte verdrossen vor sich hin, dann begann er aber doch wieder nach einer Pause.

„Unsere Ansichten in dieser Frage treffen sich nicht. Um aber auf den Grund Ihres Hierseins zu kommen, so glaube ich richtig verstanden zu haben, daß Sie meine genaue Ansicht über die Möglichkeit einer Erhebung des Hererovolkes hören wollten?“

Hardt nickte zustimmend.

„Ich sagte Ihnen schon, ich glaube nicht daran. Die Heiden werden von Jahr zu Jahr durch das Beispiel ihrer christlichen Stammesbrüder mehr von dem Geist des Christentums erfaßt. Auch sie beginnen das Wort des Herrn zu begreifen: „Liebet eure Feinde!““

„So herrlich weit habt ihr es also schon gebracht, daß die Hereros in uns ihre Feinde sehen,“ murmelte Peter Hardt verächtlich.

Um das, was er seit seinem Aufenthalt in der Kolonie gedacht, was ihn innerlich empört und entrüstet hatte, dieses Treiben der Missionare, ihr dauerndes Entgegenarbeiten, ihr systematisches Untergraben deutscher Kolonisationsarbeit, ihr völliges Mißverstehen der eigenen Aufgabe, die doch nur auf die Befehrung der Heiden ge-

richtet sein sollte, die nur langsam und stetig den haltlosen Charakter des Herero zu einem festen, zuverlässigen ummodellern mußte, und versuchen sollte, den Segen der Arbeit und Gottesfürchtigkeit den unklaren Köpfen begreiflich zu machen, all das rang nach Worten.

Peter Hardt gehörte zu den Naturen, die eine tief innere Religion haben, eine Religion, die sich nicht an bestimmte Formen hält, die nicht fragt: bist du Protestant, bist du Katholik?, die nicht nach Äußerem geht, deren Hauptinhalt ein gottesfürchtiges, reines Herz ist, die nie aufhört, nach Wahrem zu suchen und allein im Gemüte ihren Platz hat.

Er suchte nach Worten, die dem Missionar seine Ansicht verständlich machen sollten, er kämpfte die Bitterkeit nieder, wollte klar und ohne Gehässigkeit seine Gedanken ausdrücken und die Fehler, die die Mission beging, offen äußern, wollte versuchen, den rechten Weg zu weisen, der zu wirklichem Christentum die Heiden führen sollte.

Seine Stimme klang ruhig und überzeugend, als er nach einer langen Pause zu sprechen anhub:

„Das wahre Christentum, Herr Missionar,“ begann er, „äußert sich nicht im Beten und Singen, wie es die Hereros tun. Es äußert sich auch nicht darin, daß sie Worte, wie: ‚Liebet eure Feinde!‘ unverständlich nachsprechen. Sie sollen auch in den Deutschen keine Feinde sehen, vielmehr müssen sie dazu erzogen werden, in uns ihre Berater zu erblicken.“

Der Missionar lachte spöttisch. „Das tun vielleicht einzelne unwissende Heiden, die den Sinn des Christentums

nicht begreifen, die in der sogenannten Kulturarbeit der Deutschen ihren Vorteil wahrnehmen.“

„Wenn die Heiden so denken, dann sind sie von einem besseren Gefühl geleitet, als die Christen. Und es ist mir auch verständlich, denn die Heiden arbeiten, die Christen aber glauben sich zu gut dafür. Man sollte ihnen das Wort begreiflich machen: ‚Bete und arbeite!‘“

„Arbeiten vielleicht die Deutschen hier im Lande? Sie trinken und verleiten den Eingeborenen auch dazu,“ warf der Missionar ein.

„Nicht alle, viele Deutsche arbeiten auch hier angestrengt, eifrig. Ich gebe zu, daß oft das schlechte Beispiel, das Deutsche dem Herero geben, schweren Schaden bringt, daß die Missionsarbeit dadurch sich schwieriger gestaltet, aber trotzdem kann man Mittel und Wege finden, den Eingeborenen zum wahren Christentum zu führen.“

„Tun wir das etwa nicht?“ schrie der Missionar, außer sich.

„Sie haben die feste Absicht, es zu tun, aber ich meine, es müßte mit großer Vorsicht getan werden, man sollte sich nicht begnügen, daß der Eingeborene getauft ist, man sollte erst langsam den Begriff für innerliches Christentum in ihm wecken. Der heidnische Kultus ist durchweht von geheimnisvollem Zauber, und dieser Zauber übt seit Jahrhunderten eine gewaltige Macht auf das Gemüt des Negers aus. Wir wollen und müssen diese Macht brechen; um das zu können, gilt es aber, diese Macht erst zu verstehen. Ich meine, ehe man neue Ideen dem Herero bringt, muß man sich in seinem innersten Gemütsleben zurechtfinden können. Man muß den Gefühlen nähertreten, sie

dem eigenen Verstand greifbar machen, bevor man an Umwandlung denken kann. Das heißt, es bedarf eines langen, eingehenden Studiums der Vergangenheit, eines reiflichen, nachsichtigen Überlegens, und einer ebenso langsamen als stetigen Vorbereitung des inneren Menschen, bevor er die christliche Idee in ihrer ganzen Größe zu fassen vermag. Selbst wir, die wir auf eine tausendjährige Kultur zurückblicken, begreifen vielfach den innersten Kern des Christentums noch nicht ganz. Bei den Hereros aber dürfen wir nicht mit einem gebildeten, arbeitsfreudigen Volke rechnen, das den Segnungen des Christentums leicht zugänglich ist, sondern mit einem Volke Halbwilder, die ohne lange Vorbereitung die großen Lehren falsch verstehen!“

Der Missionar machte eine unwillige Bewegung.

„Das Christentum will erworben sein,“ fuhr Hardt unbeirrt fort, „wer arbeitet und kämpft, hat erst das Recht auf die höchsten Güter des Lebens, wem sie in den Schoß fallen, der wird sie nicht hochhalten, für den bedeuten sie ein Spielzeug, mit dem man tändelt, und es wegwirft, wenn es langweilig geworden.“

„Wir Missionare leben so lang schon in diesem Land, und der Charakter des Eingeborenen ist uns durchaus kein Buch mit sieben Siegeln. Wir verstehen seine Sprache und folglich auch seine Gedanken.“

„Und trotzdem würde ich an Ihrer Stelle dem Eingeborenen auch die deutsche Sprache beibringen. Es wäre von unnennbarem Werte, wenn der Herero deutsch spräche. Dann würden nicht nur Sie und Ihre Amtskollegen ihm nähertreten, sondern auch die übrigen Deutschen. Und

dann würden auch vielfach Mißverständnisse vermieden werden.“

„Warum lernen die Deutschen hier nicht lieber Herero?“

„Die meisten hier im Land beherrschen die Sprache der Eingeborenen wenigstens soweit, um sich in den nötigsten Gesprächen verständlich zu machen. Aber Sie wissen wohl, Herr Missionar, daß wir nicht in dies Land kommen, um Sitten und Gebräuche der Hereros anzunehmen, vielmehr, um diese auf einen höheren Kulturstand zu bringen.“

„Ja,“ fügte der Missionar schroff hinzu, „um den Hereros schlechte Angewohnheiten beizubringen.“

„Einzelne mögen unter den Weißen sein,“ erwiderte Hardt, „die den Kulturstand des Eingeborenen nicht heben, aber es gibt viele, deren redliches Bemühen dahin geht, den Schwarzen heranzubilden. Wenn die Hereros sich jemals erheben, dann wird zum großen Teile die Schuld daran liegen, daß wir sie nicht recht zu nehmen wußten, daß sie die gesamten Weißen nach dem Gebaren einzelner beurteilen, die sie in brutaler Art ausbeuteten. Und dies kann leicht verhindert werden, wenn der Herero deutsch spricht und dem Denken der Deutschen näher kommt. Dann wird er auch begreifen, daß er das ihm zustehende Recht erlangen kann, wenn er sich vertrauensvoll an uns wendet.“

„Was wollen die Deutschen hier? Gewinnsucht treibt sie in dies Land! Sie waren es und sind es, die das kindliche Gemüt des Eingeborenen verdarben.“

Peter Hardt stand auf. Das Gespräch mit dem Missionar zeigte ihm so recht, welch' tiefe Kluft zwischen seinem und des Bekehrers Denken lag. Wie schon oft

zuvor dachte er auch jetzt, daß es eigentlich zwecklos ist, die eigensten Empfindungen preiszugeben, bloß um mißverstanden zu werden. Er begriff, daß die Missionare in blindem Fanatismus handelten, ohne die Ansichten anderer auch nur einer genauen Prüfung zu unterziehen. Und wieder kam es ihm an, daß jeder Versuch, die Missionare auf einen klaren, menschlichen Standpunkt zu bringen, vergeblich sein würde.

Er dachte abermals eine Zeitlang nach und sagte dann, seine Erregung zurückhaltend, in gemessenem Tone:

„Dies Land ist eine deutsche Kolonie. Nicht Gewinn sucht treibt uns hierher, sondern eine Notwendigkeit. Die deutsche Heimat wird zu klein, und wer da keinen Platz findet, der geht in die weite Welt und sucht nach Betätigung seines Könnens. Es ist nicht unsere Absicht, der Eingeborenen Kraft zu unterdrücken, wir wollen sie nur in den Dienst einer großen Aufgabe stellen. Wir wollen diese Kraft nützen, damit sie nicht verkümmert oder am falschen Plage sich entwickelt. Dies ist die Absicht derer, die mit Ernst und Verständnis hierhergekommen. Und, glauben Sie mir, Herr Missionar, einmal wird und muß dies Ziel erreicht werden! Vielleicht werden uns schwere Kämpfe bevorstehen; denn fügen die Eingeborenen sich nicht willig dem besseren Wissen der Weißen, so müssen wir sie dazu zwingen.“

„Das dürfte wohl nicht so einfach sein, wie Sie es sich denken,“ unterbrach der Missionar.

„Ich sprach von schweren Kämpfen,“ wiederholte Harbt, „aber das eine dürfen wir trotzdem nicht außeracht lassen, daß, wenn es auch zu einem Kampf kommt, wir

doch endlich siegen werden. Und dann haben die Hereros das Unrecht auf nachsichtige Milde unsererseits verloren! Die Hereros würden mit einem Aufstand nur ihre Freiheit verlieren. Sie besitzen jetzt Freiheit, allerdings ohne Verständnis dafür. Denn Freiheit weiß eben nur der zu nützen, der innerlich gefestigt ist, der nicht ein Spielball aller möglichen Einflüsse und Launen ist. Ich glaube bestimmt, daß, wenn es je zu einem Aufstand kommt, daß nicht die Masse des Volkes ihn leitet, sondern der Wille einzelner Unzufriedener, die in ihrem Nichtstun auf abenteuerliche Ideen verfallen. Denn das Volk, der arbeitssame Herero, weiß genau, daß es ihm unter der Herrschaft der Weißen besser geht, als unter der seines Volkes. Das Volk der Hereros wird von den Großen des Stammes geknechtet, es muß arbeiten, damit die Kapitäne und deren Sippschaft faulenzgen können. Kommt es zu einem Aufstand, werden viele der Hereros gezwungen, nur mitzutun. Und das Ende wird der Untergang des Volksstammes sein.“

Der Missionar hatte unwillkürlich aufmerksam zugehört.

„Sie mögen ja in einigen Behauptungen recht haben,“ gab er schließlich zu, „die Mission aber kann doch nur das Wohl der Eingeborenen im Auge haben, hat allein die Pflicht, den Herero dem Christentum zuzuführen! Wir sind der Eingeborenen wegen, nicht der Weißen wegen hier.“

„Sie würden aber das, was Sie als Ihre alleinige Aufgabe betrachten, schneller und besser erreichen, wenn Sie auch Kulturpioniere sein wollten, wenn Sie den Eingeborenen zur Arbeit, zu ernstem Schaffen erzögen,

wenn Sie versuchten, den Hochmutswahn des Herero zu brechen.“

Peter Hardt glaubte den richtigen Ton gefunden, er fuhr fort:

„Ich verwerfe keineswegs die Ideen der Mission und vergesse auch nie, daß der Herero ein Hilfsfaktor zur Hebung des Landes ist, den wir nicht so leichter Hand ersehen können. Aber eins möchte ich Ihnen zu bedenken geben! Die Lehren, auf denen das Christentum beruht, sind in jahrtausendelangem Kampf um Wahrheit erst der Menschheit offenbart worden. Sie beruhen auf den grundlegenden Gesetzen der menschlichen Gesellschaft, nicht bloß der christlichen. Immer aber sehen Sie eine gewisse Tätigkeit voraus: ‚Tu etwas, damit du erkennst, was gut und böse, was dein und was deines Nächsten, was wahr und was unwahr.‘ Diese Praxis der Lehre verlange ich vor allem, ich stelle Sie bei weitem höher, als die bloße Theorie mit Gesang und Weihrauch.“

Der Missionar wollte empört über diese freimütige Äußerung auffahren, als seine Tochter mit allen Zeichen der Aufregung ins Zimmer trat und ihm erregt einige Worte zuflüsterte, worauf er eiligst hinausging.

„Wenn ihr nur endlich klar sehen wolltet,“ murmelte Hardt inzwischen, „auch nicht in fanatischen Idealen wiegen müßtet, bis es zu spät.“

An der Tür des Wohnzimmers standen, als der Missionar herzukam, eine Anzahl großer, dunkler Gestalten und warfen finstere Blicke ins Innere des Zimmers.

„Was wollt ihr?“ fragte der Missionar in Herero.

Die Männer murmelten, blickten drohend auf Maria,

die neben der Tochter des Missionars auf dem Sofa saß, dann trat einer vor und sagte in herrischem Ton:

„Wir machen Orlog!“

„Orlog mit den Deutschen!“ schrien sie plötzlich alle zusammen.

„Du hast einen weißen Mann in deinem Haus, gib ihn uns!“ stießen sie, wild die Augen rollend, hervor, „gib ihn uns heraus! Dich, alle Missionare und die Frauen wollen wir schonen, aber gib uns den weißen Mann!“

Maria und die Missionarstöchter sprangen auf, eilten nach der Studierstube, wo Peter Hardt noch weilte.

„Mein Pferd?“ fragte Hardt, nachdem er vernommen, was vorgefallen.

„Vater!“ Maria stand bleich wie der Tod vor ihm.

„Ich muß Tom retten!“ Er küßte Maria.

„Schützen Sie mein Kind,“ sagte er flüsternd zu der Tochter des Missionars, die ihm sein Pferd, den weißen Schimmel, der noch gefattelt im Kraal gestanden hatte, an die hintere Tür des Studierzimmers führte.

Dann sprang er auf und sprengte davon.

„Gott sei Dank, daß es schon dunkel geworden ist,“ stöhnte die Missionarstöchter und kniete nieder, um zu beten. Maria aber stand erstarrt, ohne Bewegung, wie leblos.

* * *

Der Missionar war bei den Worten der Hereros wie vom Schlag gerührt zusammengefahren.

Seine Züge verzerrten sich gräßlich, die Augen traten beinahe aus den Höhlen.

Dann flehte er, bat, beschwörte, drohte —
Umsonst!

Das Schreien der zügellosen Bande wurde nur von Minute zu Minute ärger.

Frauen, Kinder, alles stürmte von der Werft heran, alle gleich wild, sinnlos, mit unartikuliertem Johlen die Stille der Nacht störend.

Und der Missionar stand immer noch wie gelähmt an der Türe.

Er merkte nicht, wie einige Burschen sich mit Geschrei entfernten.

Erst zwei Schüsse, die unweit vom Haus gefallen sein mußten, weckten ihn aus seiner Betäubung.

Er sah auf. Ungefähr einige hundert Meter vom Haus drängte sich eine dunkle Masse um ein Pferd. Der Mond lugte gerade aus dunklem Wolkengebüß hervor und beleuchtete die Menschengruppe.

Der Missionar wollte vorwärtsstürmen, nach dem Punkt, wo er das Pferd gesehen hatte. Ihm kam eine gräßliche Ahnung.

Ein alter Herero hielt ihn fest, und seine Tochter, die die bewußtlos zusammengebrochene Maria eben noch auf das Sofa gebettet hatte, kam heran und umklammerte den Vater mit von der Aufregung gestählter Kraft.

Machtlos blieb er, wie gefesselt, stehen, dann führte ihn die Tochter ins Zimmer. Hier sank er kraftlos auf einen Stuhl. Mit versagender, gebrochener Stimme sagte er: „Peter Harbt hatte recht! Außerliches, mißverständnes Christentum!“

Ohne sich zu regen, saß der Missionar die ganze Nacht hindurch mit irrem, glanzlosem Blick im Wohnzimmer.

Er hörte nichts von dem, was um ihn herum vorging, nicht, wie ein alter Herero heimlich den toten Peter Harbt ins Zimmer trug, nicht, wie die wilden Banden ums Haus tobten und gegen Mitternacht johlend abzogen.

Er stöhnte nur tief auf, wie in einem gräßlichen Traum befangen.

Nehtzehntes Kapitel.

Tom sah sich um.

„Wo bin ich? Was ist vorgegangen?“ Er faßte mit beiden Händen an seinen Kopf. Ein Schmerzenslaut entfuhr seinen Lippen. Seine Hände waren blutüberströmt, schwer fielen sie zurück. Das Bewußtsein schwand wieder.

Da kroch Jonathan auf allen Vieren zu Tom heran, legte seine eiskalten Hände auf dessen Stirne.

„Mister, Mister, wach auf!“ Tom öffnete ein wenig die Augen.

„Wir sind gerettet,“ flüsterte der Schwarze, „die Hereros sind fort, sie glauben dich tot!“

Wie einem müden Kind fielen Toms Augen wieder zu, er stöhnte nur schwer und griff wieder nach dem Kopf.

„Mister, Mister, wach' auf!“ flüsterte Jonathan angst-erfüllt. Mit Lappen, die er in Regenschuhen naß gemacht, wuschte er vorsichtig das Blut von Toms Gesicht.

„Was ist geschehen, Jonathan?“ stammelte Tom leise.

„Trink' erst, Mister,“ versetzte der Schwarze und reichte Tom einen Blechbecher mit Rum.

Tom trank folgsam, von Jonathans starken Armen gestützt.

Die Lebensgeister schienen wiederzukommen. Mit äußerster Willenskraft richtete er sich auf, aber das, was er sah, war so entsetzlich, daß er ohne einen Behlaut wieder zusammenbrach.

* * *

Tom war mit Jonathan gleich nach dem Mittagbrot, noch bevor der Vater und Maria zum Missionar ritten, nach Hanns von Dürrens Farm aufgebrochen. Dort hatte das Unwetter schweren Schaden angerichtet, und die beiden arbeiteten lange, ehe das nötigste in Ordnung gebracht war. Erst gegen Abend ritten sie zurück, und Tom ruhte sich in seinem Zimmer ein wenig aus, während Jonathan nach dem Vieh sah.

Dem Schwarzen fiel es auf, daß weit und breit kein Viehwächter, kein menschliches Wesen zu sehen war.

Er wollte gerade zu Tom gehen und ihn fragen, ob er wüßte, wo die Diener und Treiber wären, als eine johlende Hererobande sich dem Anwesen näherte.

Und ehe noch Jonathan überlegte, was geschehen, was er tun sollte, stürzten die Hereros heran, ins Haus hinein, raubten, plünderten, tobten wie wilde Tiere, die von den eisernen Käfigen befreit, die lang unterdrückte Blutgier in fürchterlicher Grausamkeit befriedigen.

Jonathan kletterte mit der Geschwindigkeit eines Affen auf den großen, dichtbelaubten Akazienbaum.

Er fühlte instinktiv, daß er dem zügellosen, gräßlichen Gebaren der Hererobande nicht Einhalt gebieten konnte;

wußte er doch, daß seine Volksgenossen ihn wegen seiner hündischen Anhänglichkeit an Dürren haßten.

Sie würden ihn erbarmungslos niedergemetzelt haben, und dann wäre Tom schutzlos gewesen.

Über Jonathan besaß eine richtige Negerschlaueheit.

Er kannte seine Stammesbrüder zur Genüge, um voraus zu wissen, daß sie, nachdem Farm Hardt vernichtet, weiterziehen würden nach Farm Dürren und auch da zerstören und rauben, was ihnen in die Hände fiel.

Vielleicht würden sie Tom nicht finden, in der blinden Wut ihn übersehen. Jonathan zitterte, bebte vor Angst und Grauen, er verfolgte mit entsetzten Blicken von seinem Versteck aus, wie die Hereros Möbel, Bücher, alles, was im Hause war, zertrümmerten, wie sie Schränke und Schubladen öffneten, herausnahmen, was ihnen gefiel, sich mit dem Hardtschen Eigentum beluden, und unter rasendem Gejohle ein Feuer entzündeten, das, vom Wind entfacht, mit graufiger Schnelligkeit die Balken ergriff und züngelnde Flammen das Haus umgaben. Und weiter sah er, wie sie in Toms Zimmer stürzten, — er hörte einen markerschütternden Schrei.

„Nun ist der kleine Mister tot,“ dachte Jonathan und wollte vom Baume herunterstürzen, aber seine Glieder waren wie gelähmt.

Da kamen auch schon die Hereros heraus aus dem Zimmer mit geschwungenen Kirris und lachten wie die Teufel über das Blut, das an den Keulen sichtbar war.

Jetzt schienen sie zufrieden. Nun ging's nach dem Viehtraal, die Tiere wurden herausgetrieben, und fort

eilte die lärmende Horde, fort in der Richtung nach Farm Dürren.

Jonathan verharrte noch eine Minute regungslos. Plötzlich kam wieder Leben in ihn.

Vom Baum herunter, ins brennende Haus hinein, war eins!

Tom lag blutüberströmt, ohne jedes Zeichen von Leben, auf dem Boden seines Zimmers, und durch die Fenster schlugen bereits die Flammen herein, die Balken der Decken trachten, sie mußten in der nächsten Minute schon einstürzen.

Da nahm Jonathan den völlig entkleideten Tom in seine Arme und sprang mit ihm durchs Fenster ins Freie.

Auf dem Grab der Mutter, das von hohen Bäumen versteckt dalag, bettete er den leblosen Körper.

„Der kleine Mister ist tot,“ dachte er wieder, und in seine vom Schreck erstarrten Augen traten Tränen.

Trotzdem rieb er Toms Glieder, wusch den Körper mit nassen Blättern, bewegte die starren Arme, die starren Beine.

Und endlich hob sich die Brust des Totgeglaubten wieder leise.

Jonathan legte sein Ohr an Toms Herz — es schlug noch!

Und da faltete er, der Heide, wie er es einmal bei seinem Herrn, Hanns von Dürren, gesehen, die Hände und richtete die Augen dankerfüllt nach dem dunklen Nachthimmel.

„Der kleine Mister lebt!“

* * *

„Wir müssen fliehen!“ Jonathan rüttelte den ohnmächtigen Tom.

„Fliehen?“ Tom erwachte wieder, als Jonathan ihm abermals aus seiner Feldflasche etwas Rum einträufelte.

In diesem Augenblick hörte Jonathan ein leichtes Rascheln.

Ein halbwüchsiger Hererojunge zeigte sich nahe des Viehtraaks.

„Ein Posten, den die Hereros hergeschickt,“ dachte Jonathan, „um zu sehen, ob noch jemand lebte!“

Sowie der Junge sie bemerken würde, mußte er nach der Werft laufen und die übrigen herzuholen. Jonathan wußte es. Dann war Tom ganz verloren, dann konnte er mit dem armen, kleinen Mister nicht mehr fliehen.

Eine Sekunde überlegte der treue Schwarze, und schon sprang er wie ein Tiger auf den Herero und faßte ihn bei der Gurgel.

Der Hererojunge zog ein Messer, stach nach Jonathan und traf ihn in die Schulter.

Ein Stöhnen, ein Laut, wie ihn ein verwundetes Tier ausstößt, entrang sich Jonathans Brust, er taumelte. Aber sofort übermannte seine Wut den Schmerz.

Er entriß dem Jungen das Messer und bohrte es diesem mitten ins Herz.

Jonathan suchte aus dem brennenden Trümmerhaufen des Hardtschen Hauses einige Zeugreste zusammen und machte aus diesen und einigen abgepflückten Grasbüscheln sich einen Verband auf die blutende Wunde. Dann teilte er mit Tom seine Kleider, gab diesem seinen Rock und die Hosen, zog ihn an, verband ihm auch die klaffende

Kopfwunde, nahm den kleinen Mister in seine Arme und trug ihn davon.

Der Weg, den Jonathan einschlug, führte über Geröll und Gestein, durch Dornen und Gestrüpp.

Er wollte mit Tom zu dem Missionar, dort mußten ja der alte Mister und die Missie sein. Den Pfad, der am ehesten dahin führte, aber konnte er nicht wählen, denn dieser würde ihn bald den Hereros sichtbar gemacht haben. Mit einer Schlaueit, wie sie nur dem Eingeborenen eigen, suchte Jonathan nach Spuren und verwischte die eigenen. Er war gewöhnt, sich im Finsternen zu bewegen, er tastete sich vorwärts, kletterte mit seiner Last, mit Tom im Arm, über zackige Felsriffe, den eigenen brennenden Schmerz zurückdrängend.

So langte er endlich in einer Felschlucht an, wo er Tom ausruhen ließ; er selbst aber lugte vorsichtig aus dem Versteck hervor über die Ebene hin.

In der Ferne konnte er bereits das Missionshaus sehen!

Nun galt es über die kahle Fläche zu schleichen; denn auf den Anhöhen, unweit des Missionshauses, erspähte Jonathan eine Gruppe Hereros, die bewaffnet schienen.

Er nahm Tom auf den Rücken und kroch zwischen dornigen Sträuchern, die seine Haut abrissen und ihn fürchterlich zurihteten, langsam vorwärts.

Plötzlich hielt er erschrocken im Gehen inne; ein Geräusch, das wie fernes Schießen sich anhörte, wurde laut. Er spähte wieder vorsichtig nach den niedrigen Anhöhen und bemerkte, wie die Hereros durcheinanderliefen.

Schon klang auch das Getrappel mehrerer Pferde an sein Ohr.

Der Morgen graute!

Jonathan raste, mit Tom auf dem Rücken, vorwärts und erreichte atemlos das Haus des Missionars.

Neunzehntes Kapitel.

Hanns von Dürren war mit seinen Soldaten ohne jede Rast, wie vom Feind verfolgt, nach Farm Hardt geritten, immer querselbein, jede Werst meidend, durch Gebüsch und Gestein, über Gräben und Klippen hinweggaloppierend.

Mitten in der Nacht langte er am Nosob an. Der Fluß war immer noch hoch angeschwollen, an ein Hindurchreiten konnte man nicht denken. Dürren ließ absatteln. Dann schwammen Pferde und Menschen ans andere Ufer hinüber. Erfrischt von dem kühlen Naß des Wassers stürmte die Kolonne unter Voranritt Hanns von Dürrens vorwärts; ohne auch nur einen einzigen Herero zu treffen, erreichten sie Farm Hardt.

Der Unteroffizier, der dicht hinter Dürren ritt, sah diesen plötzlich wanken. Sie waren an der Stelle angekommen, wo das Hardtsche Haus gestanden, wo jetzt nichts als ein großer Trümmerhaufen mehr übrig war und die hellen Flammen noch vereinzelt aus der Asche emporglühten.

Wie besinnungslos, mit verzerrten Gesichtszügen und zusammengebißnen Zähnen, sprang Dürren vom Pferd.

Auch die Soldaten sprangen ab und suchten nach Leichen.

„Sie werden zum Missionar geflüchtet sein,“ sagte endlich der Unteroffizier.

Wortlos schwang sich Dürren wieder in den Sattel.

Ihm folgten die Soldaten, und wie die wilde Jagd sprengten die Tapferen dem Hause des Missionars zu.

„Halt! Absetzen! Feuer!“ kommandierte da plötzlich Dürrens Stimme. Alle parierten ihre Pferde durch, sprangen ab und griffen nach ihren Gewehren.

Dürren hatte auf den nahen Anhöhen die Hereros bemerkt, die, mit Gewehren in der Hand, lauernd nach der Ebene blickten.

Im selben Augenblick flogen die Kugeln wie ein Hagelregen zu den Eingeborenen hinüber.

Schuß auf Schuß folgte. Das war's, was Jonathan gehört.

Er hatte, nachdem er im Missionshaus angekommen war, den totkranken Tom mit Marias Hilfe auf ein Bett gelegt, und stumm dabeigestanden, als Maria den Bruder ans Herz gedrückt, wortlos, tränenlos.

Noch ehe die Nacht dem dämmernden Tage gewichen, war Maria aus ihrer Ohnmacht erwacht.

Die Tochter des Missionars hatte ihr schluchzend den Tod Peter Hardts gestanden.

Wie ein Bild aus Stein erschien Maria, als sie erfahren, was geschehen.

Tränenlos war sie an der Leiche des Vaters niedergekniet, tränenlos hatte sie mit der Tochter des Missionars den Toten nach dem kleinen Missionsgärtchen getragen,

hatte mit fester Hand ein tiefes, tiefes Grab gegraben und den Vater hineingebettet, und tränenlos, erstarrt im Schmerz, hatte sie die Erde festgedrückt, grüne Blätter über den Boden gestreut und jede Spur, die auf ein Grab hätte deuten können, verwischt.

Niemand konnte ahnen, kein Herero hätte ergründen können, daß hier ein Mensch den letzten, langen Schlaf hielt.

Maria hatte Tom gewaschen und frisch verbunden.

Aber der Kranke stöhnte nur leise, die Besinnung kam noch nicht wieder. Jonathan und Maria legten kühle Umschläge auf Toms Herz.

Da, plötzlich ertönte ein Knattern und Knallen, ganz nahe dem Hause. Der Schwarze stürzte zur Türe: Hanns von Dürren war mit seinen Soldaten bis zu dem dichten Gesträuch des Missionshauses vorgeedrungen. Hier entspann sich ein verzweifelter Kampf. In wilden Sätzen stürmten die Hereros die Anhöhe hinab. Ringsum ertönte ein wütendes Kriegsgeheul. Das Knattern und Knallen der Schüsse mischte sich in die unartikulierten Laute, die aus Weiberkehlen zu kommen schienen. Schon rüdten die Hereros immer näher heran, da flogen wieder die Kugeln wie ein Hagelregen zu ihnen hinüber. Jonathan sah, wie einige Schwarze taumelten, hinstürzten, und nicht wieder aufstanden. Eine Sekunde lang blieb es ruhig, die Deutschen rüdten dicht ans Haus heran.

Da, plötzlich ein Schuß! Hanns von Dürrens Pferd bäumte sich hoch auf, er selbst aber sank gebrochen zur Erde.

Im selben Augenblick war auch schon Jonathan vorgesprungen, hob seinen Herrn auf und trug ihn ins Haus.

Der Unteroffizier nahm den Kampf weiter auf; mit aufgepflanzten Bajonetten stürmten die Soldaten vorwärts, Schüsse krachten, das Knaden der Gewehrhähne und das Pfeifen der Kugeln durchzitterte die Luft. Die Hereros stoben auseinander.

Sie flohen unter entsetzlichem Geschrei, flüchteten in die Berge.

Die Soldaten besetzten das Missionshaus.

Jonathan hatte Hanns von Dürren zu Maria getragen.

Die Kugel war dem Tapferen in die Brust eingedrungen und hatte die Lungen zerrissen. Hanns machte noch einige verzweifelte Versuche, sich aufzurichten, sank aber hilflos in seinem Blute zusammen.

Der Atem hörte schon völlig auf, der Schlag des Herzens wurde leiser und leiser.

Da trat der Missionar, der immer noch wie betäubt im Wohnzimmer gesessen hatte, an Maria heran.

Sie hielt den sterbenden Hanns von Dürren in ihren Armen.

Der alte Missionar hob wie segnend die Hände über den beiden.

Draußen und im Haus war es totenstill. Die Sonne lugte mit ihren goldenen Frührotsstrahlen zum Fenster herein. Der Missionar und seine Tochter knieten nieder.

Über Hanns von Dürrens Antlitz zuckte ein letztes Lächeln.

Er hatte Maria erkannt. Seine Hände versuchten, sie noch einmal zu umfassen, da stürzte das Blut aus dem Munde hervor.

Die Arme fielen zurück, der Kopf sank auf Marias Schulter.

Das Herz krampfte sich unter einem letzten Nöcheln zusammen.

Die Augen öffneten sich noch einmal, ein verklärter Blick traf Maria.

Hanns von Dürrens Hünengestalt reckte sich — er war tot.

Zwanzigstes Kapitel.

„Morgen abend kommt Maria Hardt mit ihrem Bruder zu uns!“ sagte Frau Klein zu ihrem Mann, der eben von seinem Bureau heimkehrte.

„Sie kommt also doch?“ fragte der Assessor zerstreut.

„Du weißt ja doch, Willy, daß die Arme nicht eher nach Swakopmund kommen konnte, ehe der Bruder transportfähig war.“

„Ich weiß, ja!“

Frau Klein sah ihren Mann forschend an.

„Hattest du Unannehmlichkeiten, Willy?“

„Unannehmlichkeiten!“ entfuhr es Klein schroff. „Wir reisen mit dem nächsten Dampfer nach der Heimat zurück, alles im Leben hat seine Grenzen!“

„Willy!“

Assessor Klein lief erregt auf und ab im Zimmer, plötzlich blieb er vor seiner Frau stehen.

„Ich bin den Intrigen, die hier gesponnen werden, nicht gewachsen!“

Die junge Frau blidte entsetzt auf; sie begriff nicht, was vorgefallen sein könnte, daß ihr Mann derartig erregt war.

„Man hat sich nicht gescheut, meinen Namen in den Schmutz zu treten, mir Dinge unterzuschieben, die geradezu himmelschreiend sind!“

„Was? Wer?“ fragte Frau Klein, kaum ihrer Stimme mächtig.

„Was?“ Assessor Klein stieg das Blut zu Kopf. „Was?“ wiederholte er, „hier, lies selbst!“

Er reichte seiner Frau den Auschnitt einer deutschen Zeitung.

Die junge Frau erblickte schon nach den ersten Worten, und als sie den Artikel zu Ende gelesen, starrte sie ihren Mann fassungslos an.

„Ja,“ sagte er dumpf, „du siehst nun selbst, was man mir nachsagt!“

Verächtlich fuhr er fort: „Dieser Notiz nach habe ich mich wissender Ungerechtigkeit schuldig gemacht, habe das Ansehen von Kaufleuten untergraben, die rechtschaffen und ehrlich gehandelt, habe die Eingeborenen im Gefängnis verhungern lassen, und überall, wo ich hingekommen, Streit und Zanf angestiftet.“

„Daß, laß,“ unterbrach seine Frau, „wer, ich meine, von wem geht das aus?“

„Ich weiß es nicht; das ist es ja, was mich machtlos macht. Wenn ich wüßte, wer's gewesen, ich —“

„Willst, beruhige dich erst, laß uns klar überlegen,“ bat sie tonlos.

„Es bleibt mir nichts mehr zu überlegen,“ gab der

Assessor, ruhiger werdend, zurück, „mein Entschluß ist gefaßt. Ich gehe nach Deutschland und suche dort mein Recht!“

Die junge Frau stützte schwer den müden Kopf auf die Hand.

„Du hast stets das Beste gewollt, hast immer versucht, die verschiedenen Elemente hier im Lande zu beschwichtigen, wenn sie gegeneinander geraten waren. Wenn ich auch nicht all dein Handeln vorher wußte, oder von dir erfuhr, im stillen habe ich es verfolgt, und so weiß ich, daß nicht allein der natürliche Instinkt des Weibes in mir, weil ich deine Frau bin, dir recht gibt, sondern daß auch mein Verstand jede deiner Handlungen als die lautersten und richtigsten anerkennt.“

Sie sprach mit einer solchen Ruhe und Gleichmäßigkeit, daß Assessor Klein unwillkürlich erstaunte.

„Ich weiß, Willst, du wunderst dich, daß ich still, ohne Erregung reden kann, wo man dir so bitter Unrecht zugefügt,“ fuhr sie fort. „Ich kann es, weil die Überzeugung, daß Verleumdungen nur sinnloses Geschwätz bedeuten und den, der sich innerlich seines Rechts bewußt, nicht treffen, mich stärkt.“

„Du meinst, Verleumdung könnte nicht an uns herankommen?“ Klein lachte bitter. „Wer stets das Gute gewollt und dennoch nichts als kraffen Undank erntet, der wird doch in seinen Ansichten ein anderer. Es kommt eine Bitterkeit über uns, und das Leben verliert einen Teil seines Inhalts, es wird uns die Schaffensfreude genommen.“

Frau Klein weinte still vor sich hin.

„Die Schaffensfreude, die ich diesem Lande entgegengebracht, Gretel!“ sagte der Assessor, als er sah, wie seine Frau weinte. „Ich weiß, daß mir Recht werden wird, weiß, daß ich es nicht allein bin, den man hier beschuldigt. Anderen wird noch viel Schlimmeres zur Last gelegt, was ebenso jeder Begründung mangelt, wie das, was man mir nachsagt!“

Er setzte sich zu seiner Frau und faßte ihre Hand.

„Mein guter Kamerad! So lang wir zwei gemeinsam die großen und kleinen Sorgen tragen, so lange wird das Leben immer noch reich an Inhalt sein. Das ist's ja, was die Liebe zweier Menschen zueinander zu dem Höchsten im menschlichen Dasein stempelt, daß sie der stille Ruhepunkt des Lebens ist, wo die Außenwelt nicht störend hingelangen kann. Die Sorgen, der Kummer des Lebens läßt uns immer mehr die Gnade der Liebe erkennen.“

Sie saßen eine Weile still nebeneinander ohne zu reden, endlich begann Klein wieder:

„Es ist ein altes Sprichwort, daß der Beste nicht im Frieden leben kann, wenn es dem lieben Nachbar nicht gefällt. In diesem Lande hier giebt es so viel liebe Nachbarn, die erst dann zufrieden, wenn sie Unfrieden gestiftet. Es heißt hier eigentlich dauernd kämpfen, und zwar kämpfen mit des Lebens Kleinlichkeiten, ein solcher Kampf aber stärkt nicht den Menschen, er erniedrigt ihn.“

„Wie ist es nur möglich, daß gerade jetzt, wo ein wirklich schwerer, ernster Kampf das Land beinahe vernichtet, wo Hunderte Tapferer gefallen und ermordet worden sind, immer noch der Sinn so vieler auf Zant und Streit gerichtet ist? Ich kann es nicht begreifen!“

Frau Klein sah wie fragend ihren Mann an.

„Es ist auch unbegreiflich,“ erwiderte Klein, „der wirklich großdenkende Mensch erstarrt im Kampf; ein nationaler Krieg hebt das Volksbewußtsein, vereinigt alle Klassen der Bevölkerung in dem Gedanken an das redliche Wollen. Hier ist es anders; hier versuchen viele aus den traurigen Verhältnissen ihren Vorteil zu ziehen. Nachdem die ersten Schredenstage des Hereroaufstandes vorüber, tritt die Gewinnucht, das Jagen nach persönlichen Vorteilen, nach persönlichem Ansehen wieder in ihr Recht. Der läuternde Einfluß, den oft ein Krieg mit sich bringt, bleibt hier bei manchen aus.“

Klein stand wieder auf und ging verstonnen im Zimmer auf und ab.

„Trotzdem dürfen wir nicht ungeredet sein,“ begann er abermals, „diejenigen, die auch jetzt nicht Frieden halten, sind ein verschwindend kleiner Teil. Sie fallen uns nur mehr auf, weil die Verhältnisse hier im Lande kleine, enge sind, weil jeder Weiße eine Rolle spielt, auch der, der in der Heimat gar nicht beachtet würde. Und das Gefühl, eine wichtige Persönlichkeit zu sein, verleitet manchen, falsche Wege zu betreten, sich hervorzutun, die eigene Wichtigkeit gleichsam zu dokumentieren.“

„Wird es dir nicht sehr schwer sein, deinen Wirkungskreis aufzugeben?“ fragte die junge Frau.

Klein antwortete nicht gleich, er schien selbst erst zu überlegen, das Für und Wider seiner Abreise zu erwägen.

„Ich weiß, daß du der Ansicht bist,“ sagte er, seine Frau ansehend, „daß man nicht kleiner Mißerfolge halber

gleich die Flinte ins Korn werfen soll. Aber das ist auch nicht meine Absicht. Wenn ich jetzt nach der Heimat zurückgehe, dann soll dies nicht heißen, daß ich von der kolonialen Sache mich abwende. Im Gegenteile, ich werde mich ihr um so eifriger widmen, und nur den Zeitpunkt abwarten, der mir erlaubt, wieder selbst tätig einzugreifen. Jetzt kann ich nicht nützen. Die Mißerfolge haben mich verstimmt, und ich weiß, daß diese Mißstimmung meine Handlungen unbewußt beeinflussen würde. Das darf aber nicht sein! Wer hier nützen will, muß frei von bitteren Gedanken sein, darf nicht ungerecht werden. Mir aber ist es zurzeit nicht möglich, ohne Mißtrauen der Bevölkerung entgegenzutreten. Darum wird es das Beste sein, ich lasse in meiner hiesigen Tätigkeit eine Pause eintreten. Später, wenn diese Verhältnisse geklärt, wenn das Land wieder in Ruhe und Ordnung, werde ich meinen Platz gerne wieder einnehmen, werde dann mit frischen Kräften das begonnene Arbeitsfeld weiter ausbauen. Der Krieg bedeutet für Südwest ein Übergangsstadium. Wenn er beendet, wird es sich zeigen, ob der Ernst der Situation die verschiedenen Elemente im Lande gereift und gestärkt hat. Ich bin sicher, daß dies der Fall sein wird, daß manch Unhaltbares verschwinden wird und an seine Stelle ernstes Wollen und zielbewußtes Vorwärtstreben, einmütiges Handeln tritt. Sind wir dann so weit gekommen, ist erst in diesem Lande der echte deutsche Geist erwacht, dann muß auch Südwest einer Blütezeit entgegengehen, dann wird sich aus dem bunten verworrenen Ideen, zwecklosen Dahinlebens der große Gedanke an unsere nationale Aufgabe durchdringen. Dann wird man nicht mehr ein mitleidiges

Lächeln für die Kulturpioniere haben, man wird dann Achtung der Deutschen in den Kolonien entgegenbringen.“

Während Klein gesprochen, hatte es bereits ein paar mal an der Türe geklopft.

„Herein!“

Im Türrahmen erschien Kurmann und blieb bei den erstaunten Blicken des Ehepaars verlegen stehen.

„Willkommen, Herr Kurmann,“ rief endlich die junge Frau und ging ihm mit herzlich ausgestreckter Hand entgegen.

Auch der Assessor begrüßte den Alten freundlich.

„Fräulein Hardt schrieb mir, daß Sie, Herr Kurmann, ihr und ihres Bruders Retter gewesen,“ sagte die junge Frau, gerührt des alten Männchens Hand festhaltend.

Kurmann seufzte.

„Wenn ich nur lieber den Vater und den Hanns von Dürren hätte retten können,“ meinte Kurmann mit rauher Stimme. „Ich selbst hätte gern mein Leben gelassen, wenn ich der Maria Hardt ihr Liebstes hätte halten können.“

Kurmann wischte sich verstohlen eine Träne aus den Augen.

Auch Frau Klein schluchzte leise.

„Kommen Sie, Herr Kurmann,“ sagte der Assessor und zog den Alten auf einen Stuhl.

„Das Leben ist wohl schwer, hat so gar kein Einsehen,“ hub Kurmann wieder an. „Ich alter Mensch, der zu nichts mehr gut, muß weiterleben, und junge, hoffnungsvolle Männer, wie Hanns von Dürren, sind geopfert worden. Alles hat doch eigentlich einen tieferen Sinn im

Leben, aber bei diesem gräßlichen Aufstand, da finde ich keinen Sinn mehr heraus.“

Kurmann schweig eine Weile, dann begann er unangefordert in dumpfem Tone zu erzählen:

„Als ich, eine Woche nach Ausbruch des Hereroaufstandes, mit einer Patrouille ins Sandfeld kam, Farm Dürren und Farm Hardt völlig vernichtet sah, da glaubte ich, daß wenigstens alle den Tod gefunden. Wenn schon einmal geopfert werden muß, dann ist's doch besser, es finden alle die Ruhe, dachte ich. Aber nein! Wir kommen zum Hause des Missionars, da sehen wir so ungefähr sechs Soldaten. Gott, wie die armen Kerle ausgesehen haben!“

Kurmanns Blick glitt bei seinen Worten über die zarte Gestalt der jungen Frau, er zögerte, als scheue er sich, weiterzusprechen.

Frau Klein aber nickte ihm wehmütig zu, daß er fortfahren möge.

„Die armen Soldaten also hatten kaum mehr etwas zu essen,“ erzählte Kurmann weiter, „sie waren zehn an der Zahl mit Hanns von Dürren dahingekommen. Dürren war als erster gefallen, ihm folgten noch vier in den Tod; denn kaum, daß der Anführer der Patrouille tot war, machten die Hereros eine Pause im Gefecht, um schon nach einer Stunde mit verdoppelter Macht das besetzte Missionshaus anzugreifen. Heldenhast haben unsere Soldaten gefochten, Tag und Nacht ohne Unterbrechung. Endlich ist die Hererobande abgezogen, aber sie hat den Deutschen auch den Rückzug nach Windhuk abgeschnitten. Von all den gräßlichen Augenblicken und den entsetzlichen

Tagen haben Sie ja gelesen, die Zeitungen sind ja wohl voll gewesen von den Schilderungen!“

Professor Klein nickte zustimmend.

„Na, ja,“ murmelte Kurmann, „das müssen Tage gewesen sein, die, wer sie erlebt hat, nie wieder vergißt; wie's wirklich war, wird kaum einer erzählen können, am wenigsten die, die am meisten gelitten. Und zu denen gehört wohl die Maria Hardt.“

„Arme Maria!“ stammelte Frau Klein, „arme, arme Maria!“

„Wie kamen Sie mit den Belagerten des Missionshauses denn durch das Feindesland?“ fragte Klein.

„Ich weiß es selbst nicht mehr. Nach menschlicher Voraussicht waren wir alle verloren: Benisch, der tapfere Benisch, fiel in den ersten Stunden, und Benz starb an seiner Verwundung, kurz, bevor wir Windhuk erreichten. In der Eselskarre, die wir mitgenommen, lag auf Maria Hardts Schoß der todkranke Tom, immer noch bewußtlos, und der Missionar und Jonathan liefen nachts an die Wasserlöcher und holten einen Futter sack voll zum Kühlen der fieberheißen Stirne des Jungen. Vier Tage und vier Nächte waren wir so unterwegs, die Patronen gingen zu Ende. Da hörten wir plötzlich das Knattern eines Maschinengewehres, eine Viertelstunde später erreichten wir eine Militärpatrouille, die Beßsen führte.“

„Beßsen hat sie nach Windhuk gebracht, nicht wahr?“ Frau Klein fragte es nachdenklich mit trauriger Stimme.

„Ja,“ meinte Kurmann ruhig, „er hat uns gerettet, nachdem er selbst einen Schuß in den Arm bekommen hat.“

Es ist der linke Arm gottlob, denn gebrauchen wird er er ihn nicht mehr können.“

„Wehnen will, wie er mir schrieb, bald nach Deutschland,“ sagte Klein.

„Er muß wohl,“ entgegnete Kurmann, „in den Kampf kann er nicht mehr, und nützen oder helfen wird er jetzt auch nicht können.“

Er hielt einen Augenblick versunken inne und fuhr dann fort:

„Jetzt ist es überhaupt besser, wenn die, die bisher mit aller Kraft gearbeitet, nach der Heimat gehen. Das Land hier zehrt an den Menschen, und vor allem zehrt der Gedanke an die eigene Machtlosigkeit. Gar mancher hofft durch anstrengende Arbeit jetzt etwas zu erreichen, aber das ist ein vergebliches Hoffen. Erst muß die Ordnung wiederhergestellt sein, dann brauchen wir gestärkte Kräfte, die Vernichtetes neu aufbauen, so aufbauen, daß eine Wiederholung der jetzigen Zustände unmöglich.“

Kurmann schwieg wieder, und Kleins hatten das Gefühl, daß er nicht gefragt sein wollte, daß er schon wieder selbst zu sprechen anfangen würde; so schwiegen auch sie.

„Der kleine Tom Hardt,“ sagte Kurmann endlich, „ist immer noch sehr schwach. Zwei Monate lang hat er mit dem Tode gekämpft.“

„Maria Hardt kommt morgen mit ihrem Bruder zu uns,“ erzählte Frau Klein.

„So hat die Arme wenigstens einen Halt an Ihnen!“

„Ich möchte ihr so recht viel Liebes erweisen, sie ein wenig trösten!“ sagte die junge Frau, wehmütig lächelnd.

„Wenn ein Mensch des Lebens Glück verdient hätte,

dann wäre es die Maria Hardt gewesen,“ versetzte Kurmann mit gepreßter Stimme. „Und wenn ich noch am Leben bleibe, dann weiß ich, welche Aufgabe mir zusteht. An dem Tage, an dem ich die Maria im Missionshause wiedergesehen, da hab' ich mir geschworen, daß ich sie, so lange ich lebe, beschützen will.“

Frau Klein sah das alte Männchen mit einem dankbaren Blicke an.

„Werden die Geschwister Hardt nicht nach Deutschland zurückgehen?“ fragte der Assessor.

„Ich glaube nicht,“ erwiderte Kurmann langsam, „wo sollen sie denn hin, die armen Heimatslosen?“

„Wie gerne möchte ich beide mit zu mir nehmen, mit in mein Elternhaus, auf unser Gut in Baden,“ meinte Frau Klein.

„Maria wird wohl nicht von hier fortwollen,“ bemerkte Kurmann leise, „vielleicht später, wenn Tom wieder ganz gesund.“

„Aber wo wird Maria wohnen, wenn wir fort?“ fragte Frau Klein ängstlich.

„Ich habe in den Jahren, die ich hier, ein kleines Sämmchen zurückgelegt, das heißt,“ verbesserte Kurmann, „ich hab' jedes Jahr meiner alten Mutter in Deutschland einen ganz kleinen Betrag geschickt, sie sollt' sich das Leben ein bißchen schöner machen. Jetzt, kurz vor dem Hereroaufstand, vor drei Monaten ungefähr, ist meine Mutter gestorben, und da bekam ich vom Nachlassgericht eine Zuschrift, daß die gute, alte Frau 18000 Mark für mich hinterlassen hat. Recht böß' war ich auf die Tote, daß sie gespart hat für mich, der's doch nicht brauchen kann. Und

Jetzt bin ich so dankbar der alten Mutter, denn jetzt kann ich doch den armen Kindern helfen. Ich hab' hier zwei Zimmer gemietet für die Kinder, und dort müssen sie schon schön folgsam sein. „Das ist meine letzte Freude“, hab' ich zu Maria gesagt, und sie hat nur geweint! Viel hat das Leben mir versagt, aber daß ich jetzt zwei Kinder zu beschützen habe, das löhnt mich wieder mit allem aus, das dank' ich Gott von ganzem Herzen.“

Kurmann rückte verlegen auf seinem Stuhle hin und her, als er sah, wie Frau Klein, gerührt von seinen Worten, Tränen in die Augen traten. Ihm schien's, als hätte er zu viel von sich gesprochen, er grämte sich darüber und wollte, unwirsch über seine Redseligkeit, aufbrechen.

„Nun trösten Sie ein bißchen die arme Maria,“ sagte er, Frau Klein zum Abschied die Hand drückend, „die Frauen verstehen das besser, als ein so rauher Patron wie ich. Besonders so eine Frau wie Sie, die das Herz auf dem richtigen Fleck hat. Sie selbst aber müssen jetzt mit dem Herrn Gemahl nach der Heimat gehen und dort die afrikanischen Sorgen vergessen. Und wenn Sie dann wiederkommen, dann — ja, dann lebt vielleicht der alte Kurmann nicht mehr, dann sorgen Sie für die Kinder.“

„Lieber, guter Herr Kurmann,“ schluchzte die junge Frau, „Sie wissen gar nicht, wie dankbar ich Ihnen bin, wie —“

„Weiß schon,“ meinte das alte Männchen tröstend, „daß in Ihrem Herzen das richtige Verständnis für Menschen-seelen wohnt, weiß schon! Ich habe immer gedacht, der lieben, guten Frau Klein mußt du noch einmal die Hand drücken. Gott sei mit Ihnen!“

Er wandte sich rasch dem Assessor zu, um seine Nührung zu verbergen. Auch dem Assessor schüttelte er herzlich die Hand.

„Und Sie, Herr Assessor, verlieren Sie den Mut nicht! Was die Menschen hier zusammenquasseln, ist ja einfach blödsinnig, sind auch bloß ein paar, die solchen Unsinn verbreiten. Und die paar tun das nur aus Angst, daß sonst ihre eigenen recht gewagten Manipulationen aufgedeckt werden. Es geht ihnen wie Verbrechern, die die eigene Schuld auf andere schieben und sich dadurch nur selbst in eine Sackgasse verrennen. Manchmal dauert's lang, ehe die Wahrheit ans Licht kommt, aber einmal geschieht's doch! Nun noch eins! Wenn Sie nach Deutschland kommen, dann erzählen Sie mal dort, daß es auch hier redliches, ernstes Wollen gibt. Erzählen Sie, wie tapfer die Soldaten kämpfen, wie tapfer sie sterben. Und sagen Sie den deutschen Brüdern in der Heimat, daß die Pioniere in Südwest nicht lauter Faulenzer und Nichtstuer sind, und daß ein anerkennenswertes Wort in heimatischen Blättern den Mut und die Kraft belebt. Das sagen Sie den Deutschen in der Heimat!“

Kurmann schüttelte noch einmal fest Kleins Hand und ging.

Einundzwanzigstes Kapitel.

In der ganzen Kolonie hatte sich seit dem Ausbruch des Hereroaufstandes viel verändert.

Swakopmund, der Hafenplatz von Südwest, bot ein völlig anderes Bild, denn in Zeiten des Friedens.

Hier herrschte ein Getriebe, ein geschäftiges Hin und Her.

Die Hotels, die in früheren Zeiten oft wochenlang leerstanden, waren plötzlich mit Menschen überfüllt; in den Kaufläden konnten die wenigen weißen Angestellten kaum all die Wünsche der Kaufenden befriedigen, und an der Mole herrschte ein Leben, eine Geschäftigkeit, wie sie Südwest und seine Bewohner nie für denkbar gehalten.

Die kleine Dampfpinasse, die sonst nur, wenn ein Schiff aus Deutschland kam, Passagiere und Frachten ans Land brachte, war jetzt ständig in Anspruch genommen.

Pferde und Däsen wurden zu Hunderten unter schweren Mühen von den Dampfern, die weit draußen auf der See lagen, mit der kleinen Pinasse zur Mole gebracht und von dem Dampfkran vorsichtig heraufgezogen. Die armen Tiere waren von der langen Seereise zerschunden, und viele von ihnen mußten sofort erschossen oder geschlachtet werden.

Einige Meter von den letzten Häusern Swakopmunds entfernt, hatte man große Zeltlager für die täglich aus Deutschland kommenden Truppentransporte aufgeschlagen, und jeden Morgen sah man mutige Reiter auf den Sanddünen galoppieren, sie ritten die jungen brasilianischen Pferde zu, die, bisher nicht an Sattel und Baumzeug ge-

wöhnt, in drolligen Galoppaden herumsprangen und den Reiter abzuschütteln versuchten.

Offiziere liefen im ganzen Ort herum, um für die kurze Zeit ihres Aufenthalts in der Hafenstadt eine Unterkunft zu finden, und waren froh, wenn man ihnen in kleinen Wellblechhütten, die, schon lange nicht mehr bewohnt, noch aus den ersten Jahren der Besiedelung der Kolonie stammten und seither als Warenlager gedient, eine äußerst primitive Schlafstelle anwies.

Trotz der Erregung über den neuen Aufstand, trotz der beinahe täglichen, vom Kriegsschauplatz einlaufenden schlechten Nachrichten, trotzdem der Typhus ausgebrochen und seine Opfer forderte, standen die Kaufleute schmunzelnd des öfteren zusammen und besprachen halblaut die günstige Geschäftslage.

Überall sah man Gruppen von Männern beisammenstehen, die einen redeten von der Zukunft, die anderen von der Gegenwart oder der Vergangenheit. Die einen waren verbittert oder still resigniert, andere schimpften über die tollen Zustände im Lande, und wieder andere erörterten die traurigen Verhältnisse, beleuchteten sie und fanden Worte des Mitgefühls für die armen Witwen und Waisen, die, gebrochen von des Lebens Schicksal, stumm, teilnahmslos dem Getriebe zusahen und wohl denken mochten, daß all der Kampf und all die Tapferkeit ihnen doch nicht mehr den Vater, Mann oder Bruder zurückgeben könne.

„Was Neues passiert?“ war die stereotype Frage, die einer dem andern beim zufälligen Begegnen zurief. „Neue Nachrichten vom Kriegsschauplatz da?“ fragte man durcheinander, wenn ein Zug aus dem Inneren des Landes auf

dem Swakopmunder Bahnhof einlief. „Was sagt man in Deutschland?“ schwirrte es aus hundert Röhren den ankommenden Soldaten und Offizieren entgegen, wenn sie kaum den Fuß auf die Mole gesetzt.

„Wohin des Wegs?“ fragte Herr von Immerich, aus seinem Hotel tretend, Regierungsrat Bumm und Herrn Braster, die eilig der Mole zustrebten.

Bumm blieb stehen, froh, sich von dem raschen Gehen auf einen Augenblick erholen zu können.

„Ach, mein Lieber,“ sagte er, nach Atem ringend, „kommen Sie mit uns, wir wollen an Bord des eben angekommenen Dampfers.“

„Jetzt noch? Wie kommen wir denn an Land zurück, es ist schon acht Uhr abends.“

„Bleiben dort!“ versetzte Braster.

„So, so,“ Immerich schmunzelte. „Eingeladen dort?“

„Versteht sich,“ fiel Bumm ein und trocknete seine feuchte Stirne, „wollen feiern! Frau von Wolkef ist auch dort!“

„Frau von Wolkef?“ fragte Immerich erstaunt.

„Ja, mein Lieber! Die charmante Dame will sich von den Strapazen des Aufstandes in der frischen Seeluft erholen.“

Braster wurde ungeduldig: „Ja, nun kommen Sie aber, sonst fährt die Pinasse ohne uns fort.“

Immerich schloß sich den beiden an, und sie eilten raschen Schrittes der Mole zu.

„Wird uns wohl kein Malheur passieren bei der Überfahrt nach dem Dampfer?“ Regierungsrat Bumm

blickte ängstlich auf die Brandung. „Ob ich nicht doch lieber an Land bleibe,“ dachte er.

„Ach, Unsinn, was soll uns denn passieren, sind bis jetzt allen Gefahren entronnen.“

Bumm atmete bei Brasters Worten erleichtert auf.

Der kleine Dampfer setzte sich in Bewegung. Bumm schloß die Augen, um die Wellen, die manchmal über die niedere Reeling schlugen, nicht zu sehen.

Immerich und Braster unterhielten sich flüsternd.

Als das Schiff an den großen Transportdampfer ankam, ließ sich Regierungsrat Bumm als erster in den Korbstuhl setzen und an Deck hinaufziehen.

Kaum fühlte er den Boden des großen Schiffes unter sich, als sein Mut wiederkam, und sofort begann er in prahlenden Reden von der Ungefährlichkeit des Übersehens vom Land nach dem Dampfer zu reden.

„Geborener Komödiant,“ brummte der alte Kapitän des Transportdampfers in seinen Bart. Er wußte, daß Bumm sich zu Tode geängstigt hatte und nur die Aussicht auf in Eis gekühltes Fassbier ihn an Bord verlockt.

Der Kapitän, ein alter Seebär, kannte die Menschen hier im Land. Seit zehn Jahren fuhr er zwischen Deutschland und Südwest hin und her, und auch Bumm war auf seinem Schiff ins Land gekommen.

„Frau von Wolkef schon hier?“ fragte Bumm.

„Natürlich, lieber Regierungsrat,“ sagte eine lachende Frauenstimme, und Frau von Wolkef trat zu den eben Angekommenen heran, jedem die Hand zum Kusse reichend.

„Kennen sich die Herren schon?“ Frau von Wolkef

sah von einigen Offizieren, die mit ihr zugleich herangekommen waren, auf die drei alten Bekannten.

„Ach, Herr Enten! Sie wieder hier?“ sagte Braster und ergriff des jungen Offiziers Hand.

„Wie Sie sehen!“ entgegnete Enten und stellte dann kühl, scheinbar geärgert, Braster seinen Kameraden vor.

„Ist das der, von dem Sie mir soviel erzählt?“ flüsterte Platen seinem Freunde Enten zu.

„Ja, der ist's!“

Enten biß wütend die Zähne zusammen. „Wär' ich doch lieber heut' schon an Land gegangen,“ murmelte er.

„Famos, daß Sie da sind, Platen!“ sagte Frau von Wolkef vergnügt lachend, später als man bei Tisch saß.

„Wenn der Anlaß meines Herauskommens kein so trauriger wäre, würde ich Ihnen beistimmen, gnädigste Frau,“ entgegnete Platen ernst.

„Ach, Sie mußten wohl aus pekuniären Gründen nach Südwest,“ warf der Regierungsrat in bedauerndem Tone ein.

Platen starrte Bumm entrüstet an.

„Nein,“ brachte er endlich hervor, „der traurige Anlaß ist der Hereroaufstand!“

„Freilich, äußerst traurig,“ fühlte sich Bumm genötigt beizupflichten, „bin ja selbst beinahe ein Opfer der wilden Horde geworden — qualvolle, fürchterliche Stunden!“

Der Regierungsrat blinnte sich im Kreise der Gesellschaft um und wiederholte stöhnend: „Qualvolle, fürchterliche Stunden.“

„Na, na, Regierungsrätchen,“ rief Frau von Wolkef,

„Sie sind ja noch ganz gut vor Torfschluf in Sicherheit gekommen!“

„Aber diese enorme Verantwortung, die mein Herz beschwerte, die mich niederdrückte,“ warf der Regierungsrat wichtig ein.

„Hat Sie jedenfalls nicht am gemüthlichen Abend-schoppen gehindert,“ lachte Frau von Wolkef.

„Aber, gnädige Frau!“

„Ja, ja, mein liebes Regierungsrätchen,“ versetzte diese, der es ein sichtlich Vergnügen bereitete, Bumm zu ärgern, „Sie haben eben Ihre Sorgen in Wein und Bier betäubt, und, gottlob, ist es Ihnen gut bekommen.“

Sie zeigte laut lachend auf Bumm und rief, vor Übermut mit der Hand auf den Tisch schlagend: „Kann jemand von den Anwesenden behaupten, daß unser Dickerchen wie ein vergämter, von Sorgen niedergedrückter Mensch aussieht?“

Immerich brustete los. „Nein,“ rief er, sich schüttelnd, „wenn der Regierungsrat jetzt nach Deutschland führe, dann bekämen wir keinen Pfennig Schadenersatz!“

„Nicht wahr?“ Frau von Wolkef lachte Immerich zu. „Unser Regierungsrätchen sieht so wohlgenähet aus, daß in Deutschland die Steuerzahler sagen würden: Wenn das der Erfolg des Hereroaufstandes, dann wird's wohl nicht so schlimm sein!“

Bumm war empört, vor innerer Wut beinahe erstickt brachte er kein Wort hervor.

Die Offiziere schüttelten mißmutig den Kopf, und Braster versuchte das Gespräch auf andere Dinge zu wenden.

„Ich habe immer gewarnt,“ sagte er, sich zu Enten

wendend, „aber man hat mir nicht glauben wollen, wenn ich geäußert, daß die Hereros unzuverlässig sind!“

„So, da haben Sie Ihre Ansichten über die Hereros nach meiner Abreise geändert?“ fragte Enken ruhig.

„Nein, das war immer meine Ansicht! Ich habe stets versucht, Behsen und die übrigen maßgebenden Herren zu überzeugen, daß eine gärende Stimmung im Lande unter den Eingeborenen herrscht.“

Platen horchte auf und sah Braster von der Seite an.

„Zufällig,“ nahm er dann das Wort, „habe ich einen Brief meines besten Freundes, Hanns von Dürren, aus Windhuk bekommen; er muß kurz vor seinem Tode geschrieben sein. In diesem teilt er mir seine Zweifel über die Zuverlässigkeit der Hereros mit und schreibt dann, daß er mit seinen Zweifeln freilich ziemlich vereinzelt dastehe, daß ein Herr Braster, der auch vom Hereroland zurückgekehrt sei, durchaus beruhigende Nachrichten mitgebracht habe.“

„Da muß mich Dürren falsch verstanden haben,“ beeilte sich Braster zu entgegnen, „ich entsinne mich nicht, jemals solche Ansichten geäußert zu haben.“

„Das Gedächtnis scheint überhaupt bei vielen durch den ständigen Einfluß der Sonne zu leiden,“ brummte der Kapitän. „Wenn Sie sich nicht erinnern, Herr Braster, so kann ich Ihnen nur sagen, daß Sie auch hier, wie ich vor vier Monaten mit meinem Schiff da war, gesagt haben, daß ein Hereroaufstand überhaupt ausgeschlossen.“

Braster zuckte verächtlich die Achseln.

„Das mag wohl auf Irrtum Ihrerseits beruhen,“ meinte er höhnisch.

„Ja, ja,“ murmelte der Kapitän in sich hinein, „ein schlauer Fuchs ist der Braster! Alle sagen es, daß er gar viel Unheil im Lande angerichtet hat, Existenzen vernichtet, ehrliche Menschen ausgebeutet oder verleumdet, und die gewagtesten Manipulationen versucht. Alle tuscheln von Munition und Gewehrsmuggel, aber beweisen kann es keiner. Das ist ein Spieler, der gewinnt; einmal wird vielleicht auch sein gewagtes Spiel ein Ende nehmen, aber wann?“

Bumm hatte mittlerweile seinen Unmut vergessen. Er erzählte einigen jungen, nichts ahnenden Offizieren von allerlei Vorkommnissen der letzten Zeiten und flocht geschickt einige gehässige Bemerkungen über ihm unbequeme Menschen ein.

„Sehen Sie, Platen,“ flüsterte Enken dem Freunde zu und wies leicht auf Bumm, „so entstehen hier Redereien, Verleumdungen.“

Platen wollte erwidern, aber Frau von Wolkef wandte sich eben an ihn.

„Haben Sie auch gehört, daß Ihr Freund Dürren sich verlobt hatte?“

„Er hat es mir selbst schriftlich mitgeteilt. Dürren war sehr glücklich!“ Platens Stimme klang bewegt, als er sprach.

„Mag sein,“ entgegnete Frau von Wolkef leichtthin, „aber es ist doch wohl ein Glück, daß er vor der Hochzeit gestorben. Ich gönne ihm den Tod, die Ehe hätte ihm doch nur Enttäuschungen gebracht.“

Der Kapitän horchte auf. „Die Ehe Enttäuschungen? Eine Ehe mit Maria Hardt?“ Er schüttelte den Kopf.

„Das wäre für den guten Dürren das höchste Glück gewesen!“

„Kannten Sie denn Dürren und die Hardts auch?“ fragte Frau von Wolkef und warf den Kopf zurück.

„Ich habe Dürren herausgebracht und Hardts auch,“ versetzte der Kapitän.

„Dann müßten Sie eigentlich gemerkt haben, daß zu dem vornehmen Kavaliere, wie Dürren es war, die einfache Farmerstochter nicht paßte.“

„Die Vornehmheit liegt nicht im Äußeren allein, Dürren sowohl wie seine Braut waren Menschen mit innerer Vornehmheit, mit Herzensbildung!“

Platen stand auf und ging bei des Kapitäns Worten auf diesen zu; er drückte ihm schweigend die Hand. Sie verstanden sich.

Frau von Wolkef aber erklärte, daß nun genug Trauriges besprochen worden sei.

„Wir wollen auch lustig sein!“ rief sie, ihren Ärger über diese sentimentalen Menschen niederkämpfend.

Der Kapitän blickte sie wieder ganz erstaunt an. Dem alten Seebären war's wehmütig, traurig zumute. Er überlegte, wie viele von den Menschen, die er auf seinem Schiff in die neue Heimat gebracht, jetzt nicht mehr lebten; wie viele von denen, die heute hier angekommen, von den Offizieren und Soldaten wohl hier die letzte Ruhe finden würden. Und er dachte an die armen Mütter und Frauen, die, als der Dampfer von Hamburg abfuhr, schluchzend auf den Docks gestanden hatten, wohl betend für die glückliche Wiederkehr ihrer Lieben.

In seine gutmütigen, groben Züge trat etwas Herbes,

Plötzlich hob er die Tafel auf und ging allein nach der Kommandobrücke und grubelte dort, während der Seewind ihm um die Ohren blies.

„Was ist denn dem Kapitän in die Krone gefahren?“ fragte Bumm und sah einen eben eintretenden Steward gespannt an.

„Der Herr Kapitän läßt sich entschuldigen,“ entrichtete der Steward genau die Worte, die der Kapitän ihm eingeschärft, wiederholend: „Herr Kapitän muß noch arbeiten und bittet, ihn nicht zu stören, aber auch die Herrschaften sollen sich in ihrem Vergnügen nicht stören lassen!“

Bumm winkte dem Steward nachlässig mit der Hand.

„Die Bewegung war ganz so, als wenn ein Fürst seine Vasallen entläßt,“ rief Frau von Wolkef Bumm zu, ohne sich durch des Kapitäns Abwesenheit im geringsten irritieren zu lassen.

„Wo ist eigentlich Ihr Mann?“ fragte Platen nach einer Pause.

„Mein Mann?“ gab Frau von Wolkef zurück, „im Feld natürlich, im Krieg!“

Platen wechselte einen raschen Blick mit Enken.

„Meine Herren,“ sagte dann Enken als ältester Offizier an Bord, „ich glaube, wir müssen an Aufbruch denken. Der morgige Tag wird uns in Anspruch nehmen, so daß wir jetzt der Ruhe bedürfen.“

Ein allgemeines Aufstehen war die Antwort.

„Verzeihen Sie, gnädigste Frau,“ wandte sich Enken an Frau von Wolkef, „aber der Dienst geht vor dem Vergnügen.“

Frau von Wolkef warf den Kopf zurück und lächelte

mit ihren grauen flimmernden Augen ironisch. „Gehen Sie nur! Dem Pflichteifer kann ich keine Grenzen setzen.“

Die Offiziere verbeugten sich vor der Dame und folgten Enten zu einer Besprechung, die dieser noch anberaunt hatte.

„Eine sonderbare Frau!“ sagte Enten zu Platen.

„Aber eine von den glücklichen Naturen, die nichts im Leben ernst nehmen,“ erwiderte Platen.

Frau von Wolkel rauchte noch schnell eine Zigarette und ging dann vergnügt über einige leere Schmeicheleien, die Bumm ihr gesagt, in ihre Kabine.

Die drei Herren aber unterhielten sich noch lange.

„Also entweder Bessens Stelle oder die von Klein werde ich einnehmen?“ fragte Immerich interessiert.

„Den einen haben wir rausgeekelt,“ höhnte Brafter, dem Regierungsrat mit den Augen zuzwinkernd, „und den andern werden wir durch seine Verwundung los.“

„Und Sie, mein lieber Immerich, werden von uns lanziert werden,“ fiel Bumm wohlwollend ein.

„Danke ganz gehorsamst!“ Immerich verbeugte sich schmunzelnd und rieb sich vergnügt die Hände.

Brafter goß sich ein Glas Wein ein und schien einen Augenblick zu überlegen.

Dann drückte er auf die elektrische Klingel, und als ein Steward erschien, befahl er ihm, Sekt zu bringen.

„Der Klein reißt mit dem nächsten Dampfer,“ sagte er befriedigten Tones. „Jetzt, wo wir Gesinnungsgenossen beisammen, wollen wir doch ein Glas auf unsere Freundschaft trinken.“

Er lachte in sich hinein und dachte, daß, wenn die

beiden alle seine Pläne und Absichten wußten, sie wohl doch nicht mit ihm auf Freundschaft trinken würden. Wie gut war's doch, wenn man selbst die richtige Schlaueit besaß.

Schlau und falsch mußte man sein, dann kam man vorwärts.

„Prost! Prost! Prost!“ Der Sekt schäumte in den Gläsern.

„Auf das Wohl des dreiblättrigen Kleeblatts,“ riefen sie und gossen das perlende Maß hinter.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Maria war mit Tom in Swakopmund angekommen.

Auch Jonathan war den beiden gefolgt. Müde, zu müde, um sprechen zu können, war Maria in Frau Kleins Arme gesunken und hatte still geweint. Und Frau Klein fühlte, daß der Menschen Sprache zu arm, um für das tiefste Leid des Lebens Worte zu haben.

Sie führte die beiden Geschwister in ihre Zimmer, half Maria, den immer noch kranken Tom zu Bett bringen und ließ dann die armen Verwaisten allein.

„Es gibt im Leben Stunden, die kein Wort stören darf, Stunden des Schweigens, der Ruhe, die allein den Menschen aufrichten können,“ dachte Frau Klein.

Und Maria dankte ihr für dieses Schweigen, dieses Alleinsein.

Tom schlief, ermüdet von der langen Reise, bald ein, und Maria sah zu ihm hin und dachte an das, was nun

für immer vorbei. Zum erstenmal seit jenen Schreckens-
tagen wurde ihr die ganze Größe des Verlustes fühlbar.

Bis jetzt hatte Tom mit dem Tode gerungen, es war
ein verzweifelter Kampf gewesen, aber dieser Kampf war
es, der Maria aufrecht erhalten hatte, der sie nicht zum
Denken kommen ließ. Sie hatte in stillen Stunden ge-
fleht, daß Gott Tom am Leben erhalten möchte, hatte allen
eigenen Schmerz zurückgedrängt. Nun war Tom gerettet,
lange würde er noch schwach sein, aber die Gefahr war
vorüber. Maria aber fühlte, wie hoffnungslos, wie ein-
sam dieses Leben geworden war. All das Glück vergange-
ner Zeiten stand vor ihrer Seele. Wie hatte das Leben
doch einst gelächelt! Jetzt war alles dahin, dahin jede
Hoffnung, dahin des Lebens Inhalt.

Sie trat an das Fenster und sah mit müden Augen
auf die dunkle Welt da draußen. Die Erinnerung an die
teuren Toten stieg in ihr auf. Sie dachte an all die
Schaffensfreude, an die innere Zufriedenheit, die sie alle
erfüllt hatte, an das ganze, vergangene Leben, das so
reich an Inhalt gewesen, das so viel versprochen hatte
und nichts gehalten. Das Leben war ja jetzt leer, ohne
Sinn. Verzweiflung, Grauen kam in Marias Seele, der
Wunsch, auch ruhen zu können, auch dort zu weilen, wo
des Lebens Schmerz, des Lebens Leid verstummt. Die kühle
Nachtluft drang zum geöffneten Fenster herein, die Sterne
glitzerten und funkelten, der Mond warf seine Strahlen
auf die wogende Flut des Meeres, aber Maria sah es nicht.
Sie fühlte nur die tiefe Einsamkeit, die schweigende Nacht-
stille, und flehte um Kraft, flehte, daß Gott ihr den Sinn
des Lebens offenbaren möchte, diesen Sinn, von dem der

Vater einst gesprochen, von dem er gesagt, daß auch, wenn
das menschliche Auge ihn nicht sieht, wenn auch der Ver-
stand ihn nicht begreifen kann, er dennoch da ist. Und
plötzlich, mitten in ihr Grübeln hinein, hörte sie im Neben-
zimmer leise Schluchzen.

Sie eilte an Toms Bett.

„Tom, hast du Schmerzen?“

Er klammerte sich an Maria. Sie hielt ihn fest an
sich gedrückt und strich mit ihrer Hand beruhigend über
seine heißen Augen.

Da stieß Tom unter krampfhaftem Zittern mit schluch-
zender Stimme hervor:

„Alles tot, alles!“

Marias Herz krampfte sich zusammen bei Toms wildem
Schmerzesausbruch.

„Alles tot, alles, tot auch mein Glaube an Gott!“
stöhnte der Bruder in qualvollem Schluchzen.

Er sank nach diesem Verzweiflungsschrei ermattet zurück
in die Kissen, und die von der langen Krankheit abge-
magerte Gestalt bebte und zitterte.

Maria aber wurde ganz ruhig und still, sie neigte
sich über Tom, sprach mit ihm leise, zuerst zaghaft, als
sei sie von dem, was sie dem Bruder sagte, selbst nicht
überzeugt, aber nach und nach wurde ihre Stimme fester.

Und als sie sah, wie Tom an ihren Lippen hing, wie
jedes Wort, das sie sprach, den bitteren Schmerz linderte,
da kam auch über sie ein still innerer Friede. Sekundenlang
rang sie mit sich, dann aber erzählte sie Tom von dem
Vater, wie er gefallen und wie sie ihn in der Nacht be-
graben hatten. Erzählte von Hanns, von dem letzten

Augenblick seines Lebens, als der Missionar betend die Hände gefaltet und Worte der Verheißung gesprochen. Über Marias Gesicht rannen die Tränen, sie ersticken ihre Stimme, aber sie sprach weiter, immer aus dem unbewußten Gefühl heraus, Toms Seelenqualen zu mildern, ihm Trost zu spenden.

Tom schlang seine Arme um Maria, wortlos, weinend legte er seinen Kopf an ihre Schulter, wie Schuchsuchend.

Und Maria hielt ihn fest. In ihrer Seele war die Stille eingekehrt, es war ihr, als sei das Flehen erhört, als verstehe sie jetzt den Sinn des Lebens, den Sinn ihres Lebens.

Des Vaters Worte begriff sie, aber sie begriff auch, daß man suchen müsse, um den Sinn des Daseins zu begreifen, daß man das eigene Ich verleugnen und die innere Zufriedenheit nur dann erwerben könne, wenn man an das Glück anderer dachte. Hoffnungen und Glück vernichtete wohl das Leben, aber inhaltlos leer wurde es nicht.

Gegen Morgen schlief Tom ein. Er schluchzte noch leise, und auch über sein blaßes, ernstes Gesicht perlten die Tränen, aber das waren Tränen der tiefsten Trauer, Tränen, die befreien, erlösen.

Maria fühlte, daß Tom nicht mehr an Gott zweifeln würde, sie wußte, daß in des Bruders Leben, mitten in das glückliche Frühlingshoffen der Reife des Schmerzes gefallen, der mit Grausamkeit die zarten Blumen der Seele tötet, jene feinen, unbewußten Lebenskeime ersticht. Aber zugleich empfand sie, daß des Lebens Leid auch die starken, kräftigen Triebe des Menschen erweckt, daß es die Seele

läutert und befestigt, daß es den Menschen zwingt, sich durchzuringen, und daß dieser Kampf den Menschen erzieht und groß werden läßt.

So hoffte sie für Toms Leben, hoffte, daß wenn die Nachwehen der Krankheit vorüber, er ernst und stark werden würde. Sie selbst aber wollte ihn stützen, mit ihm kämpfen: das schien ihr der Sinn ihres Lebens.

Und als die Sonne ihre lockenden Strahlen ins Zimmer sandte, stand Maria auf, strich zart und leise über Toms Kopf, erfüllt von dem Wunsch, des Bruders Leben nach des Vaters Sinn zu gestalten.

Dreißigstes Kapitel.

Als Behsen an diesem Morgen zu Maria kam, um Abschied zu nehmen, blieb er lange Zeit vor ihr stehen und betrachtete sie.

Er hatte ihr sagen wollen, daß seine Liebe zu ihr nie aufhören werde, daß er wisse, daß die Gegenwart den heißesten Wunsch seines Lebens nicht erfüllen könne, daß aber die Zukunft nicht hoffnungslos vor ihm liege, daß er von ihr das Glück seiner Zukunft erbitte, auch wenn es noch lange auf sich warten ließe, wenn es noch fern sei.

In den Zeiten, da Maria um das Leben ihres Bruders kämpfte, war Behsen ihr wieder nahe getreten.

Er hatte ihr beigegeben, zuerst wunschlos, und von dem Gedanken geleitet, die Arme zu stützen.

Der starre Schmerz Marias hatte wochenlang seine Liebe zu ihr unterdrückt.

Aber als Behsen, nachdem sein verwundeter Arm wieder soweit geheilt, daß er, um seine Sachen in Ordnung zu bringen, nach seiner Station reisen konnte, Maria nicht mehr um sich hatte, da brach seine Liebe zu ihr wieder mit aller Gewalt über ihn herein.

In Marias Augen wieder langsam ein glückliches Lächeln zu zaubern, das war sein Wunsch.

Und jetzt, da er vor ihr stand, ihr ganzes Wesen mit einem Blick umfaßte, merkte er, daß Maria nicht mehr erstarrt im Schmerz, sah die dunklen, traurigen Augen, die von Leid berührt, zwar all den sonnigen Frohsinn verloren, aber nicht gebrochen, hoffnungslos in die Welt sahen, sondern ruhig, gefaßt, beinahe vergeistigt. Aus ihrem Blick sprach deutlich eine Seelenstärke, eine innere Ruhe, die schwer erkämpft, die aber fortan ihr Leben begleiten würde.

Behsen begriff, daß Maria sich durchgerungen hatte, daß sie den Weg im Leben finden würde; dieser Weg war schwer und dornenvoll, er verlangte die ganze Kraft eines Menschen, aber auf diesem einsamen Weg würden auch Blumen blühen, die das Herz des still Wandernden erfreuten.

Da kam in Behsen plötzlich das große Verstehen für Maria. Er dachte nicht mehr an seine Liebe, an seine Hoffnung.

Sein Gesicht wurde ernst, die Spannung der Züge ließ nach, und in seine Augen traten Tränen.

Und Maria, die den treuen Freund still beobachtet hatte, erriet das Geheimnis seines Herzens. Sie erstaunte

nicht, als er, überwältigt von seinen Gefühlen, auf einen Stuhl sich niederließ und den Kopf in den Händen verbarg.

Still ließ sie ihn gewähren, als er dann ihre Hand erfaßte und sie küßte.

„Das Leben hat meinen heißesten Wunsch nicht erfüllt,“ sagte Behsen bewegt aber gefaßt, „es hat mir nur gezeigt, daß es ein Glück gibt, das größer und höher als alles andere auf Erden. Die Erinnerung an Sie, Maria, wird mein Leben ausfüllen. Ich habe in Ihnen die Frau kennen gelernt, die, selbst wenn die Liebe zu ihr Verzicht bedeutet, das Leben eines Mannes rein und gut gestaltet.“

Er küßte ihr noch einmal tiefbewegt die Hand und schritt dann fest und sicher der Türe zu, um zu gehen.

„Leben Sie wohl! Ich danke Ihnen für alle Ihre Treue,“ sagte Maria gerührt und sah ihm nach, wie er, mit dem verwundeten Arm in der Binde, traurig aber aufrecht dem Meere zuschritt.

Behsen ging nicht zur Mole, von wo aus die Pinasse viele Passagiere an den Dampfer brachte, er ließ sich in einem Boot durch Crewjungen nach dem Steamer rudern, und als die Wellen der Brandung hoch aufspritzten, flüsterte er leise der schäumenden Flut als letzten Gruß zu: „Maria, Maria!“

Sie aber stand lange sinnend am Fenster, lauschte auf das wogende Rauschen des Meeres, blickte auf die vorüberziehenden Wolken, trug ihnen Grüße auf an die Dahingeschiedenen und dachte, während ihre Augen dem Dampfer folgten, der langsam mit majestätischer Ruhe den Hafen verließ, daß sie nie von hier werde fortgehen können, fort

von dem Land, das ihr teuer und lieb, das ihr eine neue Heimat geworden, weil in seiner kühlen Erde ihre teuren Toten den letzten Schlaf hielten.

Dann ging Maria leise an Toms Bett, beugte sich über ihn und küßte ihn sanft.

„Dich will ich schützen, Kleiner Tom!“

Und draußen vor den Fenstern zogen die Soldaten vorüber, die aus der Heimat gekommen, die hinauf ins Land mußten, hinauf in den Kampf.

Voran schritt die Musik, zu ihren Klängen sangen Hunderte jugendlicher Stimmen das alte Lied: „Ich hatt' einen Kameraden!“

Tom aber schlug die Augen auf und flüsterte noch schlaftrunken:

„Maria, wenn ich wieder ganz gesund bin, dann zieh' auch ich mit den deutschen Pionieren in den Krieg!“

Maria neigte den Kopf.

„Ja, Tom, auch du wirst tapfer kämpfen, auch du wirst helfen, daß Friede wieder hier einzieht.“

Die Stimmen der Soldaten verhallten in der Ferne, leise Töne zitterten nur noch durch die Luft.

Maria drückte Tom liebevoll an sich, und da schien die Sonne so hell zu dem offenen Fenster herein, daß auch in die Herzen der beiden Einsamen, die so tapfer des Lebens Leid trugen, neues Hoffen, neuer Mut und neue Zuversicht einzog.

—*—

Urteile über:

Frieda von Bülow Tropenkoller

Episode aus dem deutschen Kolonialleben.

Geheftet Mark 3.50; gebunden Mark 4.50



Der Konsul

Waterländischer Roman aus unseren Tagen.



Deutsch-ostafrikanische Novellen

pro Band geheftet Mark 3.—; gebunden Mark 4.—

Literarisches Echo: Berlin.

Der Stoff von Frieda von Bülows drei größeren Afrika-Romanen: „Im Lande der Verheißung“, „Tropenkoller“ und „Der Konsul“ mußte zunächst in hohem Maße fesseln. Wohl fehlt es nicht an zahlreichen, mit der packenden Kraft des persönlich Durchlebten gesättigten Reisebeschreibungen aus der Feder der hervorragendsten Erschließer Deutsch-Ostafrikas; sie tragen jedoch alle mehr oder weniger den Charakter eines kriegerischen Vorwärtshämpfens. Hier haben wir es zum ersten Male mit Zustandsschilderungen, mit der breit ausgeprägten Detailmalerei des auf dem neuen deutschen Boden bereits Gewordenen zu tun.

Das ist in großen Zügen die neue Welt, in die uns Frieda von Bülow einführt, aus der sie einzelne Gestalten mit greifbarer Natürlichkeit hervorhebt, um uns ihre Schicksale miterleben zu

lassen. Ihr großer Wirklichkeitsinn erschaut alles mit scharfer Deutlichkeit, ihre objektive Urteilsfähigkeit weiß ohne Schönfärberei zu beobachten, und es fehlt dabei nicht an satirischer Beurteilung der kleinen Europäer in Afrika. Wir geben, um ein Beispiel anzuführen, die Schilderung von der Ankunft eines Postdampfers wieder (aus dem Roman: „Der Konsul“):

„Jedermann fiel gierig über Briefe und Zeitungen her, um sich daran zu erbauen, wie die winzigen Ereignisse von U., hundertfältig veröffentlicht und aufgebauscht, hierher zurückgewandert kamen.

Die Europäer in U. konnten auf diese Weise sehen, wie ihr ozeanisches Krähwinkeltreiben in dem durch die Entfernung hundertfältig vergrößernden Spiegel europäischer Kritik sich darstellte. Ihr alltägliches und eintöniges Dasein erschien in diesem Spiegel wie ein Stückchen Weltgeschichte, andächtig von Europas Griffel in Alios Buch eingetragen. Sie selbst sahen sich als historische Persönlichkeiten. Dies war ein fremdartiger Genuß von ganz eigenartigem Reiz, und nach ihm trugen sie ein viel lebhafteres Verlangen, als danach, zu erfahren, was unterdessen in Europa vorgegangen, obzwar letzteres zumelst wichtiger war als die Rückspiegelung der brieflich entsandten Meinungsäußerungen der Bierphilister zu U.“

Deutsche Zeitung: Berlin.

Die dritte Auflage von Frieda von Bülow's Kolonialroman „Tropenkoller“, die soeben sechs Jahre nach der zweiten erschienen ist, gibt mir willkommene Gelegenheit, wieder einmal auf diese Seite der Lebensarbeit der bekannten Schriftstellerin hinzuweisen. Über den Werken dieser Frau, die sich auf dem Gebiet der Frauenfrage und der Standesanschauungen bewegen, ist die Verfasserin der großen Afrika-Romane nicht gerade vergessen, aber doch weniger beachtet worden. Bei der Gleichgültigkeit der modernen Literaturjungen und Pressegeiße gegenüber kolonialen Angelegenheiten und Arbeiten ist dies weiter nicht zu verwundern. Die Leser der „Deutschen Welt“ dagegen werden gerne mit der tapferen Frau, die einst ihrem Bruder Albrecht von Bülow zu schwerem Dienst nach Ostafrika folgte, „im Lande der Verheißung“ — so heißt der Titel ihres letzten Kolonialromans — weilen und sich bewußt wer-

den, daß von ihr dem deutschen Volke zuerst große Schilderungen aus dem afrikanisch-deutschen Leben übermittelt worden sind. Aber die Lebenswahrheit und Wirklichkeitstreue ihrer fesselnden Bilder aus Natur und Leben Deutsch-Ostafrikas sind alle Kenner einig. Bewiß, dort wie hier treffen wir Beamtendünkel und Kastengeist, Aktenwut und Schreibtischtyrannei, Bierphilistertum und Krähwinkerei, — das alte, liebe Deutschtum wird in kurzer Seefahrt nicht umgewandelt. Aber wir sehen doch auch, wie die verschiedenen Charaktere, je nach Stellung und Anlaß, verschieden von den neuen Verhältnissen, beeinflusst werden; wie Wagemut sich entfaltet, kühne Tugenden frei werden und kleine Seelen mächtig sich spreizen. Zu dem Kampf mit dem „grünen Tisch“ gesellt sich das aufreibende Intrigenpiel erbärmlicher Gernegroße, gesellt sich vor allem der tragische Konflikt mit dem Tropenklima. An solchen Kampfbildern und Episoden ist der Roman „Tropenkoller“ reich; reich auch an kritischen Streiflichtern und scharfen Anklagen gegen Bureaokratius den Unsterblichen. Aber alles kommt aus einer Seele, die glüht für des Vaterlandes Macht und Herrlichkeit, aus einem tiefen Verständnis für Deutschlands wahre Interessen, und alles Individuelle ist geschaut und dargestellt im scharfen Hinblick auf die großen Zusammenhänge. Kurz: Diese Frau hat den charakteristischen Blick für die Wirklichkeit der Dinge so gut wie den politischen.

Karl Berger.

Dossische Zeitung: Berlin.

„Der Konsul“. Vaterländischer Roman aus unseren Tagen. Der hier gewählte Stoff hat den Reiz der Neuheit: Bülow dürfte der erste Romanerzähler sein, der die deutsche Politik in Ostafrika zu seinem Gegenstande wählt. Doch kann man nicht sagen, daß er etwa die Gegner umfassender Kolonialpolitik belehren, daß er einen Tendenzroman bieten will. Der kolonialpolitische Ausblick zum Schluß hier ist vielmehr entsagender Art. Der Held des Romans, der deutsche Konsul, Baron von Sylffa, der in einer kleinen, am Äquator gelegenen und von einem arabischen Herrscher abhängigen Stadt gegen den englischen Einfluß ankämpfen soll, wird endlich abberufen, weil er ein zu schneidiger Konsul gewesen ist. Bülow führt seinen Helden zur Selbstbeschheidung, aber er läßt

ihn nach den herben Erfahrungen für den Lebenskampf nur umso mehr befähigt sein. Einig sein, sich dem großen Ganzen unterordnen, durch Mißerfolge sich nicht entmutigen lassen, das soll der Freundeskreis des Helden mit ihm selber lernen; Syllfas Neigung zu einer Dame und ihre zu ihm erscheint dem ernstern Zwecke mehr untergeordnet. Auf Selbstbesinnung und Bewährung des Tüchtigen und Echten ist die Erzählung gerichtet, und zum Teil erklärt sich dadurch der ernste Zug, der durch sie hingehet und der doch nur sympathisch wirkt. Noch ein anderer Umstand erhebt den Roman über die Sphäre alltäglich gebotener Unterhaltungslektüre hinaus, das ist die oft in wenigen Strichen gegebene, scharfe, überzeugend treffende Zeichnung der einzelnen Charaktere. Nicht bloß der Held und seine Geliebte, sondern auch die in zweiter und dritter Linie stehenden Gestalten sind voll Leben und bezeichnender Eigenart: Der Berliner da draußen mit seiner Schnodderigkeit und Selbstverspottung, der norddeutsche Missionär „mit dem Ausdruck absoluter Furchtlosigkeit in sanften Augen“, der freundlichgemüthliche süddeutsche Missionar, der jüdische Händler Lindenlaub und dann das eigentliche Kabinetsstück in der ganzen Galerie, die lebenslustige und unternehmende Böhmin Josepha, die dort in einer Schenkstube schalltet. Es scheint, daß der Verfasser an Ort und Stelle die verschiedensten Charaktertypen aus deutschen Landen eingehend und mit gleicher, von engherziger Ausschließlichkeit freier Vorliebe studiert hat, und in der Gleichmäßigkeit dieser Vorliebe predigt gleichsam der Romandichter in seiner und eben in sehr wirksamer Weise die Pflege deutschen Gemeinns. Vor allen Dingen aber sind es diese Charakterköpfe selbst, deretwegen man den Roman gern auch zum zweiten Male lesen wird.

Breslauer Zeitung.

„Der Konsul“. Vaterländischer Roman aus unseren Tagen. Es sind fesselnde Beiträge zur Kunde von den Orten und den Leuten jenes anderen Erdtheiles, die uns in aphoristischer Form, gewissermaßen als Staffage für ihre Geschichten, die Verfasserin darbietet. Aber auch die Kunst, anmutend zu fabulieren, besitzt Frieda von Bülow, und wir sind sicher, daß der Roman ihr viele Freunde erwerben wird.

Berliner Börsen-Courier.

Im Verlage von F. Fontane & Co. hieselbst ist ein Buch von Frieda von Bülow erschienen, welches den Titel führt „Deutsch-ostafrikanische Novellen“. Die Verfasserin, mit den Verhältnissen des deutschen Schutgebietes im schwarzen Weltteil auf das innigste durch eigene Anschauung vertraut, verwertet diese Kenntnis in meisterhafter Weise für das Lokalkolorit ihrer Novellen. Aber wir würden den letzteren Unrecht tun, wenn wir den Wert derselben hauptsächlich in der Treue der ethnographischen Schilderungen erblickten wollten, vielmehr ist es die feine Kenntnis des Menschenherzens, die Poesie der Darstellung und die Tüchtigkeit der Charakteristik, welche diese Erzählungen gleichmäßig auszeichnen und ihnen einen künstlerischen Wert verleihen, der sie bedeutsam aus dem engen Rahmen herauswachsen läßt, innerhalb dessen sie sich abspielen. Daß die lebendige und anschauliche Schilderung der eigenartigen Entwicklung unserer Kolonialbestrebungen ein lebhaftes Interesse in weiten Kreisen zu erregen geeignet ist, sei nur nebenbei erwähnt.

Frankfurter Journal.

„Deutsch-ostafrikanische Novellen“ von Frieda von Bülow. Berlin. Unsern Lesern wird erinnerlich sein, daß die Verfasserin, welche aus eigener Anschauung unsere ostafrikanische Kolonie kennt, im vorigen Jahr einen mit vielem Beifall aufgenommenen Roman „Der Konsul“ veröffentlichte. Schon aus diesem ebenso spannenden als resigniert ausklingenden Roman konnte man erkennen, daß die Verfasserin nicht allein eine scharfe Beobachtungsgabe hat, sondern auch eine bedeutende Gabe besitzt, ihre Beobachtungen in fesselnder Form wiederzugeben. Der vorliegende Novellenband zeugt davon, daß Frieda von Bülow in den Herzen der Menschen zu lesen versteht. Die Erzählungen machen teilweise einen ergreifenden Eindruck, der durch den fremdartigen ostafrikanischen Hintergrund noch verstärkt wird. So ist die erste Novelle „Der Heilige von Kiamassi“ ein treffliches Seelengemälde, das durch die einfache Natürlichkeit der Komposition nur noch eindringlicher wirkt und die Folgen mangelnder Selbstbeherrschung ebenso schildert wie den Segen eines echt christlichen verhöllischen Geistes. So klingt denn auch, wenn der Hauch der Beihmut über den Tod einer reinen Frau noch nicht

verfliegen ist, die Novelle verführend aus; gemeinsame Arbeit ist es, welche die Wunden heilen wird, die die Leidenschaft schlug. — Die zweite Novelle „Mlinga Goni“ appelliert nicht in demselben Maße an das Gefühl, ja sie scheint zunächst von etwas kühlerer Temperatur, aber auch hier schleicht sich die Liebe in die Herzen zweier, die sich nicht angehören dürfen, ein, aber sie erkennen es rechtzeitig und Unrecht und Unheil wird verhütet. Interessant sind besonders die Schilderungen von der kleinen Station, die kein Geld kosten soll und deren Vorsteher doch so gerne eine erspriessliche Tätigkeit haben möchte. In psychologischer Beziehung möchten wir dieser Novelle fast den Vorzug vor der ersten geben, denn die feineren Seelenregungen haben in der Verfasserin eine kundige und liebevolle Interpretin gefunden. — Die dritte Novelle „Das Kind“ fällt in die Zeit des ostafrikanischen Aufstandes und ist offenbar einer wahren Begebenheit nachgebildet. Auch hier offenbart sich das feine Verständnis für die Zustände unseres Gemütes und für die Bedürfnisse eines draußen im fernen Afrika einsam lebenden jungen Offiziers, der ein fast durch Zufall ihm anheimgefallenes Negerkind mit Liebe erzieht und Liebe erntet. — Wir zweifeln nicht, daß diese Erzählungen, welche uns unsere Kolonien, wir möchten sagen menschlich näher bringen, einen weiten und teilnehmenden Leserkreis finden werden.



Urteile über:

Stefan von Roze

Ein afrikanischer Küstenbummel

Geheftet Mark 4.—; gebunden Mark 5.—

Berliner Morgenpost.

Reisebeschreibungen über die Küstenstriche, die der Verfasser auf seinem Bummel im Fluge berührt hat, gibt es die Menge. Aber wohl keine dürfte in so außerordentlichem Maße fesseln, wie diese Streifereien unter der Tropensonne. Das macht der prächtige Humor, der den Wanderer überallhin begleitet. Aber hinter dem lachenden Demokritos, hinter dem witzsprühenden Schilderer verbirgt sich der gründliche Beobachter, der scharfe Beurteiler, dem keine der zahlreichen Schwächen entgeht, an denen das deutsche Kolonialwesen leidet. Von aktuellster Bedeutung ist durch die jetzigen Wirren das Kapitel Südwestafrika, dem der Verfasser einen großen Raum gewährt. von Roze, der sich durch seine „Australischen Skizzen“ einen ausgezeichneten Namen erworben hat, ist aber nicht nur vorzüglicher Kritiker, der seinen ähnden Spott an der verantwortlichen Verwaltung zu üben versteht, er ist vielmehr auch ein Pfadfinder, der die Quellen aller Übel entdeckt und gangbare Wege weiß, um jene zu verstopfen. Das prächtige Buch, dem hoffentlich noch manche andere aus der berufenen Feder des glänzend begabten Verfassers folgen werden, ist nicht nur dem deutschen Publikum, das sich über unsere Kolonien in Afrika aufs eingehendste unterrichten will, bestens zu empfehlen, sondern auch unserem hohen Kolonialamt samt seinen Mitarbeitern am grünen Tisch. C. E.

Die Umschau: Frankfurt a. M.

Wenn ein Buch die Bezeichnung aktuell, amüsant und belehrend verdient, so verdient sie dieses reizende Buch Roze's, das

der Leser nur ungern weglagt. Ein erquickender und ungesuchter Humor macht die Lektüre noch um ein bedeutendes angenehmer. Der Verfasser schildert seine Reiseerlebnisse auf einer Küstenfahrt um Afrika herum. Die Schilderungen dürften um so mehr interessieren, als Koge sein besonderes Augenmerk den deutschen Kolonien, darunter auch Südwestafrika zuwendet, aus eigener und objektiver Anschauung spricht und äußerst beachtenswerte Vorschläge bringt.

G. von Waldertal.

Aus Papuas Kulturmorgen

Südsee-Erinnerungen.

Geheftet Mark 3.—; gebunden Mark 4.—

Hamburger Fremdenblatt.

Der Verfasser dieses Reisebuches hat sich als amüsanter Plauderer schon einen Namen gemacht. Was ihm an Gründlichkeit und Gedankenreichtum abgeht, ersetzt er durch seinen glücklichen Humor, mit dem er alle seine Beobachtungen umspinnt. Davon sind auch die ernstesten Dinge nicht ausgeschlossen und so erscheint alles in einem eigenartigen hellen Licht, das in dieser Art wenigen Reiseschriften leuchtet. Des Verfassers Schrift über Afrika hat vielen Liebhabern einer heiteren, bei aller Leichtigkeit instruktiven Reiselektüre Freude gemacht, mehr wird dies vielleicht das neue Buch über die Südseeinseln tun und zwar aus dem einfachen Grunde, weil der Gegenstand wenig erschöpft ist. Bei allen diesen Reisen, die große Fahrten im Dienste der Tagespresse machen, handelt es sich vorwiegend um Küstenfahrten — ins Herz Afrikas aber ist bis jetzt weder Cook, noch auch die Hamburg-Amerika-Linie eingedrungen. In der Südsee ist das anders, viele Inseln bestehen fast ganz aus „Küste“ — wenn man das Übertriebene in dieser Bemerkung abrechnen will. Wie viel, wie unendlich viel gibt es

da für das große Publikum, das keine wissenschaftlichen Werke liest, noch zu schreiben! Stefan von Koge hat nur einen ganz kleinen Teil vorweggenommen. Er betrachtet die Länder, die er bereist, ja nur aus der humoristischen Vogelschau, aus welcher selbst die Greuelzonen barbarischer Gefechte und Schlächtereien das Gepräge von Operettenkriegen annehmen. Es ist bezeichnend, wenn Koge zum Beispiel von Finschhafen sagt, „daß dort der Friedhof, nächst der Kneipe, der besuchteste Ort der Niederlassung“ war. Das Buch weicht auch insofern von den früheren Schriften Koges ab, als die Beobachtungen, die er schildert, nicht auf einer Weltfahrt gesammelt wurden, sondern im seghaften Dienst, den der Verfasser selbst in der Südsee ausübte und wo sich ihm natürlich die trefflichste Gelegenheit bot, Land, Volk und Sitten kennen zu lernen. Dieses Referat darf nicht geschlossen werden ohne einen Hinweis auf die prächtigen Naturschilderungen, die das Buch enthält. Ph. B.

Rheinischer Kurier: Wiesbaden.

Ein ganz prächtiger, origineller und krauser Humor steckt in zwei Bänden Reiseerinnerungen, die der Verlag von F. Fontane & Co. in Berlin herausgibt: Stephan von Koge kennen wir schon als afrikanischen Blutbetrotter und schnodderig-ironischen Kritiker unserer dortigen Kolonien. Seine Südseeerinnerungen „Aus Papuas Kulturmorgen“ sind ganz ebenso amüsant, stellenweise „zum wälzen“, wie man zu sagen pflegt. Und dabei fühlt man, daß dieser Schlingel mit seinem ausgelassenen Cassendubehumor, dem nichts heilig ist, trotzdem ein Herz voll poetischer Empfindung besitzt, das die bunte Welt der Tropen auch in ihren dichterischen Reizen versteht. Manches Ernsthafte steckt auch sonst zwischen den Zeilen, man fühlt, es ist ein Deutscher, der dies schrieb, so realistisch auch oft der Mark Twain-Stil sich kundgibt. Ganz ebenso wird man Hans Eschardts Buch „Von indischen Tagen und Nächten“ mit hohem Genuße lesen. Die einzelnen Skizzen haben mehr künstlerische Abrundung als die flotten Berichte Herrn von Koges, das Werk ist „literarischer“, aber ebenfalls im höchsten Grade originell und fesselnd. Neben all den humoristischen Abenteuern tritt gelegentlich Ernstes, ja Tragisches dazwischen, ohne aber den Grundakkord lebensfrischer Heiterkeit zu stören.

Hans Ebhardt

Von indischen Tagen und Nächten

Geheftet Mark 3.50; gebunden Mark 5.—

Hamburgischer Korrespondent.

Das ist keine Reisebeschreibung in gewöhnlichem Sinne. Die Schilderung von Land und Leuten in Indien gibt nur den Hintergrund ab für eine Reihe fein-psychologischer Novellen, die sich in diesem Buche unter lachenden Humoresken verstreut finden. Drollige Erinnerungen an den Deutschen Klub in Singapore, die an die übermühtigen Streiche deutscher Studenten erinnern, sowie an die fröhliche Laune, die zuweilen in Offizierkasinos zum Durchbruch gelangt, leiten die lange Reihe der Erzählungen ein, und diese alle sind so lebenswahr, daß der Leser glaubt, sie vor seinen Augen sich abspielen zu sehen. Viel Poesie, viel deutsches Gemüt, viel Humor liegt in dem Buche, dessen Verfasser ein ausgesprochen dichterisches Talent hat.

Die Post: Berlin.

In einer Reihe von Skizzen erzählt Hans Ebhardt in fesselnder Weise von fremden Ländern und Völkern, von fremdartigen Sitten und Gebräuchen. Ein gesunder Humor gibt den meisten dieser Schilderungen einen besonderen Reiz, obwohl auch ernste Episoden nicht fehlen. Die Erzählungen des Verfassers von dem Treiben im Deutschen Klub zu Singapore werden besonderes Interesse erwecken. Ebhardt schildert in anschaulicher Weise, manchmal mit poetischer Zartheit, manchmal auch mit derbster Komik. Überall aber empfindet man, daß ein gründlicher Kenner und großer Bewunderer des sonnigen Südens zu uns spricht.

Berliner Börsen-Zeitung.

Selten finden wir unter Werken, die Land und Leute in anderen Hemisphären, fremdartige Sitten und Gebräuche schildern, ein Buch wie das vorliegende, ein Buch, dessen Humor uns zunächst reizt, auch wenn wir sonst — durch langweilige Erfahrungen gewizigt — für dergleichen Lektüre nichts übrig haben. Wir fühlen aber selbst bei den derbsten Situationen, den heikelsten Schilderungen, daß ein echter Dichter zu uns spricht, dem alle Register seiner Kunst zur Verfügung stehen, der es vermag, mit liebevoller Kleinmalerei großartige Bilder zu schaffen, intim zu werden ohne Taktlosigkeit.